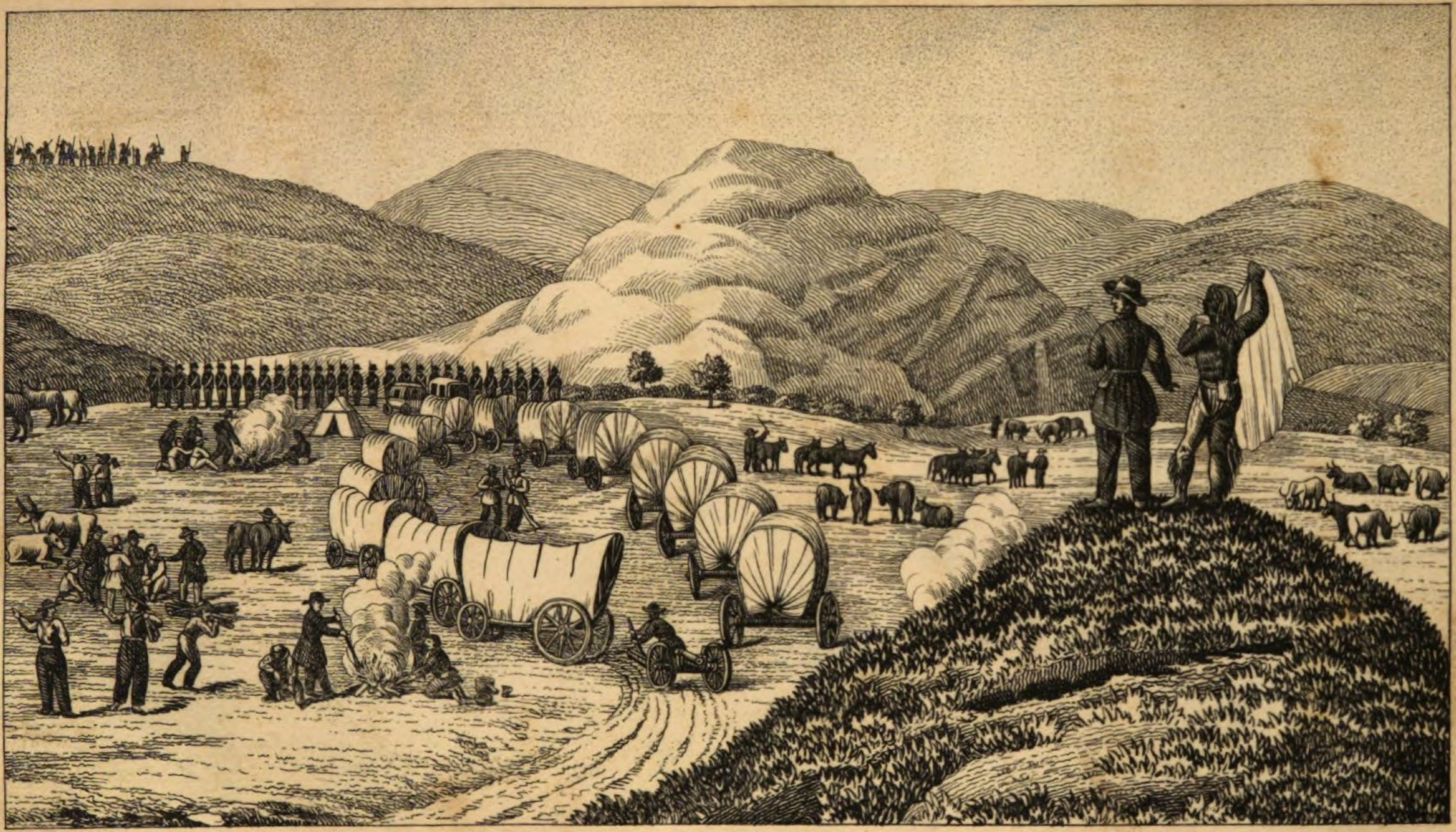


Lagerplatz.

Karawanenzüge

durch die

westlichen Prairieen

und

Wanderungen in Nord-Mejico.

Nach dem Tagebuche des Amerikaners

Josias Gregg

bearbeitet

von

M. B. Lindau.

Zweiter Theil.

Zweite Ausgabe.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1848.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Seite

Rückkehr zum Prairieen-Leben. — Aufbruch von Van Buren. — Das Bankerott-Gesetz der Cherokees. — Tschuli, der Creek Indianer. — Holmes-Lager. — Tabba Quina. — Zug durch unbesuchte Gegenden. — Spring Valley. — Büffeljagd. . . . 1

Zweiter Abschnitt.

Die Büffelmücke. — Der Kiawa. — Prairie-Brand. — Die Comanches. — Die Hundestadt. — Der indianische Bogenschütze. — Die Häuptlinge der Comanches. — Rückkehr der Dragoner. — Wieder ein Indianer-Besuch. — Freiwillige Gefangenschaft unter den Indianern. 13

Dritter Abschnitt.

Büffelwälzungen. — Das romantische Thal des Canadian. — Trauriges Schicksal einer Handelsgesellschaft. — Ankunft einer Schaar von Comancheros und ihre Wandergeschichten. — Ihr Handel. — Entdeckung eines neuen Reiseweges. — Ankunft in Santa Fe. — Der Gouverneur Armijo. 28

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen zur Reise nach Chihuahua. — Zollamt-Plackereien. — Unsicherheit des Briefwechsels. — Städte ohne Häuser. — Die Todten-Tagereise. — Der Todten-See und die Todten-Quelle. — Sage der Maulthiertreiber. — Beschwerliche Furt. — Paso del Norte. — Anmuthiges Thal. — Der verschwindende Fluß. — Der Salz-See. — Ankunft in Chihuahua. 41

Fünfter Abschnitt.

Abstecher nach Aguascalientes. — Handel im Südlande und Jahrmärkte. — Hacienda de la Zarca. — Perennirende

Seite

Baumwolle. — Abgaben für Wasser und Weide. — Das Kirchendorf. — Stadt Durango. — Scorpione. — Wachsendes Negerthum. — Räuberkünste. — Badescene in Aguascalientes. — Mejicanischer Maulthierbeschlag. — Ein Freund in der Noth. — Stadt Zacatecas. — Santa Ana's leichter Sieg. — Fehde unter den Machthabern in Durango. — Rückkehr nach Chihuahua. — Charakter des südlichen Landes. — Besuch der Bergwerk-Stadt Jesus-Maria. — Schwierige Straßen. — Grube Santa Juliana. — Merkwürdige Bergwerkarbeiten. — Barras de Plata. — Der Silberhandel . 57

Sechster Abschnitt.

Verkaufverhältnisse in Chihuahua. — Ueberfluß an Kupfermünze. — Eigenheiten der Stadt. — Kirchen. — Hidalgo und sein Denkmal. — Verfall öffentlicher Werke. — Fest zu Ehren Iturbide's. — Unfreundlichkeit gegen die Amerikaner. — Nächtliche Ladenbesuche. — Freimaurerfeindlichkeit. 78

Siebenter Abschnitt.

Abreise nach Santa Fe. — Mangel an Lebensmitteln. — Nothhilfe. — Streit mit einem Reichen. — Ankunft mejicanischer Kriegsvölker. — Verhaftung. — Gerichtliche Verhandlung — Ausgleichung des Streites. — Aufbruch nach Santa Fe. — Paseños mit Früchten und Getränken. 86

Achter Abschnitt.

Vorbereitungen zur Heimkehr. — Ausbruch der Blatternkrankheit. — Unsere Karawane. — Der Comanche Manuel. — Der Prairieen-Brand. — Büffeljagd. — Gefecht mit den Indianern. — Werth eines dicken Schädels. — Rückzug des Feindes. — Das Llano Estacado und die Quellen des Red River. — Der Canadian. — Die Schleichjagd. — Grausamkeiten gegen Büffel. — Ankunft in Spring Valley. — Charakter des durchreisten Landes. — Ankunft in Van Buren. — Die beiden Straßen nach Santa Fe. — Der Prairieen-Wanderer und seine unruhige Sehnsucht nach der Wildniß. . . 97

Neunter Abschnitt.

Verfall des Handels nach Santa Fe. — Umfang des Handels nach Chihuahua. — Häfen für die Einfuhr. — Schicksale der

Seite

neuen Karawanen nach Santa Fe. — Armijo's Niederlage. — Beschwerden gegen die Tejaner. — Ihre Zuchtlosigkeit. — Foderungen der mejicanischen Regierung. — Schluß des Handels nach Santa Fe. 114

Zehnter Abschnitt.

Geographie der Prairieen. — Berge und Mesas. — Das Llano Estacado. — Cañones. — Kohlenlager und andere Mineralien. — Salinen. — Die Salzebene und der Salzfels. — Unbewohnbarkeit der hohen Prairieen. — Treffliches Weideland. — Nord-Tejas. — Prairieen-Flüsse. — Ihre Unschiffbarkeit. — Croß Timbers. — Früchte und Blumen. — Gesundes Klima. 128

Elfter Abschnitt.

Thiere in den Prairieen. — Das Mustang. — Der Büffel. — Vortrefflichkeit des Büffelfleisches. — Wahrscheinliches Schicksal dieser Thierart. — Büffeljagden. — Der graue Wolf, den Büffeln verderblich. — Der Prairie-Wolf. — Abenteuer mit einem Wolfe. — Das Elen, das Rothwild und der Bär. — Die Antilope. — Das Dickhorn. — Der Prairie-Hund. — Eulen und Klapperschlangen. — Der gehörnte Frosch. — Vögel und Bienen. 151

Zwölfter Abschnitt.

Amerikas Ureinwohner. — Ueberlieferungen von ihrem Ursprung. — Uebereinstimmung der Glaubensansichten. — Verehrung der Sonne. — Die Shawnees. — Tecumseh. — Missionare und Erfolge der Katholiken. — Der Indianer-Himmel. — Begräbnißgebräuche. — Leichen auf Gestellen. — Aberglaube und Zauberei. — Vielweiberei und andere eheliche Verhältnisse. — Charakterverschiedenheit der Indianer. — Gastfreiheit. — Namen. — Stammverwandtschaft. — Furchtbare Verminderung der Indianer. 174

Dreizehnter Abschnitt.

Gränz-Indianer. — Ursachen ihrer Entfernung. — Ihre Unzufriedenheit. — Verbesserung ihres Zustandes. — Vorzüge ihrer jetzigen Wohnsitze. — Sclaverei. — Manufacturen. — Lebensweise. — Bildunganstalten. — Betrügereien. —

Seite

Spiele. — Gesellschaftliche Verfassung. — Vielweiberei. — Alte Gesetze und Gewohnheiten. — Unmäßigkeit. — Vorbauende Maßregeln. — Das Enthaltsamkeit-Gesetz der Choctaws-Ehen und Begräbnißgebräuche der Choctaws. — Die Creeks. — Einrichtungen. — Trauergebräuche. — Indianernamen. — Die nördlichen Stämme. — Zählung der Gränz-Indianer. . . 191

Vierzehnter Abschnitt.

Prairie-Indianer. — Häuptlinge. — Kriegführung. — Der Schädelhaut-Tanz. — Die Friedenspfeife. — Verträge. — Neuigkeit-Ausrufer. — Indianer-Waffen. — Tänze. — Zeichensprache. — Telegraphen. — Wohnhütten. — Packhunde. — Gebräuche. — Bemalen und Tätowiren. — Indianische Stutzer. — Die Büffelkittel. — Speisen und Fasten. — Hausthiere. — Der Wampum. — Zeitrechnung. 210

Funfzehnter Abschnitt.

Prairie-Indianer. — Mittlere Stämme. — Ihre Wigwams und Jagdzüge. — Anzug und Haarschnitt. — Die Pawnees. — Die Osages. — Ihre Spitzbüberei. — Pferde als Brautwerber. — Wehklagen. — Aberglaube. — Bemalte Pawnees. — Wilde Stämme. — Die Comanches. — Ihr Streifgebiet. — Ihre Nüchternheit. — Ihre Häuptlinge u. s. w. — Weibliche Keuschheit. — Ehegebräuche. — Sitten. — Reitkunst. — Kriegführung. — Raubzüge. — Kriegsfeierlichkeiten. — Behandlung der Gefangenen. — Begräbnißgebräuche. — Glaubensansichten. 229

Erster Abschnitt.

Rückkehr zum Prairieen=Leben. — Aufbruch von Van Buren. — Das Bankerott=Gesetz der Cherokees. — Tschuli, der Creek=Indianer. — Holmes=Lager. — Tabba Quina. — Zug durch unbesuchte Gegenden. — Spring Valley. — Büffeljagd.

Eine unbezwingliche Neigung, zu dem Prairieen=Leben zurückzukehren, bewog mich, bei einer neuen Unternehmung mich zu betheiligen. Die Einschließung der mexicanischen Häfen durch die Franzosen gab im Frühjahr 1839 mächtige Anreizungen zu einer solchen Handelsreise, da sich mit Grund voraussetzen ließ, daß in Chihuahua, welches seine Zufuhr hauptsächlich aus den Seehäfen erhält, großer Waarenmangel herrschen mußte. Wir wünschten, den Markt vor der Wiedereröffnung der Häfen des Meerbusens von Mexico zu erreichen, und hielten es daher für angemessen, statt des gewöhnlichen Weges von Missouri aus einen anderen noch nie versuchten vom Ufer des Arkansas zu wählen, wo das Weidegras beinahe vier Wochen früher erscheint. Es war allerdings ein großes Wagniß, mit schwer beladenen Wagen durch ein unbesuchtes Land zu ziehen, da ich aber die allgemeine Beschaffenheit der nördlich angränzenden Ebenen kannte, so erwartete ich kaum andere ernstliche Schwierigkeiten, außer denjenigen, die in sandigen Gegenden überhaupt vorkommen. Man hat es befremdend gefunden, daß wir nicht den geraden Weg nach Chihuahua wählten, wohin unser Handel hauptsächlich gerichtet war, sondern den Umweg über Santa Fe nahmen.

Wir fürchteten jedoch eine Reise durch die südlichen Prairieen, weil das Land in dieser Richtung als sehr dürr verrufen ist, und ich hatte keine Lust, den geraden Weg nach einem südlichen Hafen zu nehmen, da Ungewißheit über die Bedingungen der Zulassung obwaltete.

Nachdem wir die gehörigen Vorkehrungen gemacht und einen erlesenen Waarenvorrath von ungefähr 25,000 Dollars Werth in Van Buren am Arkansas eingeschifft hatten, traten wir am 21. April abends unsere Reise an. In den ersten acht Tagen machten wir jedoch nur geringe Fortschritte.

Am 28. April gingen wir über den Arkansas, einige Meilen oberhalb der Mündung des Canadian. Wir waren nur eine kurze Strecke weiter gezogen, als ein Händler vom Stamme der Cherokees zu uns stieß, um wegen einer Schuld einen freien Mulatten in Anspruch zu nehmen, den wir als Wagenführer gedungen hatten. Der arme Kerl hatte keine andere Wahl, als mit dem ungestümen Gläubiger umzukehren, der ihn sogleich vor den Richter stellte. Wir erfuhren später, daß man ihn verurtheilt hatte, sich dem Bankerott-Gesetze nach der Weise der Cherokees zu unterwerfen. Das Opfer wird entkleidet und an einen Baum gebunden. Jeder Gläubiger mit einer Peitsche von Rindsleder-Riemen oder Wallnußbaum-Zweigen in der Hand, zählt dem nackten Rücken den Betrag der Schuld auf. Ein Hieb für jeden schuldigen Dollar ist die gewöhnliche Art, den Schuldner weiß zu waschen, und da die Anwendung der Geißel mit allerlei Bemerkungen begleitet wird, so gewährt das Schauspiel den Anwesenden nicht wenig Belustigung. Ist das Urtheil vollzogen, so erklärt sich jeder Gläubiger für vollkommen befriedigt, und wie man sagt, lassen sie sich später nicht bewegen, auch nur einen Cent von der Schuld anzunehmen, selbst wenn der Schuldner sich dazu erbieten sollte. Der arme Mulatte, der auch uns schuldig war, mochte fürchten, daß wir in gleicher Münze Bezahlung fodern würden, und ließ sich nie wieder bei uns sehen.

Am 2. Mai gingen wir über die Nord-Gabel des Canadian, ungefähr eine Meile vor dem Zusammenflusse mit dem Hauptstrome. Ein wenig westwärts von dieser Furt findet man ein kleines Dorf der Creek-Indianer, und einige Verkaufbuden, die von amerikanischen Händlern gehalten werden. Ein Indianer, der sich mit seiner Frau entzweit hatte, kam herbei und erbot sich, uns zu begleiten, und zu unserer nicht geringen Ueberraschung führte er seinen Vorschlag aus. Am folgenden Morgen erschien seine reuige Frau in unserem Lager, weinend und heulend über den entflohenen Mann, der sich aber weder durch Thränen fangen, noch durch Drohungen besänftigen ließ, sondern seinen Entschluß vest hielt, fremde Länder zu sehen. Sein Name war Etschu-ileh-hadscho, d. i. närrischer Rehfuß, aber der Kürze wegen nannten wir ihn immer Tschuli. Er war fleißig und besaß mancherlei Geschicklichkeiten, wiewohl er sich stets zu Ungebührnissen hinreißen ließ, so oft er sich Branntwein verschaffen konnte, was zum Glück erst nach unserer Ankunft in Santa Fe geschah. Er war auf der Reise nützlich und willig, da er aber nicht Englisch sprach, so war unser Verkehr mit ihm etwas beschwerlich. Während unseres Aufenthaltes in Santa Fe kam er auf einen anderen Einfall und trat zu einer, meist aus Amerikanern bestehenden Schaar von Freiwilligen, die sich unter einem gewissen Kirker vereinigten, um gegen die Navajos und die Apaches zu kämpfen, da die Regierung zu Chihuahua ihnen den Besitz aller Kriegsbeute gewährleistet hatte. Unser Creek-Indianer fand unter diesem Haufen einige seiner rothen Brüder, die von den Gränzen des Staates Missouri so weit gewandert waren. Nachdem der kleine Heerhaufen sich aufgelöst hatte, kehrte Tschuli, wie ich gehört habe, mit einer Schaar, die von Chihuahua den geraden Weg durch die Prairieen nahm, in seine Heimat zurück.

Vor dem Uebergange über den Arkansas glaubten wir nicht eigentlich auf der Reise zu sein, und da unsere kleine Gesellschaft keine weiteren Veränderungen erlitt, so will ich sie dem

Leser vorführen. Sie bestand mit meinem Bruder und mir aus vier und dreißig Personen. Diese Leute waren sämmtlich von uns gedungen worden, drei ausgenommen, von welchen zwei aus dem östlichen Lande, ein Schneider und ein Goldschmied, gutmüthige und geschickte Burschen, die Absicht gehabt hatten, nach der Ankunft in Van Buren wieder davon zu laufen, aber nun geneigt genug waren, tausend Meilen weiter zu wandern, in der Hoffnung, den Spaniern, wie man die Mejicaner gewöhnlich im Westlande nennt, ihre überflüssige Baarschaft abzunehmen. Der Dritte war ein deutscher Tabuletkrämer, der auf der ganzen Reise immer nur von dem Werthe seiner Kurzwaaren schwatzte, womit er eine Menge spanischer Thaler zu erwerben gedachte. Eine Reise durch die Prairieen kostete diesen Leuten gar nichts, denn wir versahen sie mit allen Bedürfnissen, da sie unsere Gesellschaft verstärkten. Selten gab es wohl in einer so kleinen Gesellschaft so verschiedenartige Bestandtheile. Man sah hier die Vertreter von sieben Völkerstämmen, deren jeder seine Heimatsprache redete, was zuweilen ein Gemisch mißtönender Laute gab. Es war ein Franzose darunter, dessen Zungengeläufigkeit und wunderliche Gebärden stark abstachen gegen die Kälte zweier phlegmatischen Wanderer aus Deutschland, während die stille Schwärmerei zweier verbannten Polen, der unempfindliche Blick zweier Söhne der Wildniß, des erwähnten Creek=Indianers und eines Chickasaw, und die Gebärden einiger schwatzhaften Mejicaner nicht wenig beitrugen, die Wirkung des Bildes zu erhöhen. Die Amerikaner waren meist Hinterwäldler, die das Feuergewehr besser als die Peitsche handhaben konnten, doch dienten sie uns als Fuhrleute.

Wir hatten vierzehn Packwagen, eine Hälfte mit Maulthieren, die andere mit Ochsen bespannt, und zwei leichte Fuhrwerke. Auch führten wir zwei Drehbassen, die zwei Räder hatten, doch war eine derselben auf einem beweglichen Rollbret befestigt, so daß sie beim Anhalten auf die andere Seite der Wagen gebracht werden konnte. Eines dieser Geschütze hatte ein

langes Rohr mit einem Kaliber von nicht mehr als $1\frac{1}{4}$ Zoll, doch stark genug, eine bleierne Kugel 5000 Fuß weit zu schießen. Die andere war von Eisen und etwas größer. Ueberdieß war unsere Gesellschaft mit Kleingewehr gut ausgerüstet. Die Amerikaner waren meist mit „Rifles" und mit Musketen versehen, die sie auf ihren Wagen führten, immer mit Kugeln und Rehposten geladen. Mein Bruder und ich waren mit Doppelgewehren und Doppelpistolen bewaffnet, so daß wir im Nothfall sechs und dreißig geladene Läufe bereit hatten, und wehrhafter waren, als es gewöhnlich in den Prairieen der Fall ist.

Wir hatten vor unserem Aufbruche von der Kriegsverwaltung der Vereinigten Staaten das Versprechen erhalten, daß eine Dragoner-Abtheilung uns bis an die Gränze von Mejico geleiten sollte; als wir aber eine Botschaft an den Befehlhaber des Forts Gibson schickten, erhielten wir zur Antwort, daß es wegen neuerlich ausgebrochener Unruhen unter den Cherokees zweifelhaft wäre, ob man die Mannschaft entbehren könnte. Dieß war eine nicht wenig unangenehme Nachricht, da das Geleite uns sehr nützlich gewesen sein würde, uns einen Weg durch die unbesuchte Wildniß suchen zu helfen, die wir durchziehen sollten. Es war jedoch zu spät, umzukehren, und so entschlossen wir uns, die Reise auf jede Gefahr fortzusetzen.

Wir waren über die entlegensten Ansiedelungen der Creeks und Seminoles hinaus, und an einem heiteren lieblichen Abend hatten wir unser Lager am Rande einer anmuthigen Prairie aufgeschlagen, als einige junge Leute, die auf eine Jagdbeute rechneten, ihre Gewehre über die Schultern warfen und in ein dichtes Gehölz gingen, das an unseren Lagerplatz gränzte. Unter ihnen befand sich einer der Burschen aus dem östlichen Lande, der weit bekannter mit dem Inneren einer Stadt als einer Waldwildniß war. Die Schatten des Abends verdunkelten sich, und alle Jäger waren zurückgekehrt bis auf ihn. Es wurden mehre Gewehre und selbst unsere kleinen Geschütze abgefeuert, aber ohne Erfolg. Die Nacht verging und der Morgen dämmerte,

doch der junge Mann ließ sich nicht sehen. Das Feuern wurde wiederholt, und bald nachher sahen wir ihn sehr grämlich und niedergeschlagen herankommen. Wir erriethen, daß er eine Geschichte von gefährlichen Abenteuern und mühsamen Rettungen auf den Lippen hatte, und dieß besänftigte ein wenig den Spott, womit er anfänglich bestürmt wurde. Wie es schien, hatte er unser Feuern am vorigen Abend zwar gehört, aber in seiner Bestürzung sich über die Richtung getäuscht. In diesem Irrthum und aus Furcht vor den Indianern, von welchen nach seiner Meinung das Feuern herrührte, setzte er seine Wanderung durch die unwegsame Gegend bis zu Anbruche der Dunkelheit fort, als er, von einem Panther angefallen, in eine noch bedenklichere Lage kam. Es gelang ihm, den Feind mit dem Kolben seines Gewehres abzuhalten, und er kletterte dann auf den Wipfel eines Baumes, wo er den übrigen Theil der Nacht zubrachte. Der starke Geruch, der dem zersplitterten Gewehrkolben noch immer anhaftete, erweckte jedoch einen großen Verdacht, daß der gefürchtete Panther einem Iltiß nahe verwandt gewesen war.

Wir hatten eben den äußersten Saum der berühmten, weit ausgedehnten Waldung Croſſ Timbers erreicht, als wir durch die Ankunft von vierzig Dragonern erfreut wurden, die Befehl hatten, uns bis an die vermeinte Gränze der Vereinigten Staaten zu geleiten. An demselben Abend hatten wir das Vergnügen, an einer Stelle, Holmes-Lager genannt, einem wild romantischen Orte unter 35° 5′ der Breite, nur eine Meile nördlich vom Canadian, unser Lager aufzuschlagen. In der Nähe war eine schöne Quelle, wo im Jahre 1835 eine Truppenabtheilung der Vereinigten Staaten mit einem Haufen von Comanche- und Witschita-Indianern zusammenstieß, aber zu einer friedlichen Einigung kam, und in derselben Gegend hatte nicht lange nachher der Oberst Chouteau eine Verpfählung als ein kleines Fort angelegt, wo später ein bedeutender Handel mit den Comanche-Indianern und anderen Stämmen in den süd-

westlichen Prairieen getrieben wurde. Seit dem verflossenen Winter war jedoch diese Niederlassung aufgegeben worden.

Vom Arkansas bis zu Chouteau's Fort ging unser Weg ununterbrochen durch grasreiche Ebenen und fruchtbare Lichtungen, hier und da von waldigen Streifen und zahlreichen Bächen durchschnitten, die aber, außer der Regenzeit, gewöhnlich trocken sind. Bis zu Holmes-Lager hatten wir einen fahrbaren Wagenweg, der bei Gelegenheit des oben erwähnten Vergleiches mit den Indianern eröffnet und später von den Händlern offen erhalten wurde, wiewohl diese, von unwegsamen Päffen, sumpfigen Hohlwegen und schroffen Steigungen durchschnittene Strecke uns beschwerlicher ward als die ganze übrige Reise.

Wir waren nicht lange im Fort gewesen, als mehre Comanche-Indianer uns besuchten, die von unserer Ankunft unterrichtet, uns bewillkommen wollten, in der Meinung, daß ihr Freund Chouteau mit frischen Waaren nach dem Fort zurückkehrt. Die Nachricht, daß ihr Liebling im vorigen Winter im Fort Gibson gestorben war, versetzte sie in große Betrübniß. Als wir ihre Hütten besuchten und uns nach ihrem Capitan *) erkundigten, wurden wir zu einem wohlbeleibten, schielaugigen alten Mann geführt, dessen Aeußeres keineswegs Rang oder Würde andeutete. Es war Tabba-Quina, d. h. der dicke Adler, ein Name, der allen mit den Comanche-Indianern verkehrenden Händlern bekannt ist. Wir hatten oft gehört, daß er geläufig Spanisch redete, und machten uns auf eine gesellige Unterhaltung gefaßt, als wir ihn aber in jener Sprache anredeten und ihn fragten, ob er Spanisch sprechen könnte, antwortete er bloß: „Poquito" — wobei er den Zeigefinger an's Ohr legte, um anzudeuten, daß er nur ein wenig verstände. So war es auch, und unsere Unterredung wurde meist durch Zeichen geführt. Wir

---

*) Die meisten Prairie-Indianer scheinen dieses spanische Wort gelernt zu haben, womit sie ihre Häuptlinge bezeichnen, wenn sie mit Weißen sprechen.

waren nun im Begriff, eine unbekannte Gegend zu betreten; unser Weg ging durch jene unbesuchte Wildniß, von welcher ich so oft gesprochen habe, und wir hatten auf einer Strecke von beinahe 500 Meilen keinen Führer, keine leitende Spur. Wir mußten uns ganz auf unsere Kenntniß von der geographischen Lage des Landes verlassen, nach welchem unser Weg ging, und auf die Nachweisung, die ein Compaß und ein Sextant uns gaben. Dieß war im eigentlichen Sinne eine Vorläufer-Reise, eine Reise, wie sie vielleicht nie vorher unternommen ward, in der Absicht, schwer beladene Wagen durch ein Land zu führen, das der Fuß gesitteter Menschen fast gar nicht betreten hatte und das uns wenigstens unbekannt war. Es lag uns daher sehr viel daran, die Mittheilungen zu erhalten, die unsere Gäste uns geben konnten; aber Tabba-Quina, der sich keineswegs auf Wagenbewegungen verstand, konnte uns nur durch Gebärden, die mit elendem Spanisch vermischt waren, zu verstehen geben, daß die Reise aufwärts am Canadian nach seiner Reiseart keine Schwierigkeiten hätte. Er schien jedoch mit der ganzen Gränze Mejicos von Santa Fe bis Chihuahua und selbst mit dem Meerbusen und den gesammten Prairieen sehr gut bekannt zu sein. Während der Besprechung schien er zuweilen die Meinung anderer Häuptlinge, die sich um ihn gesammelt hatten, zu befragen. Endlich gaben wir ihm einen Bogen Papier und einen Bleistift und baten ihn, uns eine Karte der Prairieen zu zeichnen. Er war damit sehr schnell fertig, und wiewohl die Zeichnung ein wenig roh war, so hatte sie doch zu unserem Erstaunen ein ganz landkartenartiges Ansehen und eine weit genauere Zeichnung aller Hauptflüsse in den Ebenen, der Straße von Missouri nach Santa Fe und der verschiedenen mejicanischen Ansiedelungen, als man auf vielen gestochenen Karten jener Gegenden findet.

Tabba-Quina's Gesellschaft bestand aus ungefähr sechzig Personen, mit Einschluß mehrer Weiber und Kinder, und einigen Häuptlingen und Kriegern der Kiawa-Indianer, die zwar ein

ganz verschiedener Stamm sind, aber häufig unter den Comanches sich ansiedeln. Als wir unser Lager verlassen wollten, machten sich Alle auf den Weg nach dem Fort Gibson, um den Capitan Grande zu besuchen, wie sie uns sagten. Viele Prairieen-Stämme bedienen sich dieses spanischen Ausdruckes, und bei ihren verwirrten Begriffen von Rang und Macht bezeichnen sie damit nicht nur den Präsidenten der Vereinigten Staaten selbst, sondern auch den Sitz der Regierung, den sie auch wohl mit dem Fort Gibson und dem dort befehligenden Offizier verwechseln.

Am 18. Mai verließen wir Chouteau's Fort. Von hier zogen unsere Wagen in zwei Reihen und wurden in jedem Lager so gestellt, daß sie eine Veste und zugleich eine Hürde für die Zugthiere bildeten, ganz anders, als es bei großen Karawanen üblich ist. Die beiden vorderen Wagen werden neben einander gestellt, mit ihrem hinteren Ende ein wenig auswärts. Ungefähr die Hälfte der übrigen Wagen stellt man dann auf gleiche Weise, doch bleibt das Vorderrad von dem Hinterrade des nächsten vorstehenden Wagens ein wenig entfernt. Die übrigen werden eben so aufgefahren, aber hinten nach der inneren Seite gekehrt, so daß sie sich am Ende der Hürde beinahe schließen und nur eine Oeffnung lassen, durch welche das Vieh eingetrieben wird. So erhält die Hürde eine eirunde Gestalt, und nach einiger Uebung wissen die Führer diese Aufstellung in sehr kurzer Zeit zu vollenden.

Am folgenden Tage erhielten wir wieder einen Besuch von dem alten Tabba-Quina und einem anderen Häuptlinge der Comanches, und mit ihnen kamen fünf bis sechs Krieger und eben so viele Weiber, mit Einschluß von Tabba-Quina's Frau und kleinem Sohne. Während wir am Nachmittage fortschlenderten, hielt ich mit dem schielaugigen Häuptling in unserer halb stummen Sprache ein langes Gespräch. Er gab mir zu verstehen, so gut er konnte, daß seine Gefährten ihre Reise fortgesetzt hätten, um den Capitan Grande zu besuchen, er aber

wäre umgekehrt, um bessere Pferde zu holen. Er prahlte nicht wenig mit seiner Freundschaft gegen die Amerikaner und versprach uns, seinen Einfluß zu benutzen, um die unruhigen Geister unter seinem Stamme abzuhalten, uns zu belästigen, doch verhehlte er nicht seine Besorgnisse, daß die Pawni- und Osage-Indianer in der Nacht unser Vieh stehlen würden. Als ich ihm aber sagte, daß wir eine scharfe Nachtwache hätten, hielt er unsere Sicherheit weniger gefährdet. Diese freundlichen Indianer lagerten sich neben uns in der nächsten Nacht. Am folgenden Morgen sagte mir der alte Häuptling, einige seiner Gefährten hätten Maulthiere zu verhandeln. Wir kauften einige mit Vortheil, da unsere Gespanne schon ziemlich geschwächt waren. Tabba-Quina und seine Gefährten verließen uns dann, um zu ihrem Stamme zurückzukehren, welcher, wie man uns sagte, am falschen Waspita seinen Sitz hatte, und wir sahen sie nie wieder.

Als wir das Fort verlassen hatten, hielten wir uns meist zwischen dem Canadian und seiner Nord-Gabel und setzten abwechselnd über die beiden Strömen zufließenden Nebenflüsse. Auf diese Weise legten wir gegen achtzig Meilen zurück, als wir in eines der anmuthigsten Prairieen-Thäler traten, das ich je gesehen habe. In unserer Begeisterung nannten wir es „Spring Valley" (Quellenthal), weil wir nach allen Richtungen zahlreiche Quellen und Bächlein rieseln sahen, in deren klarem Wasser Forellen und Barsche sorglos spielten. Ein großer Theil der Gegend, die wir durchzogen hatten, war von ähnlicher Art, doch nirgend so schön. Ich muß jedoch bemerken, daß westlich von diesem Thale nur die unmittelbar an den Strom gränzenden Thäler angebaut werden können, da die Hochebenen zu trocken und sandig sind. Hier aber war der Boden dunkel und mürbe, und der reiche Pflanzenwuchs, der ihn bedeckte, sprach für seine Fruchtbarkeit. Spring Valley neigte sich ein wenig gegen die Nord-Gabel des Canadian, die ungefähr fünf Meilen von unserem Wege entfernt war. Die Landschaft ist mit Streifen

von Gehölze reizend durchzogen, während kleine Büffelheerden in malerischen Gruppen sie belebten.

Drei Tage vorher waren wir zuerst diesem Prairieen-Vieh begegnet. Nur sehr wenige unserer Reisegefährten hatten je einen Büffel im wilden Zustande gesehen, und der erste Anblick dieser schönen Thiere erweckte die lebhafteste Aufregung. Einige unserer Dragoner hatten in ihrer Jagdlust eine kleine Heerde verscheucht, die ruhig in geringer Entfernung weidete, ehe unsere Schleichjäger, die den Büffeln entgegen gekrochen waren, die Schußweite gewonnen hatten. Kaum waren die Bewegungen unserer berittenen Gefährten sichtbar geworden, als die ganze Gegend, so weit das Auge reichte, von lebendigen Wesen wimmelte, die nach allen Richtungen flohen. Aus den angränzenden Thälern sprangen zahlreiche Heerden hervor, die wir früher nicht bemerkt hatten, und viele kamen auf ihrer wilden Flucht unseren Wagen so nahe, daß die Fuhrleute, von der Jagdlust angesteckt, ihr Gespann verließen und den Büffeln nachfeuerten.

Als die Büffel am folgenden Tage noch zahlreicher sich zeigten, wurde die Jagd mit größerem Eifer erneuert. Mitten in dem allgemeinen Wirrwar sahen wir drei Männer in weiter Entfernung erst eine, dann eine andere Büffelheerde jagend, bis sie endlich völlig verschwanden. Es waren unsere beiden Köche, einer mit einer Pistole, der andere mit einer Muskete bewaffnet, und von dem Creek-Indianer Tschuli begleitet, der zum Glück eine Büchse hatte. Wir zogen mehre Meilen weiter, ohne sie wiederzusehen. Endlich, als wir sie beinahe verloren gegeben hatten, schleppte sich der französische Koch Franc heran, und sein klägliches Gesicht verkündete, daß er eine traurige Geschichte zu erzählen hatte. Den ganzen Tag hatte er gejagt und geschossen, aber nichts erlegt, bis er endlich über ein verwundetes Büffelkalb strauchelte. Er griff es kühn an, wie er erzählte, aber das kleine Thier setzte sich ihm zur Wehre und zerkratzte ihn, doch wollte er es am Ende noch erlegt haben. Tschuli und der andere Koch kamen bald nachher eben so niedergeschla-

gen zurück, da dieser nicht nur unglücklich auf der Jagd gewesen war, sondern sich auch verirrt hatte. Der Indianer hatte wahrscheinlich den Büffel mit seiner Büchse erlegt, war aber nicht geneigt, in seiner Zeichensprache mittheilend zu sein, und so erfuhren wir nichts von seinen Abenteuern.

In der Nacht nach der ersten Büffeljagd lagerten wir uns in einer holzlosen Schlucht und waren genöthigt, trockenen Büffelmist zur Feuerung zu gebrauchen. Es ist lustig, das Gewühl bei der Sammlung dieses Unrathes zu sehen. Bei trockenem Wetter ist der Mist ein vortrefflicher Ersatz für Holz und giebt sogar ein heißeres Feuer, aber vom Regen benetzt, dampft der Haufen stundenlang, ehe er in Flamme geräth, wenn es überhaupt geschieht. Das Büffelfleisch, das der Jäger über diesem Feuer brät oder röstet, hält er für schmackhafter als die Fleischschnitte, die der feinste Koch im gesitteten Leben bereitet.

Zweiter Abschnitt.

Die Büffelmücke. — Der Kiawa. — Prairie-Brand. — Die Comanches. — Die Hundestadt. — Der indianische Bogenschütze. — Die Häuptlinge der Comanches. — Rückkehr der Dragoner. — Wieder ein Indianer-Besuch. — Freiwillige Gefangenschaft unter den Indianern.

Es ergab sich nun, daß wir bei der nördlichen Krümmung des Canadian uns weiter nördlich gewendet hatten, als es ursprünglich unsere Absicht gewesen war, und wir bemühten uns, auf der Südseite durch ein Gehölz zu dringen, was uns nach großer Anstrengung auch gelang. Wir fanden hier viele klare Bäche auf kiesigem Boden, überall mit stattlichen Eichen, schwarzen Wallnußbäumen, Maulbeerbäumen und anderen ähnlichen Gewächsen besetzt, die uns vortreffliches Holz zur Ausbesserung der Wagen gaben, welches auf der Straße von Missouri, über Council Grove hinaus, gänzlich fehlt.

Westlich von Spring-Valley fanden wir zwar den Büffel sehr selten, aber es war doch kein Mangel an Wild, denn in jedem Winkel und jeder Lichtung wimmelte es von Rehen und wilden Truthühnern, Rebhühnern und Haselhühnern. Wir hatten auch Gelegenheit, mit einer anderen Art von Prairie-Bewohnern bekannt zu werden, deren Besuche gewöhnlich nichts weniger als angenehme Eindrücke zurückließen. Ich meine das kleine schwarze Insect, das den Wanderern in den Prairieen unter dem Namen der Büffelmücke bekannt ist. Sie greift nicht

nur Gesicht und Hände an, sondern sucht sich auch in Theile einzudrängen, die man am sorgfältigsten dagegen zu schützen sucht. Hier setzt sie sich vest und schwelgt, bis sie gesättigt ist. Der Stich des Insects ist so giftig, daß Gesicht, Hals und Hände, oder irgend ein Theil des Körpers, wo es gestochen hat, das Ansehen einer eiternden Blatter erhält. Die Büffelmücke ist in der That ein weit lästigeres Insect als die Moskito-Fliege, und auch weit häufiger in den Prairieen.

Wir verfolgten nun unsere Reise zwischen dem Canadian und dem Waldstreifen mit sehr geringen Schwierigkeiten. Als wir in einem angränzenden Thale anhielten, um Mittagruhe zu halten, sahen wir mit großer Ueberraschung einen Indianer erscheinen, der keinen anderen Schutz als seine Frau hatte. So viel wir aus ihren Gebärden abnehmen konnten, waren sie durch eine Liebelei in Verlegenheit gerathen. Der Bursche, der zu dem Kiawa-Stamme gehörte, hatte nach seiner eigenen Angabe die Frau eines Anderen geraubt und war in die Wildniß geflohen, wo er ein abgeschiedenes Leben führen wollte, in der Hoffnung, der Rache seines Vorgängers zu entrinnen. So glaublich jedoch die Geschichte des Indianers klang, wir hatten einen starken Argwohn, daß seine Stammgenossen nicht weit entfernt sein möchten, und daß er mit seiner Gefährtin nur umhergeschlichen war, um sein Diebgelüste auf unsere Kosten zu befriedigen, und als sie sich entdeckt sahen, es für den klügsten Ausweg gehalten hatten, sich uns furchtlos zu nähern. Dieser seltsame Besuch gab uns einen Beweis von der Zuversicht, welche die Gesittung selbst den rohesten Wilden einflößt.

Bald nach der Ankunft unserer Gäste wurden wir durch einen plötzlichen Prairie-Brand furchtbar erschreckt. Das alte Gras in dem Thale, wo wir uns gelagert hatten, war nicht niedergebrannt worden, und da einer unserer Köche unabsichtlich ein Feuer anzündete, so verbreitete sich die Flamme mit wunderbarer Schnelligkeit, und von einem frischen Winde getrieben, zog sie sich durch das ganze Thal, trotz all unseren Bemüh-

ungen, sie aufzuhalten. Zu unserem Glücke war der Brand auf der von dem Winde abgekehrten Seite unserer Wagen ausgebrochen und that uns daher keinen Schaden, aber der Zufall selbst zeigte uns, wie gefährlich es war, mitten unter dürrem Grase ein Lager aufzuschlagen, und welche Vortheile feindselige Wilde aus einer solchen Oertlichkeit ziehen könnten.

Als das Feuer einige Stunden lang heftig gewüthet hatte, wurde der Himmel plötzlich von einer Wolke verdunkelt, worauf fast augenblicklich ein erfrischender Regen sich ergoß, eine Erscheinung, die man oft in den Prairieen nach einem ausgedehnten Brande sieht, und die Espy's viel besprochene Theorie von künstlichen Regenschauern erläutert.

Wir setzten nun unsere Reise ohne weitere Störung fort, außer daß wir durch die nördliche Krümmung des Canadian noch immer genöthigt wurden, von der uns vorgesetzten Richtung abzuweichen. Am 30. Mai aber gelang es uns, die Ecke der großen nördlichen Krümmung zu umgehen. Als wir wieder die das Gelände scheidende Anhöhe erstiegen, die dort ganz von Holz entblößt war, erfreute unser Auge eine weit gedehnte Prairie. An jenem und dem folgenden Tage ging unser Weg durch eine Gegend, die reich an Gyps war, von der feinsten bis zu der gewöhnlichen Art. Einen Nebenfluß der Nord-Gabel des Canadian, der von vielen Gypslagern umgeben war und wo wir am 31. Mai unser Nachtlager nahmen, nannten wir „Gypsbach". Wir mußten die Breitengrade nach der Mittagshöhe des Mondes, der Planeten und der Fixsterne berechnen, da die Sonne am Mittage jetzt zu hoch stand, als daß wir des künstlichen Horizontes uns hätten bedienen können, und wir fanden am Gypsbach, dem äußersten Punkt, den wir erreicht hatten, 36° 10′. Da wir nun ungefähr 30 Meilen*) nördlich von dem Parallel-Kreise von Santa Fe waren, so mußten wir einige Grade südwestlich uns wenden, um unsere gerade Richtung zu finden.

*) Englisch.

In der folgenden Nacht lagerten wir uns in einer mit Sandhügeln bedeckten Gegend, wo wir nicht einen Tropfen Wasser fanden. Eine unermeßliche Sandebene öffnete sich vor uns, die an einigen Stellen völlig von allem Pflanzenwuchse entblößt, an anderen aber mit einer sehr niedrigen Eichenart und eben so zwergartigen Pflaumensträuchern völlig bedeckt war. Diese sonderbaren Gewächse, die sich in der Entfernung von dem Prairie-Grase nicht unterscheiden ließen, waren mit Eicheln und Pflaumen beladen, welche im Zustande ihrer Reife eine ansehnliche Größe hatten, obgleich die Stämmchen selten dicker als Haferstengel und oft nicht einen Fuß hoch waren. Wir fanden diese Gewächse auch in anderen Gegenden der Prairieen.

Wasser aber, das unentbehrlichste Bedürfniß, war nirgend zu finden, und es verbreiteten sich Besorgnisse unter unserer Gesellschaft. Als wir zuletzt den Canadian und dessen Nord-Gabel gesehen hatten, trennten sich beide dem Anscheine nach fast in rechten Winkeln, und es war daher nicht möglich, zu bestimmen, in welcher Entfernung wir von beiden waren. Nachdem ich mit meinem Bruder den ganzen Morgen ohne Erfolg die Ebenen durchstrichen hatte, bemerkten wir endlich einen tiefen Hohlweg, der in der Richtung des Canadian lief, wo wir schönes Wasser fanden. Unsere Wagen nahmen frische Ladung ein, und alle Besorgnisse waren verschwunden.

Seit wir von Spring Valley aufgebrochen waren, hatten wir zwar nur sehr wenige Büffel gesehen, aber nun erschienen sie wieder, wiewohl nicht in zahlreichen Heerden, wie auch Rothwild und die flüchtige Antilope, die aber in dieser wilden Gegend der Prairieen weit zahmer sich zeigte, als ich sie anderswo gefunden hatte. Das schlanke und majestätische Mustang flog auch zuweilen über das nackte Gelände, oder sprang und hüpfte in der Nähe unserer kleinen Karawane. Nichts aber fesselte so sehr unsere Aufmerksamkeit als die kleinen Hunde-Ansiedelungen oder, wie man sie gewöhnlich nennt, Hunde-Städte, deren die Reisenden in den Prairieen so oft erwähnen.

Als wir durch ihre Straßen zogen, sahen wir viele der kleinen Insassen unter den zahlreichen Hügelchen, welche ihre Wohnungen bildeten, wo sie umhersprangen oder vor den Eingängen saßen und zu unserer großen Belustigung trotzig kläfften, ohne auf die Gefahr zu achten, die ihnen oft die Gewehre unserer Gefährten drohten, da sie vielleicht noch nie eine solche tödtliche Waffe gesehen hatten.

Am 5. Junius kamen wir wieder in eine offene Prairie, ungefähr in der Gegend, die wir für die Gränze zwischen den Vereinigten Staaten und Mejico hielten. *) Der Anführer unserer Dragoner, Lieutenant Bowman, sprach nun im Ernst davon, daß er nach seinen Weisungen an die Rückkehr denken müßte. Als die Wagen um Mittag Halt machten, ging ein kleiner Theil unserer Gesellschaft mit einigen Dragonern einige Meilen voran, um den Weg zu erforschen. Auf dem Gipfel einer Anhöhe, die wir erstiegen, sahen wir eine Büffelheerde und zwei bis drei Reiter, die sie lebhaft verfolgten. „Mejicanische Ciboleros!" riefen wir, da wir glaubten, nun in dem Gebiete der Büffeljäger aus Neu-Mejico zu sein. Wir spornten unsere Pferde und sprengten ihnen entgegen. Wie wir hätten erwarten können, scheuchte unsere plötzliche Annäherung sie hinweg, und wir verloren sie bald ganz aus dem Gesichte. Als wir die Stelle erreichten, wo wir sie zuletzt gesehen hatten, fanden wir ein Pferd und zwei gesattelte Maulthiere, alle an einen erlegten, zum Theil schon abgehäuteten Büffel gebunden. Wir durchsuchten sorgfältig einige Gebüsche von niedrigem Strauchholz und die angränzenden Schluchten, ohne weitere Spuren der Flüchtlinge zu entdecken; daß sie jedoch nicht Mejicaner waren, verrieth uns die indianische Anschirrung der Thiere.

Wir wollten sie verfolgen, als auf einer Anhöhe, ungefähr in der Entfernung einer Meile ein einzelner Indianer zu Pferde sich zeigte.

---

*) Aus späteren Beobachtungen ergab sich, daß dieser Punkt einige Meilen westlich von 100° der Länge (Greenwich) lag.

Ich ritt mit meinem Bruder ihm entgegen, aber als er uns herankommen sah, verrieth er Furcht, und mein Bruder ritt allein auf ihn zu. Als er nahe genug war, rief er: „Amigo!" worauf der Indianer erwiderte: „Comanz!" Er schlug sich dabei auf die Brust, und mit einer geschickten Wendung sprengte er auf uns zu und reichte uns die Hand zum Zeichen der Freundschaft. Er ließ sich aber durchaus nicht bewegen, mit uns zu seinen Thieren zurückzukehren, wo unsere Gefährten geblieben waren. Er fürchtete offenbar Verrath und Treulosigkeit. Wir kehrten zu unseren Wagen zurück und ließen das Eigenthum des Indianers, wie wir es gefunden hatten, doch ergab es sich später, daß es nach unserem Aufbruche weggeschafft worden war.

In den Nachmittagstunden erschienen fünf Indianer welchen sich eine Frau befand, und als wir sie durch freundschaftliche Zeichen bewogen hatten, sich uns zu nähern, brachten sie die Nacht in unserem Lager zu. Am nächsten Morgen verriethen wir den Wunsch, zu dem nächsten Orte unserer Reiselinie geführt zu werden, wo wir gute Weide und Wasser finden könnten. Ein munterer junger Häuptling, nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, übernahm es, während seine Gefährten mit unserer Gesellschaft weiter zogen. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir uns mitten in einer anderen großen Hundestadt befanden.

Wilkins Kendall hat die geselligen und häuslichen Gewohnheiten dieser merkwürdigen kleinen Thiere so lebendig und anziehend beschrieben, daß es überflüssig sein würde, wenn ich eine andere Schilderung versuchte, und ich kann meinen Lesern keinen angenehmeren Dienst leisten, als daß ich ihnen die Scene mittheile, die er beschreibt. „In ihren Gewohnheiten sind sie enge verbunden, gesellig und ungemein munter. Nie leben sie allein, wie andere Thiere, sondern man findet sie immer in Dörfern oder großen Ansiedelungen beisammen. Sie sind ein wildes, lustiges, tolles Völkchen, wenn sie nicht gestört werden, unstät und immer in Bewegung, und sie scheinen besonders Gefallen

daran zu finden, ihre Zeit zu verplaudern, von Höhle zu Höhle Besuche zu machen und über ihre Angelegenheiten zu schwatzen, so könnte man wenigstens aus ihren Handlungen schließen. — Bei mehren Gelegenheiten schlich ich mich dicht an ihre Dörfer, ohne bemerkt zu werden, um ihre Bewegungen zu beobachten. Genau in der Mitte einer Ansiedelung bemerkte ich einen sehr großen Hund, der vor der Thüre oder dem Eingange seiner Höhle saß, und seine Handlungen und das Benehmen seiner Nachbarn schienen ihn als den Häuptling zu bezeichnen. Ich beobachtete wenigstens eine Stunde heimlich die Bewegungen der Hundegemeinde. Während dieser Zeit erhielt der große Hund wenigstens zwölf Besuche von seinen Genossen, die einige Minuten mit ihm schwatzten und dann wieder in ihre Wohnungen eilten. Er verließ mittlerweile nicht auf einen Augenblick seinen Posten, und ich glaubte, einen Ernst in seinem Benehmen zu entdecken, den ich bei seinen Umgebungen nicht fand. Es fällt mir nicht ein, zu sagen, daß die Besuche, die er empfing, Geschäfte betrafen oder mit der Leitung der Angelegenheiten des Dorfes irgend etwas zu thun hatten, aber es sah in der That so aus. Hat irgend ein Thier ein System von Gesetzen zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten, so ist es gewiß der Prairie-Hund."

Als wir auf unseren Pferden sitzend, nach diesen Dorfverhandlungen sahen, schoß unser Führer, der Comanche, einen Pfeil ab, um die Lebensbahn eines kleinen Bürgers abzukürzen, der in der Oeffnung seiner Höhle, ungefähr funfzig Schritte entfernt, sehr mürrisch bellte. Das Thier war fast ganz versteckt hinter dem Hügel, der den Eingang seiner Höhle umgab, so daß der Pfeil ihn nicht in gerader Linie treffen konnte; aber der Indianer half sich damit, daß er den Pfeil in einer Curve herabsteigen ließ, der dann auch augenblicklich in dem Leibe des armen Thieres zitterte. Der Indianer lächelte nur über sein Kunststück, das uns in das höchste Erstaunen setzte. Es ist nicht zu verwundern, daß der Schütze mit seinem guten Gewehre sein

Ziel trifft, aber es ist fast unbegreiflich, wie diese Wilden es lernen, ihre gefiederten Geschosse, ohne scharf zu zielen, mit solcher Genauigkeit abzuschießen. Ich hatte zu gleicher Zeit eine Doppelpistole hervorgezogen, um einen anderen Hund zu treffen, und als ich sah, daß der junge Häuptling neugierig war, that ich einige Schüsse schnell nach einander, um ihm die Wirksamkeit der Waffe zu zeigen. Er schien das Geheimniß augenblicklich zu begreifen, und seinen Bogen fassend, schoß er mehre Pfeile eben so schnell ab, zum Beweise, daß er mit seinem Geschosse eben so viel ausrichten konnte, als wir mit unseren Feuergewehren.

Bald nachher erreichten wir ein frisches Wasser, einen Nebenfluß der Nord-Gabel, der sich still durch ein malerisches Thal wand, umgeben von anmuthigen Hügeln und felsigen Höhen. Als wir unser Lager hier aufschlugen, entfernten sich drei unserer Gäste, um alle Capitanes ihres Stammes zu holen, die angeblich nicht weit von uns gelagert waren.

Unser Lagerplatz, den wir „Comanche-Lager" nannten, war nur fünf bis sechs Meilen von der Nord-Gabel, während südlich der Canadian nicht viel weiter entfernt war. Wir warteten lange vergebens auf die Ankunft der Häuptlinge, bis unsere Geduld fast erschöpft war. Ich stieg mit dem jüngeren der beiden Häuptlinge, die bei uns geblieben waren, auf eine Anhöhe, um auszuspähen, ob wir etwas entdecken könnten. Der Indianer deutete bald eifrig nach Nordwest, wo er einige seiner Stammgenossen erspähte, doch in so großer Entfernung, daß ich sie nicht sogleich erkennen konnte. Wie scharf sehen diese Wilden! Gewöhnt, über offene Ebenen zu schweifen und wie der Adler aus unermeßlichen Fernen auf ihre Beute zu schauen, haben sie fast ein so scharfes Gesicht als der König der Vögel.

Nachdem die Wilden näher gekommen waren, sammelten sie sich auf einer Anhöhe, als ob sie erst hätten Kundschaft einziehen wollen, unser Häuptling aber ließ seine weiße Decke wehen, was zu sagen schien: Kommt weiter vor! Sie näherten sich langsam und

bedächtig, ganz gegen die Gewohnheit aller Stämme in den Prairieen. Der Haufen bestand aus ungefähr sechzig Kriegern. An ihrer Spitze ritt ein Indianer von kleinem Wuchse und angenehmen Zügen, der gegen funfzig Jahre alt war. Er hatte die gewöhnliche Comanche-Tracht, aber statt der Mocassins ein paar lange weiße baumwollene Strumpfhosen, während eine lange rothe Feder auf seinem nackten Kopfe ihn als einen vornehmen Häuptling bezeichnete. Wir redeten sie Spanisch an und fragten, ob sie einen Dolmetsch mitgebracht hätten, worauf ein schmalbäckiger mürrischer Indianer sich bereit erklärte, diesen Dienst zu versehen. „Sprecht Ihr Spanisch, Freund?" „„Ja,"" erwiderte er finster. „Wo sind Eure Leute?" — „„Oben an jenem Bache gelagert."" — „Wie viele sind dort von Euch?" — „„O sehr viele, fast der ganze Stamm der Comanches, wir sind da en junta, um mit den Pawnis zu kämpfen."" — „Gut, und könnt Ihr uns sagen, wie weit wir bis Santa Fe haben?" — Der grämliche Wilde schnitt meine Frage mit den Worten ab: „**Ahi platicaremos despues** — davon sprechen wir nachher."

Wir zeigten ihnen eine Stelle nicht weit von unserem Lager, wo sie sich lagern konnten, ohne daß ihre Thiere sich mit den unsrigen vermischten. Wir luden dann alle Capitanes in unser Lager zu einer geselligen Unterhaltung. In kurzer Zeit saßen zehn Häuptlinge in einem Kreise in unserem Zelte. Die Pfeife, das Friedenszeichen der Indianer, wurde herbeigeholt, aber sie wollten anfänglich nicht rauchen, da sie vielleicht die Aufrichtigkeit unserer Betheuerungen bezweifelten. Der Dolmetsch bemerkte zur Entschuldigung ihres Benehmens, es wäre gegen ihre Gewohnheit, zu rauchen, ehe sie Geschenke erhalten hätten; als jedoch einige mejicanische Cigarritos gereicht wurden, thaten die meisten Indianer einen Zug, als hätten sie geglaubt, Cigarren zu rauchen, wäre keine Freundschaftverpflichtung.

Der Anführer der Dragoner bat uns, die Rede auf Friede und Freundschaft zwischen den Comanches und den Amerikanern zu bringen, und sie einzuladen, den Capitan Grande in

Washington zu besuchen und einen ewigen Friedensvertrag einzugehen. Die Indianer wollten nicht davon reden. „Sind wir nicht im Kriege?" fragte der Dolmetsch. „Wie können wir den Capitan Grande besuchen?" Wir wußten, daß sie im Kriege mit Mejico und Tejas zu sein glaubten, und sie hielten uns wahrscheinlich für Tejaner, was ohne Zweifel den Dolmetsch bewogen hatte, so nachdrücklich von ihrer unermeßlichen Anzahl zu sprechen. Wir erklärten ihnen, daß die Vereinigten Staaten zu einer verschiedenen Regierung gehörten und mit den Comanches in Frieden wären. Als ein Pfand unserer freundschaftlichen Gesinnung zeigten wir ihnen etwas Scharlachtuch, Kochenille, Tabak und Glaskügelchen, welche unter sie vertheilt wurden. Sie waren darauf bald gelassen und zufrieden. Man wird finden, daß bei den wilden Indianern Geschenke immer der Eckstein der Freundschaft sind. „Wir freuen uns," sprach endlich der ältere Häuptling mit feierlichem Wesen, „und unsere Herzen sind froh, daß Ihr zu uns gekommen seid. Unsere Augen lachen, wenn wir Amerikaner in unserem Lande wandeln sehen. Wir wollen es unseren alten und jungen Leuten, unseren Knaben und Mädchen, unseren Weibern und unseren Kindern sagen, daß sie kommen können, mit Euch Handel zu treiben. Wir hoffen, Ihr werdet gut von uns mit euerem Volke sprechen, daß mehre von Euch den Weg zu unserem Lande suchen, denn wir handeln gern mit dem weißen Manne." Dieß ward in der Comanche-Sprache gesagt, aber Spanisch von dem Dolmetsch wiederholt, der zwar ein geborener Indianer war, doch mehre Jahre unter den Mejicanern gelebt hatte und der Sprache ziemlich mächtig war. Unser Gespräch dauerte mehre Stunden, worauf die Indianer ihr Nachtlager suchten. Als sie am folgenden Morgen ihre Freundschaftbetheuerungen wiederholt hatten, brachen sie auf, und der vornehmste Häuptling sprach zu uns: „Sagt dem Capitan Grande, daß wir Alle bereit sind, ihn zu besuchen, so bald es ihm gefällt, uns zu rufen."

Man hat den Plan, einige Häuptlinge der wilden Prairie-Indianer nach Washington zu bringen, zwar gehegt, aber nie ausgeführt. Die wenigen Indianer, die bis nach Fort Gibson oder vielleicht zu einem Gränzdorfe vorgedrungen sind, mögen mit ungünstigeren Meinungen weggegangen sein, als sie gekommen waren. Sie hielten das Fort für unsere große Hauptstadt und die unbedeutendsten Dörfer für unsere größten Städte, und mußten zu dem Schlusse kommen, daß sie uns in Volkszahl und Macht, wo nicht in Reichthum und Größe überträfen. Ich zweifle nicht, daß die Häuptlinge der Comanches und anderer Prairie-Indianer, bei gehöriger Behandlung, sich bewegen lassen würden, unseren wirklichen Capitan Grande und unsere großen Städte zu besuchen, was gewiß eine weit bessere Wirkung haben würde als alle Friedensverträge, die in einem Jahrhundert mit ihnen geschlossen werden könnten. Sie würden dann mit ihren eigenen Augen sehen, mit ihren eigenen Ohren hören die Größe und Macht der Weißen, was ihnen Ehrerbietung und Furcht einflößen würde.

Am 7. Junius nahm der Lieutenant Bowman mit seinen Dragonern endlich Abschied von uns, und wir setzten gleichzeitig unsere Reise fort. Diese Trennung war uns schmerzlich, nicht sowohl weil wir den durch die Soldaten uns gewährten Schutz verlieren sollten, der uns nun noch nothwendiger war als früher, sondern vorzüglich, weil wir von einem Freunde scheiden mußten, der uns Allen durch seine Leutseligkeit, seine angenehme Geselligkeit, seine Umgänglichkeit theuer geworden war. Wie wenig dachten wir daran, daß wir ihn nie wieder sehen sollten! Er kam glücklich nach Fort Gibson zurück, ward aber einige Wochen später das Opfer einer Krankheit.

Es gab vielleicht einige furchtsame Herzen, die gern mit den Dragonern heimgekehrt wären, und mancher gedankenvolle Blick folgte ihnen, bis sie in der Ferne verschwanden. Der Gedanke, daß vier und dreißig Menschen ohne Wegweiser und Beschützer durch eine öde Wildniß ziehen sollten, wo Tausende

von Wilden schwärmten, die sich eben so leicht feindlich als freundlich zeigen konnten, war in der That nicht geeignet, angenehme Empfindungen zu erwecken. Kaum aber war das Geleit uns aus dem Gesichte, als die furchtsamen Gemüther wieder Zuversicht gewannen, und die ganze Gesellschaft durch ein vesteres Band als vorher verbunden zu sein schien. Wir fürchteten nur Hinterhalte und Ueberfälle, gegen welche nur verdoppelte Wachsamkeit uns Schutz geben konnte.

Als wir am folgenden Tage in einer Schlucht am Canadian Mittagruhe hielten, erschienen mehre Indianerhaufen, die sich zusammen auf dreihundert Seelen beliefen, Weiber und Kinder eingeschlossen. Sie gehörten zu derselben Abtheilung der Comanches, mit welcher wir einen so angenehmen Verkehr gehabt hatten, und sie brachten mehre Maulthiere mit, die sie uns zu verkaufen gedachten. Die Weiber und Kinder waren so neugierig und gaben bald so auffallend ihren Hang zu Diebereien zu erkennen, daß wir auf die Bitte der Häuptlinge unsere Waaren in einiger Entfernung auslegten, wo ein Handel eröffnet ward, in der Hoffnung, ihre Aufmerksamkeit anzuziehen. Eine Frau, die noch immer unter den Wagen zurückblieb, hatte so eigenthümliche Züge, daß ich sie nicht für eine Indianerin halten konnte. Ich redete sie Spanisch an, und meine Vermuthung wurde bald bestätigt. Sie war aus der Gegend von Matamoros und hatte sich während ihrer Gefangenschaft mit einem Comanche verheirathet. Sie zeigte nicht die geringste Lust, zu ihren Landsleuten zurückzukehren.

Aehnliche Beispiele freiwilliger Gefangenschaft sind oft vorgekommen. In einem Berichte an die Kriegsverwaltung der Vereinigten Staaten wurde 1805 ein rührender Fall erzählt, der beweist, wie eine gefühlvolle Frau oft lieber unter ihren Gebietern bleiben, als sich der furchtbaren Prüfung liebloser Bemerkungen aussetzen will, die sie unvermeidlich treffen würde, wenn sie wieder in das gesittete Leben zurückkehrte. Die Comanches hatten zwanzig Jahre früher die Tochter des Gouver-

neurs von Chihuahua geraubt, der tausend Dollars schickte, um sie auszulösen. Dieß geschah ohne Schwierigkeit, aber zum Erstaunen aller Betheiligten weigerte sich die Unglückliche, die Indianer zu verlassen. Sie ließ ihrem Vater sagen, daß man sie durch Tättowiren entstellt hätte, daß sie verheirathet und vielleicht schwanger wäre und daß sie weit unglücklicher sein würde, wenn sie unter solchen Umständen zu ihrem Vater zurückkehrte, als bliebe, wo sie wäre.

Meine Aufmerksamkeit heftete sich dann auf einen munteren, ungefähr zwölfjährigen Knaben, dessen volkthümliche Züge sich unter der Indianertracht kaum entdecken ließen. Aber obgleich ganz zum Indianer geworden, war er doch ungemein höflich. Ich fragte ihn auf Spanisch: „Bist Du nicht ein Mejicaner?" — „„Ja, ich war es sonst."" — „Wie ist Dein Name?" — „„Benardino Saenz, Euch zu dienen, edler Herr."" — „Wann und wo hat man Dich gefangen?" — „„Vor vier Jahren in der Hacienda de las Animas bei Parral."" — „Sollen wir Dich loskaufen und zu Deinen Landsleuten zurückbringen? Wir gehen dahin." — Der Knabe schwieg eine Weile und antwortete dann mit rührendem Tone: „„No Señor, ya soy demasiado bruto para vivir entre los cristianos — Nein, Herr, ich bin jetzt zu roh, als daß ich unter Christen leben könnte."" Er setzte hinzu, sein Herr wäre abwesend, und der Indianer, unter dessen Obhut er stände, würde ihn nicht verkaufen.

Die Hacienda de las Animas liegt im Gebiet von Chihuahua, etwa funfzehn Meilen von der Stadt Parral, die weit größer ist als Santa Fe. Dreihundert Comanches machten deßungeachtet einen kühnen Angriff auf die Ansiedelungen, verheerten die Meierei, tödteten und raubten viele Menschen und verweilten mehre Tage in der Umgegend, wo sie Gewaltthätigkeiten aller Art verübten. Dieß geschah im Jahre 1835. Ich war zu jener Zeit in Chihuahua und erinnere mich sehr wohl der herrschenden Unruhe und Bestürzung. Es wurden tausend

Freiwillige aufgeboten, von dem Gouverneur selbst befehligt, welche den langsam sich zurückziehenden Feind hitzig verfolgten, aber mit dem gewöhnlichen Berichte zurückkehrten: „Wir konnten sie nicht einholen."

Unter einem halben Dutzend gefangener Mejicaner, die sich bei unseren Gästen befanden, trafen wir nur einen, der eine leise Neigung verrieth, das Indianer-Leben zu verlassen. Es war ein einfältiger Bursche von funfzehn Jahren, den man wahrscheinlich wegen seiner Trägheit scharf behandelt hatte. Wir bezahlten seinem Herrn ungefähr den Preis eines Maulthieres für den jungen Auswürfling, den ich nach unserer Ankunft in Chihuahua seinen Angehörigen zuschickte. Trotz seiner Dummheit, war mein Schützling sehr dankbar für den kleinen Dienst, den ich ihm geleistet hatte.

Wir kauften mehre Maulthiere, die uns zehn bis zwanzig Dollars in Waaren kosteten. Die Hauptschwierigkeit in dem Handel mit den Comanches besteht darin, den Preis für das erste Thier festzusetzen. Ist dieß durch die Häuptlinge geschehen, so wird oft ein Maulthier nach dem anderen vorgeführt und der Preis ohne weiteren Streit angenommen. Jeder Eigenthümer will sich gewöhnlich mit Waaren aller Art versehen, und daher besteht der Preis in verschiedenen Dingen, z. B. einer weißen Decke, einem Spiegel, einer Ahle, einem Feuersteine, ein wenig Tabak, Kochenille, Glaskügelchen.

Als unser Handel mit den Comanches geschlossen war, entfernten sie sich, wie sie gekommen waren, in kleinen Haufen, ohne Abschied zu nehmen oder uns auch nur ihre Absicht anzukündigen, da es Sitte unter den Indianern ist, ohne Umstände und so still als möglich aufzubrechen.

Die nach Santa Fe ziehenden Karawanen haben es in der Regel vermieden, sich mit den wilden Indianerstämmen in irgend einen Handel einzulassen, weil sie fürchteten, in dem freundschaftlichen Verkehr, der nothwendig die Folge davon sein muß,

verrätherisch behandelt zu werden. Ich bin überzeugt, daß dieß eine irrige Meinung ist, denn ich habe immer gefunden, daß die Wilden weit weniger feindselig gegen diejenigen sind, mit welchen sie handeln, als gegen andere Leute. Sie haben ungemein viel Lust zum Handel, und da sie die Weißen gern aufmuntern wollen, zu ihnen zu kommen, so berauben sie diejenigen nicht, mit welchen sie Handel treiben, sondern sind stets bereit, sie gegen jeden Feind zu schützen.

Dritter Abschnitt.

Büffelwälzungen. — Das romantische Thal des Canadian. — Trauriges Schicksal einer Handelsgesellschaft. — Ankunft einer Schaar von Comancheros und ihre Wandergeschichten. — Ihr Handel. — Entdeckung eines neuen Reiseweges. — Ankunft in Santa Fe. — Der Gouverneur Armijo.

Als die Comanches aufgebrochen waren, machten wir uns wieder auf den Weg und kamen in eine Ebene, die eine der einförmigsten war, die ich je gesehen hatte, da sich nirgend ein Hügel oder ein Thal oder auch nur ein Strauch zeigte, der die Aussicht gehemmt hätte. Der einzige Umstand, der uns bewog, von der geraden Richtung abzuweichen, die der Kompaß uns zeigte, war die große Anzahl von Teichen, welche die Ebene bedeckten und uns wenigstens gut mit Wasser versorgten. Viele dieser Teiche scheinen aus Büffelwälzungen entstanden zu sein, wie man in den Prairieen die Vertiefungen nennt, welche die Büffel mit den Füßen aufkratzen, um eine glatte, staubige Fläche zu erhalten, worauf sie sich wälzen können.

Nach drei bis vier Tagen einer beschwerlichen Reise über diese Ebene zeigte sich uns wieder das malerische Thal des Canadian und gewährte uns einen der prächtigsten Anblicke, die ich je gehabt hatte. Hier erhob sich majestätisch eine senkrechte Klippe in der Einöde, dort sprang eine andere hervor, als hätte sie das Gleichgewicht verlieren und sich in das Thal hinabstürzen wollen. Ein wenig weiter ragte eine Säule empor mit Spalten

und mit Karnießen, so sorgfältig geformt, daß man sie für ein Werk der Kunst hätte halten können. Tausend andere Gegenstände, seltsam zusammengestellt, und alle im Schatten der blauen wellenförmigen Oberfläche der Ebene, weit hinaus über den Canadian, bildeten ein Chaos, worin die Natur ihren wildesten Launen gefolgt zu sein schien. Es war eine solche Verwirrung von Erhöhungen des Bodens und ungeheueren Höhlungen, daß es ganz unmöglich war, zu bestimmen, wo das Bett des Canadian seinen Weg nahm.

Wie es scheint, haben sich diese Ebenen meist bis unmittelbar an das Ufer erstreckt und eine Kluft gelassen, durch welche der Strom seinen Lauf nahm, wie es noch an einigen anderen Stellen der Fall ist. Da die Grundlage der Ebene nicht vest genug war, der Gewalt des Wassers zu widerstehen, so hat dieses die Uferränder in all die Gestalten ausgewaschen, die sie jetzt zeigen. Die Büffel und andere Thiere haben ohne Zweifel auch zu diesen Umwandlungen beigetragen, und die tief getretenen Pfade derselben auf der Ebene bilden Rinnsale für den herabströmenden Regen, die alsbald zu Schluchten und selbst zu ansehnlichen Bächen umgestaltet werden. Diese Betten werden fortwährend ausgespült, bis Adern von dauerndem Wasser geöffnet und beständig fließende Ströme gebildet werden. Man sah längs den Ufern jener Ströme zahlreiche Bach-Embryonen, die sich auf diese Weise bildeten. Die häufig vorkommenden einzelnen Bänke und Erhöhungen, deren tafelförmige Gipfel in gleicher Höhe mit den angränzenden Ebenen liegen und von ganz gleichartiger Formation zu sein scheinen, deuten an, daß die zwischenliegende Erde weggewaschen oder durch irgend eine andere Naturwirkung weggeschafft worden ist.

Nicht weit von dieser Gegend ward eine kleine Reisegesellschaft von Amerikanern im Winter 1832—1833 auf ihrem Heimwege von einer furchtbaren Trübsal heimgesucht, und da dieser Vorfall die auffallendsten Züge des Charakters der Indianer in's Licht stellt, so will ich mir eine kleine Abschweifung

erlauben. Die Gesellschaft bestand aus zwölf Personen, die meist Bürger des Staates Missouri waren. Ihr Gepäck und ungefähr zehntausend Dollars in baarem Gelde hatte sie auf Maulthiere geladen. Sie nahm ihren Weg längs dem Canadian, da sie sich in jener Jahreszeit nicht in die nördlichen Prairieen wagen wollte. Die Gesellschaft hatte Santa Fe im December verlassen und war ohne Unfälle bis in jene Gegend gekommen, als sie einen zahlreichen Haufen von Comanches und Kiawas anrücken sah. Bekannt mit dem verrätherischen und feigen Charakter jener Stämme, rüsteten sich die Amerikaner zur Gegenwehr, als aber die Wilden in einiger Entfernung Halt gemacht hatten, näherten sie sich einzeln oder in kleinen Haufen unter lebhaften Freundschaftbezeigungen, bis die meisten sich auf der Stelle gesammelt hatten. Von allen Seiten umringt, bewegten sich die Amerikaner vorwärts, in der Hoffnung, dem Feinde zu entrinnen, aber die Indianer waren gleichfalls bereit, und ihre Pferde besteigend, trabten sie in gleicher Richtung. Die erste von den Indianern verübte Feindseligkeit kostete einem Amerikaner das Leben, der zwei Maulthiere, die sich von den übrigen getrennt hatten, in Sicherheit bringen wollte. Die Gefährten des Getödteten stiegen alsbald ab und feuerten auf die Indianer, die ebenfalls schossen, wodurch ein anderer Amerikaner niedergestreckt ward. Um diese Zeit hatten die Händler ihr Gepäck abgeladen und ringsum aufgehäuft, um sich zu schützen. Sie arbeiteten mit ihren Händen und hatten bald einen Graben aufgeworfen, der tief genug war, sie gegen die Schüsse des Feindes zu schirmen. Die Indianer machten mehre heftige Angriffe, aber sie schienen so besorgt für ihre eigene Sicherheit zu sein, daß sie, trotz ihrer ungeheueren Uebermacht, es nicht wagten, den Gewehren der Amerikaner zu nahe zu kommen. In einigen Stunden waren alle Thiere der Amerikaner getödtet oder verwundet, aber die übrigen zehn Personen hatten keinen Schaden erlitten, außer daß einer von ihnen eine gefahrlos scheinende Schenkelwunde erhalten hatte. Während der Belagerung waren die

Amerikaner in großer Gefahr, vor Durst umzukommen, da die Indianer alle umliegenden Gewässer in ihrer Gewalt hatten. Vor dem Verhungern hatten sie sich nicht so sehr zu fürchten, weil sie im Nothfalle von dem Fleische der getödteten Thiere sich nähren konnten, deren einige um sie her zerstreut lagen. Nachdem sie sechs und dreißig Stunden in dieser furchtbaren Grube zugebracht hatten, während sie nur selten wagten, über den Rand hinauszublicken, ohne daß auf sie geschossen wurde, faßten sie den Entschluß, in der Nacht einen kühnen Ausfall zu machen, da jeder Tod dem Schicksale vorzuziehen war, das sie dort erwartete. Kein einziges Maulthier war in dem Zustande, die Reise fortsetzen zu können, und die Eigenthümer des Geldes gaben Allen die Erlaubniß, so viel davon zu nehmen und sich zuzueignen, als jeder fortschaffen könnte. Auf diese Weise wurden einige hundert Dollars hinausgebracht, wovon aber nur wenig nach den Vereinigten Staaten kam. Das übrige Geld wurde tief in den Sand vergraben, in der Hoffnung, daß es der Habgier der Wilden entgehen würde, aber ohne Erfolg, da später einige mejicanische Kaufleute viel baares Geld bei den Indianern sahen, das ohne Zweifel aus diesem unglücklichen Versteck genommen war. Bei aller Aussicht, entdeckt, eingeholt und niedergemetzelt zu werden, aber entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, kamen sie endlich aus ihrem Versteck hervor und gingen schweigend und langsam vorwärts, bis sie über die Gränze der Indianer-Lager hinaus waren. Oft blickten sie rückwärts nach der Gegend, wo drei bis fünfhundert Indianer ihre Bewegungen beobachten mochten, aber zu ihrem Erstaunen wurden sie gar nicht verfolgt. Die Indianer mochten glauben, daß das Eigenthum der Amerikaner ohnehin in ihre Hände fallen würde, und da sie nicht darauf erpicht waren, Schädelhäute zu nehmen, auf die Gefahr, ihre eigenen zu verlieren, schienen sie die geplünderten Kaufleute gern ohne weitere Belästigung fortziehen zu lassen. Als die hilflosen Wanderer keine Vorräthe mehr hatten und aus Mangel an Schießbedarf

nicht mehr im Stande waren, von Jagdbeute zu leben, sahen sie sich sehr bald dahin gebracht, sich von Wurzeln und zarten Baumrinden zu nähren. In diesem trostlosen Zustande waren sie mehre Tage gewandert, mit verwundeten Füßen und gänzlich niedergebeugt an Leib und Seele, als sie sich über die Richtung entzweiten, die sie zu nehmen hätten, und sich endlich in zwei Haufen trennten. Fünf dieser unglücklichen Leute zogen in westlicher Richtung, und nach vielen fast unglaublichen Leiden und Entbehrungen erreichten sie die Niederlassungen der Creek-Indianer, in der Nähe des Arkansas-Stromes, wo sie sehr liebreich und gastfreundlich aufgenommen wurden. Die Uebrigen wanderten unter großen Drangsalen umher, und nur zwei von ihnen waren so glücklich, aus der Wildniß zu entkommen.

Kehren wir zu unserer Reise zurück. Während wir längs dem Canadian zogen, waren wir einige Tage lang in unruhiger Erwartung gewesen, eine Stelle zu erreichen, wo ein von den Ciboleros gebahnter Wagenweg nach Santa Fe begann; aber stets in dieser Hoffnung getäuscht, überließen sich mehre unserer Reisegefährten der Besorgniß, daß wir uns gänzlich verirrt hätten. In dieser Bedrängniß behauptete einer unserer Mejicaner, der klüger als die übrigen sein wollte, daß wir einer falschen Richtung folgten und uns mit jedem Tagmarsche weiter von Santa Fe entfernten. Diese Behauptung schien, da der Mann die Gegend genau kennen wollte, so glaublich zu sein, daß viele unserer Leute fast aufrührisch wurden und meinen Bruder und mir den Oberbefehl nehmen wollten, um uns südwärts nach dem Rio Colorado oder Canadian und in das furchtbare Llano Estacado zu führen, wo wir wahrscheinlich umgekommen wären. Die Beobachtungen der Breite, die wir sehr oft anstellten, und der Weg, den wir verfolgten, waren durchaus in Widerspruch mit den Versicherungen des weisen Mejicaners. Einige Tage nachher wurden wir von einer Gesellschaft mejicanischer Kaufleute, die mit den Comanches Handel trieben, soge-

nannten Comancheros, eingeholt und erfuhren zu unserem Vergnügen, daß wir auf dem rechten Wege waren.

Diese Leute hatten mit jenen Comanches Handel getrieben, mit welchen wir kurz vorher zusammengekommen waren, und auf die von diesen erhaltene Nachricht von unserer Reise, waren sie uns eilig nachgezogen, um unseren Schutz gegen die Wilden zu erhalten, die nach dem Verkaufe ihrer Thiere an die Mejicaner sehr oft sie mit Gewalt ihnen wieder abnehmen, ehe die Käufer ihre Heimat erreichen können. Diese Comancheros bestehen gewöhnlich aus dürftigen und rohen Bewohnern der Gränzdörfer, die sich jährlich mehrmal versammeln und in die Ebenen hinausziehen mit Flitterkram und Plunder aller Art, wozu vielleicht ein Sack mit Brot und ein anderer mit Pinole kommt, wofür sie Pferde und Maulthiere eintauschen. Der ganze Waarenvorrath eines solchen Händlers ist selten mehr als zwanzig Dollars werth, womit er gern mehre Monate wandert und sich freut, wenn er mit einigen Maulthieren als dem Ertrage seines Handels heimkehrt.

Diese Mejicaner hatten uns viel von den Comanches zu erzählen. Sie sagten uns, dieser Volkstamm wäre vier- bis fünftausend Seelen stark, mit vielleicht tausend Kriegern, und die hitzigen jungen Leute wären einmal entschlossen gewesen, uns zu verfolgen und anzugreifen, die Häuptlinge aber und Weisen hätten sie davon abgeschreckt und ihnen gesagt, daß unsere Geschütze auf viele Meilen weit tödten, durch Berge und Felsen schießen und Alles zerstören können, was in ihrem Bereiche liegt. Die Hauptabsicht unserer Besucher schien zu sein, sich durch Uebertreibung der Gefahren, welchen wir entgangen wären, wichtig zu machen. Es ließ sich gar nicht bezweifeln, daß sie sich sehr gefährdet geglaubt hatten, da sie in ihrer Ungeduld uns einzuholen, nahe daran gewesen waren, ihre Thiere zu tödten.

Am nächsten Tage brachten wir den Nachmittag in einer Schlucht zu, wo wir Wasser in Ueberfluß fanden, das aber zu unserer großen Ueberraschung die Thiere nicht trinken wollten.

Als wir das Wasser kosteten, fanden wir es ekelhaft und bitter. Der salzige Bestandtheil, der dem Wasser diesen Geschmack giebt, findet sich häufig in der Nähe der Ströme auf den Ebenen Neu-Mejicos und wird von den Eingeborenen „salitre*)“ genannt. Wir waren so glücklich, in dem Thale einige Vertiefungen mit kurz vorher gefallenem Regenwasser zu finden, und der Mangel an frischem Wasser machte uns daher keine große Unbequemlichkeit. Für unsere persönlichen Bedürfnisse war reichlich gesorgt, da es bei uns als unverbrüchliche Regel galt, auf jedem Wagen eine stets mit Wasser gefüllte Tonne von fünf Gallonen zu führen, um uns gegen jene furchtbaren Zufälle zu sichern, die so oft in den Prairieen vorkommen.

Am 20. Junius lagerten wir uns am nördlichen Ufer des Canadian unter 35° 24′ der Breite. Am folgenden Tage verließ ich die Karawane, begleitet von drei Comancheros, und zog schneller nach Santa Fe voran. Dieß war eine ziemlich gefährliche Reise, da wir noch immer im Bereiche der Kriegerbanden der Pawni- und Comanche-Indianer waren, und meine Begleiter nur als Wegweiser Vertrauen verdienten, weil ich vest überzeugt war, daß sie bei einem feindlichen Ueberfalle mich verlassen oder ausliefern würden, wie es ihrem Interesse und ihrer Sicherheit am förderlichsten sein möchte. Ich konnte mich nur auf mein Feuergewehr verlassen, das einen für mich günstigen Eindruck machen mußte, da ich mit sechs und dreißig Patronen von Colt's Erfindung versehen war, von welchen ich leicht zwölf in einer Minute abfeuern konnte. Ich glaube nicht, daß eine Schaar dieser furchtsamen Wilden in den westlichen Prairieen es wagen würde, sich auch nur einem einzelnen Weißen unter solchen Umständen zu nähern. Wenn nach einer, unter den Gränzbewohnern umlaufenden alten Geschichte ein Indianer, um sich die Wirkung einer Doppelpistole zu erklären,

---

*) Wörtlich Salpeter. Aber das salitre der Neu-Mejicaner besteht aus manchen anderen Salzen außer Salpeter.

auf die Meinung kam, daß ein Weißer mit seinem Tomahawk und Skalpirmesser feuern könnte, so würden sechs und dreißig Schüsse, schnell nach einander abgefeuert, die Wilden gewiß erschrecken.

Als wir lustig weiter schlenderten, suchte ich zum Zeitvertreibe meine drei Gefährten über die Topographie der wilden Gegend zu befragen, die wir durchzogen, aber ich fand bald, daß diese unwissenden Rancheros, wie die Indianer, keinen Begriff von Entfernungen haben, außer wenn sie dieselben mit Zeit oder mit irgend einer anderen Entfernung vergleichen. Sie sagen uns, daß wir an einem gewissen Orte in der Zeit ankommen werden, wann die Sonne einen gewissen Punkt erreicht, fragt man aber, ob es nur eine halbe Meile oder eine halbe Tagreise bis zu einem angegebenen Orte sei, so werden sie „está cerquita" (es ist ganz nahe) oder „está lejos" (es ist weit entfernt) auf den einen oder den anderen Ort anwenden und je nach dem, bei einer Vergleichung mit einem anderen, mehr oder weniger entfernten Orte auf irgend eine Meinung kommen. Für fremde Reisende ist dieß oft sehr unangenehm, wie ich vor meiner Ankunft zu erfahren Gelegenheit hatte. Wenn diese Leute, und überhaupt die untern Volksklassen in Mejico, Nachweisungen geben, so machen sie dabei sehr seltsame, ihnen ganz eigene Gebärden. Statt mit Händen und Fingern zu zeigen, bedienen sie sich des Mondes, indem sie die Lippen nach der Richtung des Punktes oder Gegenstandes vorstrecken, nach welchem gefragt wird, und dazu sagen: „aqui" oder „alli está". Diese Gewohnheit, Lippengebärden statt der gewöhnlichen andeutenden Zeichen anzuwenden, ist aus dem Gebrauche des Sarape entstanden, das ihre Hände und Arme stets einhüllt.

Von dem Orte, wo wir die Wagen verließen, bis wir die Angostura (die Enge) erreichten, eine Entfernung von sechzig Meilen, folgten wir einem ebenen Karrenwege, der überall für Wagen fahrbar zu sein schien. Hier aber fanden wir die Spitze einer Ebene, die schroff gegen den Fluß vorsprang, so daß Wagen

nicht ohne große Gefahr hätten fahren können. Die ungeheueren Felsenmassen, die hier vorkommen, und die schroffen Klippen des Tafellandes, die über ihnen emporragen, wurden, wie es scheint, von einer Abtheilung des gegen Santa Fe bestimmten texanischen Heerhaufens fälschlich für Ausläufer des Felsengebirges gehalten, ein Irrthum, der leicht zu entschuldigen war, da sie nicht selten bis zu 2000 Fuß über das Thal ansteigen und oft so felsig und schroff sind als die rauhesten Massen von Trappgestein. Ersteigt man die Hauptgipfel dieser klippigen Vorgebirge, so sieht man den östlichen Rücken des wahren Felsengebirges noch sehr weit entfernt am westlichen Himmelsrande, mit einem weit gedehnten und anscheinend ebenen Tafellande, das sich in jeder Richtung erstreckt, so weit das Auge reicht; denn selbst die tief eingeschnittenen Betten der durchbrechenden Flüsse sind kaum sichtbar, außer auf ihrem äußersten Rande.

Als ich die Besorgniß äußerte, daß es unseren Wagen nicht möglich sein würde, sicher durch die Angostura zu kommen, sagten meine Gefährten, es gäbe dort einen trefflichen Weg, von welchem früher nicht die Rede gewesen war, in der Nähe des Cerro de Tucumcari, einer abgerundeten, südwärts deutlich sichtbaren Anhöhe. Vergebens bemühte ich mich lange, einige meiner Gefährten zu bewegen, meinem Bruder eine Botschaft zu bringen und die Karawane über die Tucumcari-Straße zu begleiten, bis endlich einer von ihnen sich bereit erklärte, den Auftrag auszurichten, wenn er ein Geschenk von zehn Dollars und überdieß einen ansehnlichen Lohn bis an die Gränze erhielte. Als seine Bedingungen angenommen waren, machte er sich nach dem Frühstücke auf den Weg, nachdem er sich zuvor der Jungfrau von Guadalupe und allen Heiligen des Kalenders empfohlen und uns gebeten hatte, in unserem Gebete seiner zu gedenken. Trotz seinen Besorgnissen kam er glücklich an, und ich erfuhr später mit Vergnügen, daß mein Bruder den neuen Weg seinen Wünschen vollkommen genügend gefunden hatte.

Mit meinen beiden übrigen Gefährten zog ich westwärts weiter, da sie aber mit Wechselpferden versehen waren, so verließen sie mich sehr bald, um die Reise allein fortzusetzen, obgleich wir in einer Gegend waren, die von feindseligen Wilden durchstreift ward. Als ich am folgenden Tage gegen Mittag einem Reitwege längs dem Rio Pecos unweit der Gränzansiedelungen folgte, begegnete ich einem Schäfer, den ich ungeduldig fragte, wie weit es nach San Miguel wäre. „O es ist ganz nahe," antwortete der Mann. „Seht Ihr nicht die Spitze der Ebene da? Es ist gleich dahinter." Diese willkommene Nachricht erfreute mich höchlich, da es mir bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft vorkam, als ob die Entfernung nicht über zwei bis drei Meilen sein könnte. „Está cerquita!" rief der Schäfer, als ich wegritt. „Ahora está V. allá — ganz nahe, bald werdet Ihr da sein."

Ich ritt so schnell, als ich es meinem abgematteten Pferde zumuthen konnte, in der Hoffnung, in San Miguel zu Mittag zu essen. Ich hielt jeden Hügelrücken, den ich umritt, für den letzten und schlenderte weiter, im Vorgenusse künftiger Erquickung, bis die Abendschatten sich ausbreiteten. Ich stieg in das Thal des Pecos hinab, das zwar enge, aber ungemein fruchtbar und reizend mit grünenden Feldern eingefaßt ist, zwischen welchen sehr viele Lehmhütten standen. Gegen acht Uhr hielt ich vor einer dieser Hütten an und fragte wieder: „Wie weit bis San Miguel?" Ein schwärzlicher Ranchero begrüßte mich wieder mit einem: „Está cerquita! Ahora está V. allá." Die Entfernung wurde genau mit denselben Worten angegeben, die der Schäfer acht Stunden vorher gebraucht hatte, aber ich hatte doch den tröstlichen Glauben, daß ich etwas näher gekommen wäre. Nachdem ich noch einige Meilen weit über eine holperige Straße gezogen war, erreichte ich endlich das lange gesuchte Dorf.

Am folgenden Tage miethete ich einen Mexicaner, um unseren Wagen Mehl zuführen zu lassen, da die Vorräthe unserer

Gesellschaft um jene Zeit abzunehmen begannen. Wir würden schon lange vorher einer Hungersnoth ausgesetzt gewesen sein, hätten nicht unsere Ochsen ausgeholfen, da wir seit dem Tage unseres ersten Zusammentreffens mit den Comanches keinen Büffel gesehen hatten. Einige unserer Ochsen waren in gutem Zustande, und da wir mehre unserer Gespanne entbehren konnten, so benutzten wir sie im Nothfalle zu Schlachtvieh, auch ein Vortheil, den Ochsengespanne auf diesen gefährlichen Reisen darbieten.

Am 25. Junius kam ich glücklich in Santa Fe an, ritt aber wieder zurück, um unseren Wagen entgegen zu gehen, die erst am 4. Julius die Hauptstadt erreichten. Wir wurden von dem Gouverneur Armijo nicht sehr günstig empfangen. Er hatte nicht lange vorher seine willkürliche Abgabe von 500 Dollars für jeden Wagen angeordnet, eine für uns sehr drückende Last, da wir viele grobe Waaren bei uns führten, die wir bloß in der Absicht, unsere Gesellschaft zu verstärken, mitgebracht hatten, um die Zahl unserer Wagen zu vermehren.

Diese kleinen Störungen im Geschäftverkehr vergaßen wir aber völlig in dem erfreulichen Gefühle, daß wir nach einer so langen und gefährlichen Reise glücklich angekommen waren. Bei der Beschaffenheit des Landes, das wir durchzogen hatten, und bei unserer Unkunde der örtlichen Verhältnisse waren wir ungemein glücklich gewesen. Es giebt gewiß wenig Beispiele, daß schwer beladene Wagen ohne Wegweiser durch eine unerforschte Wildniß geführt worden wären, und doch vollendeten wir die Reise ohne irgend ein bedeutendes Mißgeschick, ohne sehr schwierige Wege zu finden, ohne an Lebensmitteln oder Wasser Mangel zu leiden.

Wir hatten gehofft, daß uns nach unserer Ankunft wenigstens einige Tage zur Ruhe und Erholung vergönnt sein würden, da am Ende einer so langen Reise mit allen sie begleitenden Entbehrungen Erholung ein dringendes Bedürfniß war, aber es ward anders gefügt. Wir hatten kaum unsere Wohnungen

in der Stadt genommen, als ein gewaltiger Zwist zwischen dem Gouverneur Armijo und den Fremden *) in Santa Fe ausbrach, der auf kurze Zeit das Ansehen hatte, in offene Feindseligkeiten übergehen zu wollen. Ich will die Umstände mittheilen, die Anlaß dazu gaben. Im Winter 1837—1838 wurde ein wackerer junger Amerikaner von einigen Schurken in den Goldgruben ermordet, um ihn auszuplündern. Die Verbrecher wurden verhaftet und gestanden ihre Schuld, aber nach kurzer Zeit ließ man sie laufen, allen Grundsätzen der Gerechtigkeit oder Menschlichkeit zum Trotze. Um die Zeit unserer Ankunft aber wurden sie durch Vermittelung einiger Fremden wieder verhaftet, und auf die Bitte der Freunde des Ermordeten wurde von den Amerikanern in Santa Fe dem Gouverneur eine Schrift übergeben, worin die Ungerechtigkeit, die Mörder ihrer Landsleute straflos entkommen zu lassen, vorgestellt und gebeten wurde, die Verbrecher nach dem Gesetze zu behandeln. Der Gouverneur wollte die Sache als eine Verschwörung betrachten, und seine lumpige Miliz versammelnd, versuchte er die Bittsteller einzuschüchtern. Die Ausländer waren nun genöthigt, an ihre Vertheidigung zu denken, da sie sahen, daß Gerechtigkeit nicht zu erwarten war. Hätte Armijo bei seinem Vorsatze beharrt, so würde die Sache ernstliche Folgen gehabt haben, als er aber die Vestigkeit der Verschwörer sah, ließ er sich entschuldigen, wollte ihre Beweggründe mißverstanden haben und versprach, die Gesetze gegen die Mörder gebührend vollziehen zu lassen.

Den Ausländern war an der Erfüllung dieses Versprechens nicht bloß aus Rücksichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit

---

*) Bei den Neu-Mejicanern sind die Ausdrücke Fremde und Amerikaner gleichbedeutend, da die wenigen Bürger anderer Länder, die man dort antrifft, mit den Bürgern der Vereinigten Staaten zusammengestellt werden. Alle Ausländer sind dort als Amerikaner bekannt; südlich von Chihuahua aber heißen sie ohne Unterschied „Ingleses" (Engländer.)

viel gelegen. Erst einige Jahre vorher war ein anderer Amerikaner in derselben Gegend ermordet und beraubt worden, da aber die Behörden sich der Sache nicht annahmen, blieben die Thäter unentdeckt, und sollten diese Mörder nun der verdienten Strafe entgehen, so gab es in Zukunft keine Sicherheit für das Leben und Eigenthum der Amerikaner. Armijo's gebührende Vollziehung der Gesetze aber bestand darin, daß die Verbrecher einige Jahre in scheinbarer Haft waren, worauf sie ihre Freiheit wieder erhielten; aber sie waren während des größten Theiles jener Zeit nur die „**criados sin sueldo**“ (Diener ohne Lohn) des Gouverneurs, für welchen sie arbeiteten, als Vergeltung für das Geschenk ihres Lebens und ihrer Freiheit. Außer diesen waren auch andere Fremde in Neu-Mejico ermordet worden, und die Verbrecher ungestraft geblieben.

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen zur Reise nach Chihuahua. — Zollamt=Plackereien. — Unsicherheit des Briefwechsels. — Städte ohne Häuser. — Die Todten=Tagereise. — Der Todten=See und die Todten=Quelle. — Sage der Maulthiertreiber. — Beschwerliche Furt. — Paso del Norte. — Anmuthiges Thal. — Der verschwindende Fluß. — Der Salz=See. — Ankunft in Chihuahua.

Nachdem wir die schweren Prüfungen des Zollamts bestanden und einige unserer Waaren in Dollars umgesetzt hatten, was uns mehre Wochen kostete, bereitete ich mich zum Aufbruch nach Chihuahua, wohin ein Theil unserer Waarenvorräthe bestimmt war. Ich mußte auf dieser Reise die Gesellschaft meines Bruders entbehren, der am Heimweh litt und zu seiner Familie zurückzukehren wünschte. „Wer Frau und Kinder hat," sagt Lord Bacon, „hat dem Schicksale Geißeln gegeben; denn sie sind Hindernisse großer Unternehmungen, sei es zum Guten oder zum Bösen." Menschen, die unter solchen Verpflichtungen liegen, passen gar nicht für das wechselvolle Leben eines Theilnehmers am Handel mit Santa Fe. Der häusliche Herd mit seinen heiligen und theueren Erinnerungen wird in der Stunde der Prüfung ihnen vorschweben, und fast bei jedem Schritte ihrer Reise werden wehmüthige Gedanken an häusliche Verhältnisse sie begleiten.

Ehe ich die neue Reise antrete, wird es angemessen sein, einige allgemeine Bemerkungen über die Eigenheiten des Handels

mit Chihuahua zu machen. Ich habe bereits gesagt, daß diejenigen, die nicht mit allen Verhältnissen bekannt sind, es auffallend gefunden haben, daß die Händler aus Missouri den Umweg über Santa Fe nehmen, statt gerade nach Chihuahua zu reisen, wohin doch der größte Theil ihrer Waaren bestimmt ist. Da aber das Departement Chihuahua erst in den letzten sechs bis acht Jahren einen Eingangshafen für ausländische Waaren erhielt, so wurde der Markt dieses Staatstheiles hauptsächlich von Santa Fe aus versorgt. Die Oeffnung der Häfen El Paso und Presidio del Norte hatte so wenig Einfluß auf das Handelsinteresse, daß der Verlust kaum fühlbar war, als Santa Ana's Verordnung sie wieder schloß.

Die Waaren werden aus den Häfen in das Innere des Landes auf eine ganz andere Art geschafft als in den Vereinigten Staaten. Es ist nicht genug, die langweilige Untersuchung in den Gränzzollämtern zu bestehen, wir müssen uns nicht nur einer Durchsuchung und wiederholten Bezahlung der Abgabe bei der Ankunft in dem Orte der Bestimmung unterwerfen, sondern unsere Ladung wird auch noch in jeder Stadt untersucht, die wir auf unserer Reise berühren müssen. Es würde nicht rathsam sein, von der Hauptstraße abzuweichen, um dieser tyrannischen Besteuerung zu entgehen, da nach den Landesgesetzen jede Ladung, die außerhalb des gewöhnlichen Straßenzuges, unvermeidliche Nothfälle abgerechnet, gefunden wird, der Einziehung unterliegt, selbst wenn sie mit den erfoderlichen Zollamtscheinen versehen ist.

Es giebt noch andere Gefahren und Zufälle, von welchen sich der unerfahrene Händler nichts träumen läßt. Vor seinem Aufbruche muß das Verzeichniß seiner sämmtlichen Waaren in's Spanische übersetzt werden, und von den in doppelten Exemplaren abgelieferten Uebersetzungen wird das eine im Zollamte aufbewahrt, während das andere, nebst der Guia, einer Art von Waarenpaß, von dem Händler mitgenommen wird. Der Händler kann in seiner Guia drei verschiedene Bestimmungorte angeben lassen und jeden derselben besuchen, aber keine anderen,

während in der Factur die größte Sorgfalt beobachtet werden muß, da das geringste Versehen, selbst ein zufälliger Schreibfehler, nach dem Buchstaben des Gesetzes die Einziehung der Waaren zur Folge haben kann. Die Guia ist nicht nur erfoderlich bei der Abreise aus den Hafenorten in das Innere des Landes, sondern auch unumgänglich nöthig für die sichere Fortschaffung von Waaren aus einem Departement der Republik in ein anderes, ja sogar die Ueberfahrt von Gütern aus einer Stadt in die andere, von einem Dorfe in das andere in demselben Departement, ist ganz gleichen Gefahren ausgesetzt und verlangt dieselbe ängstliche Genauigkeit in den auf die Sendung bezüglichen Urkunden. Selbst die Erzeugnisse der einheimischen Manufacturen sind diesen störenden Anordnungen unterworfen. Neu-Mejico hat keine innern Zollstätten und ist daher von diesen strengen Vorschriften frei, aber von Chihuahua südlich hat jedes Dorf seine Zollbeamten, so daß derselbe Waarenvorrath, ehe er vollständig verkauft ist, zuweilen wenigstens sechsmal den Binnenzoll bezahlt. Sich diese Guia zu verschaffen, welche so viel Beschwerlichkeit und Unruhe herbeiführt, ist keine leichte Sache. Ehe die Behörden eine Zeile auf das Papier schreiben, muß der Kaufmann sich einen Indossenten für die Tornaguia verschaffen, das heißt für ein Zeugniß von dem Zollamte, wohin die Ladung geht, daß die Waaren dort gehörig eingetragen sind. Wird diese Urkunde nicht binnen einer bestimmten Zeit eingeliefert, so ist der Indossent einer Strafe ausgesetzt, die dem Betrage der Abgabe gleich ist. Viele Unbequemlichkeiten und nicht wenig Gefahren werden auch durch die Unregelmäßigkeiten, ich möchte sagen, die Unsicherheit der Briefposten verursacht.

In Neu-Mejico giebt es keine Verkehrmittel der Art, außer auf dem Wege von Santa Fe nach Chihuahua, und diese sind sehr unregelmäßig und unsicher. Ehe die Indianer die Landstraßen in den Wildnissen so ganz in ihre Gewalt bekommen hatten, gingen die Briefposten zwischen jenen beiden Städten

von vierzehn zu vierzehn Tagen, jetzt aber gehen sie minder häufig und sind eigentlich nur Eilboten, die bei einer vorkommenden Gelegenheit abgesendet werden. Es giebt aber, außer der Furcht vor den plündernden Wilden, noch andere Ursachen, welche den Briefpostenverkehr in Neu-Mejico sehr unsicher machen, nämlich die Unredlichkeit der vorgesetzten Beamten. Personen, welchen die Postmeister oder die Machthaber abhold sind, müssen, wenn sie Briefe nach dem Süden absenden wollen, entweder auf eine Privatgelegenheit warten, oder ihre Briefe auf ein Postamt, das einzige außer Santa Fe in ganz Neu-Mejico, das über achtzig Meilen entfernt ist, abgehen lassen, um eine Untersuchung ihres Briefwechsels in der Hauptstadt zu vermeiden. Da überdieß der Postbote oft den Schlüssel des Brieffelleisens bei sich führt, weil es auf den zwischenliegenden Postämtern an gehörigen Einrichtungen fehlt, so erlaubt er nicht selten Jedem gegen ein kleines Geschenk, die Briefe zu untersuchen. Ich war einst Zeuge eines solchen Falles auf der Jornada del Muerto, wo ein ganzes Brieffelleisen auf dem Grase ausgeschüttet war, um von einem Neugierigen durchstöbert zu werden, der für diesen Genuß dem Postboten nicht mehr als einen Dollar bezahlte.

Die Verbrauchsteuer (derecho de consumo) ersetzt eine directe Steuer zur Erhaltung der Departements-Regierung und ist ohne Zweifel das lästigste, wo nicht drückendste Steuersystem, das zur Bestreitung von Verwaltungbedürfnissen ersonnen ward. Es hindert nicht nur die Handelswohlfahrt des Landes, sondern ist auch ein mächtiger Reiz zu Betrügereien. Die Landleute besonders nehmen ihre Zuflucht zu jeder heimlichen Verbindung, um dieser drückenden Last zu entgehen; denn alle Lebensmittel, die sie zu Markte bringen, Fische, Fleisch, Geflügel, wie Obst und Gemüse, sind mehr oder weniger besteuert, während eine andere Abgabe von den Waaren erhoben wird, die sie für den Ertrag ihres Verkaufes sich verschaffen. Diese mit Bestechungen so schön verbundene Einrichtung wird

aus dem Grunde beibehalten, weil man sie als Ersatz einer directen Besteuerung betrachtet, die für ein Uebel gilt, dem sich das „freie und unabhängige“ Volk Mejicos nie unterwerfen würde. Außer den kleinen Plackereien, die mit der Schlaffheit des Zollamtseinrichtungen verbunden sind, kann Niemand ohne Paß durch das Land reisen, was für den freigeborenen Amerikaner eine wahrhaft unerträgliche Beschwerde ist.

Als wir endlich mit all diesen quälenden Vorbereitungen fertig waren, machten wir uns am 22. August auf den Weg nach Chihuahua. Ich selber hatte nur sechs Wagen für diese Unternehmung geladen, da ich mich aber mit mehren anderen Handelsleuten in Verbindung setzte, so bestand unsere kleine Karawane aus vierzehn Wagen mit ungefähr vierzig Mann. Obgleich unser Weg durch das Innere von Nord-Mejico ging, so war es doch wegen der feindlichen Indianer, die den größten Theil der Gegend, durch welche wir zieben mußten, unsicher machten, durchaus nöthig, in starken Karawanen zu reisen und keine der Sicherheitvorkehrungen zu ersparen, die in den Prairieen erfoderlich sind.

Die Straße, die wir zogen, ging die ersten hundert und dreißig Meilen durch die Ansiedelungen am östlichen Ufer des Rio del Norte.*) Wir mußten uns mit sehr einfachen Bequemlichkeiten begnügen, da auf dieser ganzen Strecke kein Wirthshaus irgend einer Art zu finden war. Vor unserer Abreise hatten wir uns mit Decken und Büffelhäuten zum Nachtlager versorgt, und waren darauf eingerichtet, selbst in den Dörfern unter freiem Himmel zu schlafen, denn in dieser trockenen und gesunden Luft geben die Reisenden sich selten die Mühe, Zelte aufzuschlagen.**) Wann ich aber allein oder nur mit

*) S. die Karte zum ersten Bande.

*) Wie dürftig aber auch unsere Nachtlager waren, unsere mejicanischen Maulthiertreiber waren noch weit schlechter versorgt. Es ist in der That überraschend, wie viel diese abgehärteten Menschen

einem oder zwei Gefährten reisete, habe ich stets viel Gastfreundschaft bei den Rancheros und Landleuten gefunden. Was für Sünden diese unwissenden Menschen auch zu verantworten haben mögen, zwei glänzende Tugenden müssen wir ihnen beilegen, Dankbarkeit und Gastfreiheit. Ich hatte nur, wie Andere, über eine sehr unangenehme Gewohnheit mich zu beklagen, die unter ihnen herrschend ist. Statt den Preis für die Dienste zu bestimmen, die sie dem Reisenden leisten, pflegen sie zu antworten: „Lo que guste," oder „Lo que le dé la gana" (was Euch beliebt, oder was Ihr geben wollet), da sie ohne Zweifel erwarten, daß der freigebige Reisende mehr spenden werde, als sie mit gutem Gewissen fodern könnten.

In ungefähr zehn Tagen erreichten wir die südlichsten Ansiedelungen der Neu-Mejicaner, und zwanzig bis dreißig Meilen weiter abwärts am Flusse kamen wir zu den Trümmern von Valverde. Dieses Dorf wurde vor etwa zwanzig Jahren in einem der fruchtbarsten Thäler des Rio del Norte angelegt. Es nahm schnell an Bevölkerung zu, bis ein Einfall der Navajos die Einwohner zwang, den Ort nach einem ansehnlichen Verluste an ihrer Habe zu verlassen, und das Dorf ist seitdem verödet. Das Flachland des Thales, das an vielen Stellen aus einem fruchtbaren angeschwemmten Lehme besteht, hat seit jener Zeit brach gelegen und wird wahrscheinlich vernachlässigt werden, bis der Geist der Gesittung seine wohlthätigen Einflüsse über diese Gegend verbreitet hat. Dieser Boden ist um so lohnender für den Anbau, da der Fluß die Bewässerung erleichtert, während es nur zu häufig geschieht, daß die beßten Ländereien der Ansiedelungen aus Mangel an Wasser unfruchtbar bleiben.

Unser nächster erwähnenswerther Lagerplatz war Fray Cristóbal, der, wie viele andere längs der Straße, weder

---

ertragen können. Selbst im kältesten Winterwetter haben sie selten mehr als eine einzige Decke, das Sarape, das bei Tage als Mantel dient und in der Nacht ihr einziges Bett und Bettzeuch ist.

ein Flecken, noch ein Dorf, sondern nichts als eine einzelne Stelle am Ufer, eine Lagerstätte ist. Wir waren früher schon zu anderen gekommen und hörten unterwegs von Aleman, Robledo und einem Dutzend solcher Plätze sprechen, was den Fremdling zu der Meinung verleitet, die Straße sei mit blühenden Dörfern besetzt. Der Maulthiertreiber mahnt zur Eile. „Wir müssen San Diego vor Schlafenszeit erreichen." Wir reiten vielleicht mit verdoppeltem Eifer, in der Hoffnung, unser Nachtlager in einer Stadt zu halten, aber siehe! bei der Ankunft finden wir nur einen Platz, wo wir Wasser einnehmen und nicht Raum genug zur Weide für unsere Thiere sehen. So hat jeder Platz längs der Straße durch diese Wildniß, der als Lagerstätte dient, einen besonderen Namen erhalten, den jeder Maulthiertreiber kennt, welcher diesen Weg bereiset. Viele dieser Plätze, ohne die mindeste Spur von menschlichem Anbau, glänzen auf den gewöhnlichen Karten als Städte und Dörfer; aber es giebt von den früher erwähnten Ansiedelungen bis in die Nähe von El Paso, auf einer Strecke von beinahe zweihundert Meilen, nicht eine einzige, ausgenommen die in neuester Zeit angelegten.

Wir erreichten Fray Cristóbal am Abend, aber da wir hier an der Schwelle des berüchtigten Todtenweges (jornada del muerto) waren, so hielten wir es für rathsam, unsere Thiere bis zum folgenden Nachmittage ausruhen zu lassen. Die Straße, welche wir seither gezogen waren, geht zwar zuweilen über Hügelrücken und wellenförmiges Gelände, läuft aber meist am Ufer des Flusses und im eigentlichen Thalgrunde; bei Fray Cristóbal verläßt sie jedoch den Fluß und zieht sich gegen achtzig Meilen über ein hochliegendes Flachland an der Ostseite einer kleinen Bergkuppe hin, deren westlichen Fuß der gekrümmte Lauf des Rio del Norte umfängt. Die Felsenklippen, die von jenem Gebirge vorspringen, machen das östliche Ufer des Flusses fast ganz unzugänglich. Die gerade Straße über die Ebenen ist ganz ohne Wasser, und wir brauchten daher die Vorsicht,

unsere Tonnen in Fray Cristóbal zu füllen, das wir in den späteren Nachmittagstunden verließen. Es ist sehr vortheilhaft, durch diesen dürren Landstrich in den kühlen Abendstunden zu ziehen, da die Maulthiere weniger von Durst leiden und munterer gehen, besonders in der warmen Jahreszeit.

Früh am nächsten Tage erreichten wir den Todten-See (**Laguna del muerto**), wo wir auch nicht eine Spur von Wasser sahen. Dieser See ist nichts als eine Vertiefung in der Ebene von einigen Ruthen im Durchmesser, und nur in der Regenzeit mit Wasser gefüllt. Die Sümpfe, die nach einigen Geschichtschreibern in der Nähe sein sollen, sind nirgend zu finden, und in allen Richtungen sieht man nichts als das vesteste und trockenste Flachland. Es war oft, um den durstigen Thieren Wasser zu verschaffen, nothwendig, Halt zu machen und sie zur Todten-Quelle (**ojo del muerto**) zu treiben, fünf bis sechs Meilen westlich, mitten im Schooße des Gebirges, das zwischen uns und dem Flusse lag. Die Gegend ist einer der Lieblingsplätze der Apaches, wo mancher arme Maulthiertreiber einen frühen Tod gefunden hat. Der Weg zu der Quelle läuft zwei bis drei Meilen durch eine enge Schlucht, die auf beiden Seiten von schroffen Felsen eingefaßt ist, während die Klippen, die ihre finsteren Stirnen über den Abgrund vorstrecken, den mordgierigen Wilden zu blutigen Gräuelthaten einzuladen scheinen.

Nach einer unter den Maulthiertreibern umlaufenden Sage scheint die einzige in alten Zeiten bekannte Straße in der Gegend der Jornada sich in einer Krümmung auf dem westlichen Ufer des Flusses hingezogen zu haben. Um die Entfernung abzukürzen, unternahm es ein unerschrockener Reisender, diesen öden Landstrich in einem Tage zu durchwandern, weil er aber bei dem Versuche umgekommen war, hat die Straße den Namen „**La jornada del muerto**," des Todten Reise, oder genauer des Todten Tagreise, erhalten. So viel möchte gewiß sein, daß dieser gefährliche Paß vielen Reisenden in früheren Zeiten das Leben gekostet hat, und als wir Robledo, einen Lagerplatz

am Flusse erreicht hatten, wo wir Holz und Wasser in Ueberfluß fanden, waren wir höchlich erfreut, daß die öde Jornada für unsere Gesellschaft nicht ernstlichere Nachtheile gehabt hatte. Wir waren nun im Departement Chihuahua, da die Gränze zwischen demselben und Neu-Mejico nicht weit von Robledo läuft.

Noch immer waren wir mehr als sechzig Meilen oberhalb Paso del Norte, aber die Straße senkte sich nun in das Stromthal oder über die das Ufer begränzenden niedrigen Hügel hinab. Auf unserer Reise von hier bis El Paso kamen wir an den Trümmern mehrer Ansiedelungen vorbei, die, einst blühend und reich, durch die räuberischen Einfälle der Apaches verödet worden waren.

Am 12. September kamen wir zu der gewöhnlichen Furt des Rio del Norte, sechs Meilen oberhalb El Paso, da aber der Strom angeschwollen war, fanden wir es unmöglich, mit unseren Wagen überzusetzen. Der Leser wird ohne Zweifel mit Erstaunen hören, daß es nicht eine einzige Fähre auf diesem großen Flusse bis in die Nähe seiner Mündung giebt. Aber wie kommt man denn hinüber? Nun, neun Monate im Jahre ist er überall zu durchwaten, und bei Ueberschwemmungen bleibt Jedermann auf seinem Ufer oder schwimmt, denn selbst Boote sind sehr selten. Da wir aber unsere Wagen und Waaren nicht schwimmend hinüberschaffen, noch auch füglich auf das Fallen der Flut warten konnten, so hatten wir keine andere Wahl, als unsere Wagen abzuladen und die Waaren in einem kleinen Kahne hinüberzuschaffen, der gegen dreißig Fuß lang und zwei Fuß breit war. Wir waren so glücklich eine Stelle zu finden, die so seicht war, daß wir unsere leeren Wagen hinüber bringen konnten, aber ohne diesen glücklichen Zufall würden wir genöthigt gewesen sein, die Wagen aus einander zu nehmen, wie ich es früher gethan hatte, und sie in dem kleinen Kahne über den Strom zu bringen. Ein halber Wagen kann auf diese Weise auf einmal hinüber gebracht werden, wenn man ihn sorgfältig

auf dem Kahne in's Gleichgewicht stellt, aber man ist allerdings der Gefahr ausgesetzt, auf der Ueberfahrt umzuwerfen.

Dieser Strom macht, selbst wenn er durchwatet werden kann, oft große Beschwerden, da er, wie der Arkansas, viel Triebsand führt. Es giebt Stellen, wo ein Wagen, der am Ufer stehen bleibt, in einem Augenblicke tief einsinkt. Man hat sich wohl genöthigt gesehen, die Maulthiere bei den Ohren herauszuziehen und die Waarenballen, einen nach dem anderen, und die Wagen stückweise aus dem Schlamme heraufzuholen.

Am 14. September erreichten wir die Stadt El Paso del Norte*), die nördlichste Ansiedelung im Departement Chihuahua. Hier ward unsere Ladung von einem finsteren und mürrischen Beamten untersucht, und wir mußten fürchten, daß er bei dem geringsten Anscheine einer Unregelmäßigkeit in unseren Papieren unsere Güter mit Beschlag belegen werde, aber trotz unseren bangen Ahnungen bestanden wir die Probe ohne Schwierigkeit.

Das Thal El Paso soll gegen 4000 Einwohner haben, die an dem westlichen Ufer auf einer Strecke von zehn bis zwölf Meilen zerstreut sind. Diese Ansiedelungen sind so dicht mit Weingärten, Obstgärten und Getreidefelder untermischt, daß sie mehr das Ansehen einer Pflanzung als einer Stadt haben, und eigentlich verdient nur ein kleiner Theil am oberen Ende des Thales, wo die „plaza publica" (Marktplatz) und die Pfarrkirche sich befinden, diesen Namen. Zwei bis drei Meilen oberhalb der Plaza zieht sich ein Damm von Steinen und Reisholz durch den Fluß, um die Strömung in einen Kanal zu leiten, der bei

*) Die Amerikaner nennen den Ort oft The pass. Angeblich ist der Name daher entstanden, daß die Flüchtlinge bei der Metzelei im Jahre 1680 dahin gezogen sind; man leitet jedoch die Benennung wohl richtiger von dem Umstande ab, daß der Fluß gleich oberhalb der Stadt durch zwei vorspringende Bergspitzen sich zieht — **el paso del Rio del Norte.**

niedrigem Wasserstande fast die Hälfte des Wassers zum Zwecke der Bewässerung durch dieses gut angebaute Thal führt. Wir wurden hier mit den schönsten Früchten bewirthet, und besonders waren die Trauben von dem köstlichsten Geschmacke. Die Einwohner bereiten daraus einen sehr angenehmen Wein, der dem Malaga ähnlich ist. Aus derselben Frucht wird auch ein Branntwein destillirt, der zwar schwach, aber von lieblichem Geschmack ist. Diese Getränke heißen bei den Amerikanern „pass wine" und „pass whiskey", und sie sind ein vortheilhafter Handelsartikel, der auf die Märkte von Chihuahua und Neu-Mejico geführt wird. *)

Wie ich bereits erwähnt habe, läuft die Straße von Santa Fe nach El Paso zum Theil längs dem Ufer des Rio del Norte, oder über die angränzenden Hügel und Ebenen, aber die Sierra, welche die Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Rio Pecos bildet, war immer zu unserer Linken sichtbar. An einigen Stellen theilt sich dieses Gebirge in abgesonderte Rücken, deren einer „Sierra Blanca" (das weiße Gebirge) heißt, weil er bis spät in den Frühling mit Schnee bedeckt ist und ganz wie eine glänzende weiße Wolke aussieht. Weiter südlich erhebt sich eine malerische Höhe, „los organos" genannt, eine ungeheuere Klippe von Basaltsäulen, die einige Aehnlichkeit mit Orgelpfeifen haben, woher der Name kommt. Diese beiden Gebirge sind als Schlupfwinkel der gefürchteten Apaches berüchtigt.

Die Gebirge nördlich von El Paso sind meist mit Fichten, Cedern und einer zwerghaften Eichenart bedeckt. In den Thä-

*) In ganz Neu-Mejico wird sehr wenig eigentlicher Branntwein (aguardiente) bereitet. Es befand sich in der ganzen Provinz nicht eine einzige Brennerei, außer den von Amerikanern vor etwa zwanzig Jahren angelegten. Seitdem hat man viel Branntwein hier bereitet, besonders in der Gegend von Taos, und zwar meist von Weizen, als der wohlfeilsten einheimischen Körnerfrucht.

lern findet man den Baumwollenbaum und zuweilen den Mezquite, der aber selten höher hinauf als in den untern Ansiedelungen von Neu-Mejico vorkommt. In der unmittelbaren Nähe von El Paso giebt es eine Holzart „tornillo" (Schraubenholz) genannt, von dem schraubenförmigen Samengehäuse, das zwar verschieden an Gestalt, der Fruchthülse des Mezquite aber an Geruch ähnlich ist. Die Ebenen und Hochlande haben meist den Charakter der Prairieen und sind nicht wesentlich verschieden von denjenigen in ganz Nord-Mejico, die fast überall von Holz entblößt sind.

Eine der nützlichsten Pflanzen für die Bewohner von El Paso ist die Lechuguilla, die auf den Hügeln und den Bergabhängen in der Nähe und in vielen anderen Gegenden weiter südlich häufig vorkommt. Sie hat Stengel, wie die Palmilla, welche zerdrückt, abgeschabt und gewaschen, sehr starke Fibern geben, wie das gewöhnliche Manilla-Seegras, und eben so gut zur Verfertigung von Stricken und zu anderen Zwecken gebraucht werden können.

Nachdem wir El Paso verlassen hatten, lief unser Weg westwärts vom Flusse, da die Stadt Chihuahua noch gegen hundert Meilen westlich lag. Ungefähr dreißig Meilen weiter erreichten wir Los Médanos, eine ungeheuere Reihe von Sandhügeln, durch welche der Weg gegen sechs Meilen weit geht. Wir mußten, da Gespanne nicht im Stande sind, beladene Wagen durch diese Sandgegend zu ziehen, Maulthiere in El Paso miethen, auf welchen wir unsere Waaren fortschafften. Auf diesen Sandhügeln findet man an vielen Stellen nicht eine Spur von Pflanzenwuchs. Die Straße windet sich durch die niedrigsten Schluchten zwischen den Hügeln. Dieser Theil des Weges wird noch unangenehmer und beschwerlicher durch großen Wassermangel. Wenn man El Paso verlassen hat, findet man in einer Entfernung von mehr als sechzig Meilen nichts als zwei stinkende Quellen oder Lachen, deren Wasser nur die

Noth erträglich machen kann. Ein wenig weiter hinaus fanden wir jedoch ganz unerwartet einen Ueberfluß von Wasser. Als wir eben an dem See Patos vorüberzogen, sahen wir mit Erstaunen, daß die Straße vor uns von einer ungeheueren, rasch strömenden Wassermasse überschwemmt war, als ob plötzlich ein großer Fluß durch Zauberkunst entstanden wäre. Es währte lange, ehe wir das Geheimniß erklären konnten. Endlich entdeckten wir, daß vor kurzer Zeit die Flüsse, die dem See Patos Wasser zuführen, ausgetreten waren. Wir mußten uns mehre Stunden durch den Schlamm arbeiten, ehe wir hinüber kamen.

Am folgenden Tage erreichten wir die Acequia unterhalb Carrizal, ein kleines Dorf mit ungefähr vierhundert Einwohnern, das jedoch nicht unmerkwürdig als eine Veste (presidio) ist, in welcher eine Kompagnie Soldaten liegt, um das Land gegen die Räubereien der Apaches zu schützen, die aber deßungeachtet nicht aufhören, die Ranchos in der Umgegend zu verwüsten und selbst im Angesichte der Veste zu plündern.

Ungefähr zwölf Meilen südlich von Carrizal giebt es eine sehr angenehme warme Quelle, Ojo Caliente genannt, wo wir am nächsten Tage ankamen. Ein ungefähr dreißig Fuß langes und halb so breites Becken ist tief und warm genug, um in allen Jahreszeiten ein ungemein erquickendes Bad zu gewähren. Es scheint bei dieser Quelle eine bemerkenswerthe Naturerscheinung im Spiele zu sein. Ohne Zweifel kommt sie aus dem kleinen Flusse Cármen, der eine halbe Meile davon vorüberfließt und endlich in den See Patos fällt. Das gesammte Wasser dieses Flusses verschwindet mehre Meilen oberhalb der warmen Quelle im Sande, und es würde ein interessanter Gegenstand der Untersuchung für den Geologen sein, welche Erdarten ihm in seinem unterirdischen Laufe jenen hohen Wärmegrad geben, mit welchem er in jener Quelle hervorbricht.

Der Fluß Cármen hat gewöhnlich ein ganz wasserarmes Bett, war aber ein sehr heftiger Strom, als wir darüber setzten. Wir fanden keinen merkwürdigen Gegenstand, bis wir die Laguna de Encinillas erreichten. Dieser See ist zehn bis zwölf Meilen lang und ungefähr drei Meilen breit, und hat, wie es scheint, selbst bei den größten Ueberschwemmungen keinen Ausfluß, obgleich er durch mehre kleine, beständig fließende Flüsse von den umliegenden Bergen genährt wird. Das Wasser dieses Sees ist während der trockenen Jahreszeit so stark mit widrigen und bitteren Salzen geschwängert, daß es Menschen und Thieren ganz ungenießbar ist. Der vorherrschende dieser schädlichen Bestandtheile ist ein Laugensalz, das dort unter dem Namen Tequesquite bekannt ist. Auf dem hochliegenden Flachlande in ganz Nord-Mejico sieht man es oft auf der Oberfläche sumpfiger Gegenden hervorbrechen, wo es eine grauliche Kruste bildet, die häufig in den Seifensiedereien und zuweilen auch von den Bäckern gebraucht wird, um das Brot aufzutreiben. Wir hatten hier einen neuen Beweis von den ängstigenden Wirkungen der neuesten Ueberschwemmung, da die Straße mehre Meilen weit längs dem Ufer des Sees völlig überfluthet war. In der Stadt Chihuahua aber waren die Folgen der Fluth besonders verderblich gewesen. Einige geringere Gebäude von Lehmziegeln *) waren so sehr von der Feuchtigkeit durchnäßt, daß sie zusammenstürzten, wobei mehre Menschen umkamen.

Das Thal „Encinillas" ist sehr ausgedehnt und fruchtbar und enthält eines jener prächtigen Landgüter, die weiter südlich so häufig gefunden werden und unter dem Namen „Haciendas" bekannt sind. Es giebt hier viele vortreffliche Weiden und Rindvieh aller Art. In früheren Zeiten, ehe die Apaches das Land so ganz verwüstet hatten, glichen die in diesem schönen Thale weidenden Heerden den Büffeln in den Ebenen, da sie

---

*) Siehe Bd. I. S. 129.

fast eben so wild und meist auch von dunkler Farbe waren. Viele Eigenthümer dieser herrlichen Meiereien sind stolz darauf, einen Viehstand von gleicher Farbe zu halten; so haben einige schwarzes, andere rothes, andere weißes Vieh, oder von jeder anderen Schattirung, die dem Eigenthümer gefällt.

Als wir uns der Stadt Chihuahua näherten, glich unsere Gesellschaft mehr einem Leichenzuge als einem Haufen von unternehmunglustigen Männern, die dem vollen Genusse fröhlicher Hoffnungen und der Erfüllung goldner Träume entgegen gehen. Jedermann fürchtete sich vor der Behandlung, die wir von den Zollbeamten zu erwarten haben konnten. Ich selber hatte die Plackereien und Prüfungen nicht vergessen, die ich im Jahre 1837 bei einer ähnlichen Gelegenheit erfahren mußte. Zu unserem Erstaunen und unserer Freude aber wurden wir bei unserer Ankunft mit einer fast unbegreiflichen Milde behandelt. Wir fanden aber den Zauber, der zu unsern Gunsten wirkte, sehr einfach, so bald wir Aufschluß darüber erhielten. Im verflossenen Frühlinge war eine Karawane von Chihuahua auf geradem Wege nach den Vereinigten Staaten gezogen und wurde täglich zurückerwartet. Die Zollbeamten hatten sich bereits durch gewisse mächtige Gründe verpflichten lassen, die Eigenthümer der Karawane mit ausgezeichneter Gunst zu empfangen, und der Vorstand des Zollamtes erwartete ein Geschenk an Waaren. Hätte man uns mit der gewöhnlichen Strenge behandelt, so würde der Abstich gar zu grell gewesen sein.

Wir erreichten Chihuahua nach einer Reise von vierzig Tagen am 1. October mit schwerer beladenen Wagen, als wir bei der Abreise aus den Vereinigten Staaten gehabt hatten. Die Entfernung von Santa Fe nach Chihuahua ist 550 Meilen, indem man 320 bis Paso del Norte und 230 von da bis Chihuahua rechnet. Der Weg von El Paso südlich ist meist vest und schön, mit Ausnahme der beschriebenen Sandhügel, und wird nur unangenehm durch die Seltenheit und

den zuweilen vorkommenden schlechten Geschmack des Wassers. Die Straße zieht sich über eine Hochebene zwischen vielen abgesonderten Rücken niedriger Berge, gleichsam Ausläufern des Hauptstocks der Cordilleras hin, die in beträchtlicher Entfernung westwärts liegen. Die meisten dieser ausgedehnten Ebenen haben zwar an vielen Stellen einen Boden von fruchtbarem Ansehen, können aber, wegen ihrer natürlichen Trockenheit und bei dem gänzlichen Mangel an Wasser zur Bewässerung, für den Ackerbau nicht gewonnen werden.

Fünfter Abschnitt.

Abstecher nach Aguascalientes. — Handel im Südlande und Jahrmärkte. — Hacienda de la Zarca. — Perennirende Baumwolle. — Abgaben für Wasser und Weide. — Das Kirchendorf. — Stadt Durango. — Scorpione. — Wachsendes Negerthum. — Räuberkünste. — Badescene in Aguascalientes. — Mejicanischer Maulthierbeschlag. — Ein Freund in der Noth. — Stadt Zacatecas. — Santa Ana's leichter Sieg. — Fehde unter den Machthabern in Durango. — Rückkehr nach Chihuahua. — Charakter des südlichen Landes. — Besuch der Bergwerk-Stadt Jesus-Maria. — Schwierige Straßen. — Grube Santa Juliana. — Merkwürdige Bergwerkarbeiten. — Barras de Plata — Der Silberhandel.

Ein kurzer Bericht von einer Reise nach Aguascalientes im Inneren des nördlichen Mejico, die ich im Jahre 1835 machte, möge hier einen Platz finden, da ich ihn früher in der chronologischen Ordnung nicht füglich mittheilen konnte. Der Handel nach den südlichen Gegenden ist ein sehr wichtiger Theil des einheimischen Verkehrs, bei welchem sowohl Ausländer als Eingeborene stets betheiligt sind. Die meisten Kaufleute in Chihuahua pflegen sich mit mejicanischen Fabrikwaaren aus den Manufacturen zu Leon, Aguascalientes und anderen Fabrikorten in den südlicheren Theilen der Republik zu versehen. Zu gewissen Zeiten im Jahre werden dort Ferias (Märkte) gehalten, welche Verkäufer und Käufer in großer Anzahl besuchen. Es giebt acht bis zehn solcher Jahrmärkte in der Republik, deren jeder gewöhnlich

eine Woche oder länger dauert. Ich ward eben so sehr durch den Wunsch, die sonnigen Gegenden des Südlandes zu sehen, als durch Handelszwecke bestimmt, die Reise zu unternehmen.

Ich verließ Chihuahua am 26. Februar 1835. Unsere Gesellschaft bestand aus vier Personen, und wir hatten zwei leere Wagen bei uns, so daß wir so wenig als unsere Baarschaft und unsere Silber-Barren, das einzige versendbare Landesgeld, gegen die Räuberbanden geschützt waren, die den Theil unseres Weges südlich von Durango zu allen Zeiten unsicher machen. Von Chihuahua bis zu jener Stadt wurde die Straße noch gefährlicher durch die beständigen Feindseligkeiten der Indianer.

Am 7. März erreichten wir jedoch ohne einen ungünstigen Zufall Cerro Gordo, die nördlichste Ansiedelung des Departements Durango, und am folgenden Tage La Zarca, das ansehnlichste Dorf einer der ausgedehntesten Haciendas in dem nördlichen Landestheile. Der Viehstand dieses Gutes ist so groß, daß einst, wie man sagt, der Eigenthümer die ganze Besitzung in der Art zum Verkauf ausbot, daß für jedes Stück Vieh nur funfzig Cents bezahlt werden sollten und doch niemand im Stande oder geneigt war, die erfoderlichen Geldmittel aufzubringen, um das Anerbieten anzunehmen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß, wenn je ein solches Anerbieten gemacht wurde, der Eigenthümer die Absicht hatte, sein gesammtes Vieh, Ratten und Mäuse, Gewürm und Insecten, kurz alles Kleinvieh auf seinem Gute, in die Foderung einzuschließen. Dieses Gut umfaßt ein Gebiet von vielleicht hundert Meilen Länge und enthält mehre blühende Dörfer.

Zwei Tage nachher kamen wir an den Rio Nazas, einen schönen kleinen Fluß, der sich in den See Cayman *) ergießt.

---

*) Die zahlreichen kleinen Seeen im Innern Mejicos, die keinen Ausfluß haben und doch beständig von Flüssen genährt werden, sind eine für die Bewohner feuchter Himmelsgegenden sonderbare Er-

Rio Nazas ist berühmt wegen seiner Baumwollenpflanzungen, die bei der Milde des Klimas zuweilen nur alle drei bis vier Jahre frisch angelegt werden. Die leichten Winterfröste zerstören gewöhnlich nur den oberen Theil des Stengels, so daß die Wurzel perennirend ist. — Ungefähr fünf und zwanzig Meilen weiter kamen wir zu dem Bergwerk-Dorfe La Noria, wo wir Wasser für unsere Maulthiere kaufen mußten, eine Ausgabe neuer Art für den reisenden Amerikaner, worüber er aber kaum klagen kann, da das Wasser mit großer Beschwerde aus Brunnen geschöpft werden muß. Es ist auch nicht ungewöhnlich, daß die Eigenthümer der Haciendas eine Vergütung für das Gras fodern, das die Maulthiere der Reisenden auf den offenen Ebenen gefressen haben, eine in Neu-Mejico ganz unerhörte Erpressung.

Unser nächster Lagerplatz war Cuencamé, das man das Kirchendorf nennen könnte, da es bei einer sehr schwachen Bevölkerung doch fünf bis sechs Kirchen hat. Ich hatte Geschäfte in Durango, das ungefähr funfzig Meilen westlich von der südlichen Landstraße liegt, und nahm den geraden Weg nach dieser Stadt, wo ich am 16. März ankam. Durango ist eine der schönsten Städte im nördlichen Mejico und hat gegen 20,000 Einwohner. Sie liegt in einer Ebene, auf allen Seiten von niedrigen Bergen eingeschlossen, und hat zwei bis drei hübsche Freiplätze mit vielen schönen Gebäuden und einigen wahrhaft prächtigen Kirchen. Die Stadt wird aus einem, einige Meilen entfernten Quell durch mehre offene Wasserleitungen mit Wasser zur Bewässerung der Gärten und zu anderen gewöhnlichen Zwecken versorgt; da diese aber durch hineingeworfene Abfälle verunreinigt werden, so nehmen die Einwohner, die es

scheinung. Aber in jenen hohen trockenen Gegenden geht so viel Wasser im Sande und noch mehr durch Verdünstung verloren, daß, außer bei ungewöhnlichen Ueberschwemmungen, kein bedeutendes Steigen des Wassers in den Seen vorkommt.

bezahlen können, ihr Wasser zum Trinken und Küchengebrauche von den Wasserverkäufern, die es gewöhnlich in großen Krügen auf Eseln aus dem Quelle holen und in die Stadt bringen.

Durango ist die erste nördliche Stadt, wo man jene mannigfaltigen tropischen Früchte findet, wegen welcher das südliche Mejico mit Recht berühmt ist. Es war zwar außer der eigentlichen Jahreszeit, aber der Markt angefüllt mit den köstlichsten und erlesensten Erzeugnissen dieser Art. Die Maguey, aus welcher man das beliebte Getränk Pulque *) bereitet, wird nicht nur häufig im Felde angebaut, sondern wächst auch wild überall in den Ebenen. Es war eben die eigentliche Pulque-Zeit, und man sah Hunderte von Karren mit Krügen und Bechern, die diesen beliebten Trank vom süßesten ungegohrenen Zustande bis zu einem ciderartigen Getränke enthielten. Das unablässige Geschrei: „Pulque! Pulque dulce! Pulque bueno!" mischte sich mit dem gellenden und mißtönenden Rufe der Fruchtverkäufer und verursachte einen so wilden Lärm, daß niemand sein eigenes Wort hören konnte.

Durango ist auch berühmt als das Hauptquartier der ganzen Scorpionen-Familie. Im Frühlinge besonders werden die Häuser so sehr von diesen giftigen Insecten heimgesucht, daß

---

*) Aus dem Pulque wird auch ein Branntwein, Mezcal genannnt, destillirt. Die Maguey (Agave americana) wird auch häufig zu Hecken benutzt und giebt nicht nur wohlfeile Einfriedigungen, sondern wird auch durch den Ertrag an Pulque einträglich. Dient sie nicht mehr zu diesem Zwecke, so wird der Pulque-Stengel durch Rösten in ein angenehmes Nahrungmittel verwandelt, während die Fibern nach gehöriger Zubereitung zu Stricken, Beuteln und dergleichen verwendet werden, die den aus gewöhnlichem Seegrase verfertigten gleichen, wiewohl die Fibern feiner sind. Es giebt eine Maguey-Art, die aber keinen Pulque liefert, deren Fibern, unter dem Namen Pita bekannt, fast so fein als Hanf sind und gewöhnlich als Zwirn für Schuhe, Sattlerwerk und andere Arbeiten benutzt werden.

viele Leute sich mit einer Art von Moskito-Schirm helfen müssen, um ihre Betten während der Nacht dagegen zu schützen. In der Absicht, die Stadt von dieser furchtbaren Plage zu befreien, hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche eine Belohnung von einem Cuartillo (drei Cents) für jeden an sie abgelieferten Scorpion (alacran) bezahlt. Durch den Gewinn gelockt, stellen die müssigen Buben in der Stadt den Insecten immer nach, so daß jährlich eine unermeßliche Anzahl dieser öffentlichen Feinde gefangen und getödtet wird. Der Körper dieses Insects hat den Umfang einer mittelgroßen Spinne mit einem, etwa zwei Zoll großen Schwanze, an dessen Ende sich ein Stachel befindet, der so giftige Wunden macht, daß oft Kinder daran sterben und Erwachsene große Schmerzen erleiden. Die sonderbarste Eigenheit dieser Scorpione ist, daß sie weit gefahrloser in den nördlichen als in den südlichen Gegenden sind, und dieß erklärt zum Theil die von dem Kapitän Pike mitgetheilte Angabe, daß selbst die Scorpione von Durango viel von ihrem Gifte verlieren, so bald man sie einige Meilen von der Stadt entfernt.

Wir waren zwar sehr gut bewaffnet, man erzählte mir aber so viele furchtbare Geschichten von Räubereien, die fast täglich auf den südlichen Straßen vorkommen sollten, daß ich vor der Abreise von Durango mich entschloß, meiner Schutzwehr einen jener furchtbaren einheimischen Hunde beizufügen, die für Reisende in meiner Lage besonders nützlich sind. Als ich meinen Wunsch einem freien Neger aus den Vereinigten Staaten, Namens Georg, verrieth, empfahl er mir einen Zollbeamten, seinen ganz besonderen Freund, bei welchem ich den gewünschten Hund finden könnte. Ich ging mit dem Neger zu dem Manne, und wir wurden in ein hübsches Zimmer geführt, wo wir zwei bis drei wohl gebildete Frauen fanden, die sich mit Tagesgesprächen unterhielten. Eine von ihnen, die Gattin des Zollbeamten, wie es schien, und eine recht liebliche Frau, erhob sich sogleich, grüßte mit großer Höflichkeit den „**Señor Don**

Jorge" und lud ihn zum Niedersetzen ein, während ich in meiner stehenden Stellung gar nicht beachtet wurde. Georg schien sehr verlegen zu sein, da er die Gewohnheiten und Sitten seines Vaterlandes noch nicht ganz vergessen hatte und auch noch jetzt den Amerikanern nicht nur Ehrerbietung, sondern sogar Demuth zu bezeigen gewohnt war. Er lehnte daher die angebotene Auszeichnung ab und bemerkte, daß „el Señor" bloß in der Absicht gekommen wäre, ihren Hund zu kaufen. Die junge Frau zeigte auf eine Hundehütte in einer Ecke, und der erste Anblick des grimmigen Thieres sagte mir, daß ich den Begleiter gefunden hatte, den ich wünschte. Ich zahlte zehn Dollars, den bedungenen Kaufpreis, ging mit Verbeugungen hinaus und fühlte, wie unbedeutend ich diesen schönen Frauen in Vergleichung mit der Herrlichkeit meines schwarzen Begleiters vorkommen mochte. Die Reisenden aber wundern sich nicht mehr über die Beliebtheit der Neger im nördlichen Mejico. War ich erstaunt über die Aufmerksamkeit, womit Don Jorge von einer weißen Frau behandelt wurde, so erhielt ich bald nachher noch mehr Veranlassung zum Erstaunen. Als der Neger neben meinem Wagen schlenderte, näherte sich ein klug aussehender junger Bursche und übergab ihm eine Atlas-Halsbinde, indem er im Namen seiner Schwester, der Frau des Zollbeamten, die Hoffnung aussprach, Georg würde diese von ihrer eigenen Hand gearbeitete Kleinigkeit als ein Zeichen ihrer besonderen Achtung annehmen. Aber ungeachtet dieser Beweise von Auszeichnung — um nicht einen härteren Ausdruck anzuwenden — wünschte Georg eifrig, in meine Dienste zu treten, in welcher Art es auch immer sein möchte, da er gefunden hatte, daß solche Ehrenbezeigungen ihm keineswegs seinen Lebensunterhalt sichern konnten. Ich konnte seine Dienste nicht brauchen.

Am 22. März verließen wir Durango, und nach einigen Tagen waren wir wieder auf der Heerstraße, die von Chihuahua nach Zacatecas führt. Ich erinnerte mich nun all der furchtbaren Räubergeschichten, die ich gehört hatte, und betrachtete mit arg-

wöhnischen Blicken jeden Menschen, der mir auf der Straße begegnete. Alle Reisenden sind bewaffnet, und es ist unmöglich, sie von Räubern zu unterscheiden,*) so daß der argwohnlose Händler sehr oft von demselben Manne, mit welchem er in anscheinender Vertraulichkeit gereiset ist, angegriffen und entweder auf der Stelle ermordet oder mit dem Lazo vom Pferde gerissen und ausgeplündert wird.

Man hat mir versichert, daß es im ganzen Lande einen regelmäßigen Banditen-Verkehr giebt, bei welchem oft einige der angesehensten Staatsbeamten, besonders vom Richterstande, betheiligt sind. Es wird ein Kapital durch Actien aufgebracht, wie zu irgend einer anderen Unternehmung; Banditen werden ausgerüstet, an bestimmte Orte gewiesen, wo sie wirken sollen, und zu bestimmten Zeiten im Jahre wird den Actien-Inhabern eine regelmäßige Dividende ausgezahlt. Man kann sich daher nicht wundern, daß diese Herren fast überall im Lande Straflosigkeit genießen. Während meines Aufenthaltes in Durango kam ein wohl gekleideter Caballero oft in unsere Herberge, den mein Wirth mir als einen berüchtigten Räuber bezeichnete. „Hütet Euch vor ihm," sprach der ehrliche Mann, „er will Euere Angelegenheiten auskundschaften." Und so war's. Mein Maulthiertreiber sagte mir, der Kerl hätte versucht, ihm unsere Verhältnisse und Bestimmung zu entlocken. Und dieser Mensch durfte nicht nur ungehindert von den Behörden umherschleichen, sondern schien auch mit vielen angesehenen Beamten in der Stadt auf vertrautem Fuße zu stehen. Trotz allen unseren Besorgnissen erreichten wir den Ort unserer Bestimmung ohne irgend einen Zufall, der uns Stoff zu Klatschereien hätte geben können.

---

*) Reisende auf den Landstraßen sind nicht nur bis an die Zähne bewaffnet, sondern tragen auch ihre Waffen offen. Selbst meine Fuhrleute führten ihre Gewehre und Pistolen auf dem Sattelknopfe bei sich. In der Nacht, wo wir uns gewöhnlich im Freien lagerten, legten wir sie unter den Kopf oder an die Seite.

Die Stadt Aguascalientes liegt reizend in einer Ebene und scheint gegen 20,000 Einwohner zu enthalten, die sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Rebozos *) und anderen, meist baumwollenen Geweben beschäftigen. Sobald ich Muße genug hatte, besuchte ich die berühmte warme Quelle (ojo caliente) in der Vorstadt, von welcher die Stadt ihren wohllautenden Namen hat. Ich ging an der Acequia hinauf, die zur Quelle führt und aus einem vier bis fünf Fuß breiten Graben besteht, durch welchen ein drei bis vier Fuß tiefer Strom fließt. Das Wasser hatte jenen angenehmen Wärmegrad, der ein gutes Bad gewährt. Ich hatte die Absicht zu baden, aber überall stieß ich nach einigen Schritten auf Männer, Weiber und Kinder, die sich in den Graben getaucht hatten, und als ich bei dem Becken ankam, war es so voll von jungen Mädchen und erwachsenen Frauen, die unbefangen wie Enten plätscherten, daß ich mir die lange versprochene Erquickung versagen mußte.

Es war anfänglich meine Absicht gewesen, meine Reise bis Leon fortzusetzen, einer anderen Manufactur-Stadt, die siebzig bis achtzig Meilen von Aguascalientes entfernt ist; als ich aber erfuhr, daß Santa Ana mit einem starken Heerhaufen auf seinem Wege nach Zacatecas, wo er einen Aufstand dämpfen wollte, dort angekommen war, hatte ich wenig Lust, meine Wanderungen weiter zu erstrecken. Sobald ich in kurzer Zeit meine Einkäufe gemacht hatte, war ich nach einigen Tagen wieder bereit, nach dem Norden aufzubrechen.

Es war nothwendig, meine Maulthiere beschlagen zu lassen, um sie für die beschwerliche Reise, die vor mir lag, in Stand zu setzen, wiewohl diese Vorsicht im nördlichen Mejico selten, weder bei Maulthieren noch bei Pferden, angewendet wird. Diese Thiere haben in Mejico, theils wegen der Eigenheiten ihres Stammes, noch mehr aber ohne Zweifel wegen der Trocken-

*) Siehe Bd. I. S. 136.

heit des Klimas, ungewöhnlich harte Hufe. Viele ziehen wochenlang, ja selbst Monate hindurch, über die vesten, oft felsigen Straßen *), die Saumthiere mit schweren Lasten, ohne einen anderen als den von der Natur verliehenen Schutz für ihre Füße. Die Mehrzahl meiner Thiere war jedoch ein wenig weichhufig, und ich entschloß mich, mejicanische Hufschmiede zu dingen, welche nach ihrer eigenthümlichen Weise die Thiere beschlagen mußten. Wie beinahe alle Manufactur-Arbeiten der Mejicaner, sind auch ihre Maulthierbeschläge von ziemlich roher Art, breite dünne Platten, mit großen dickköpfigen Nägeln bevestigt. Aber die Geschicklichkeit der Hufschmiede ersetzte zum Theil die Mängel ihrer Arbeit. Mochte das Maulthier noch so wild und tückisch sein, ein Gehilfe hob ihm augenblicklich den Fuß auf und machte das Thier wehrlos, und der Hufschmied trieb mit einem einzigen Schlage, gewöhnlich auf Armlänge, einen Nagel ein, während der Gehilfe den Fuß hielt. So war nicht halb so viel Zeit, als sonst zu einem solchen Geschäfte gebraucht wurde, nöthig, mehr als zwanzig der widerspänstigsten Thiere zu beschlagen, ohne das gewöhnliche Mittel in solchen Fällen, die Thiere niederzuwerfen.

Als das Beschlagen vollendet war, trat ein Mann, der sich als einen Beamten auswies, in die Hürde und sagte mir sehr höflich, daß die Regierung die Maulthiere zur Fortschaffung von Soldaten nach Zacatecas brauchte. „Man wird sie morgen in den Nachmittagstunden holen," fuhr er fort, „laßt sie nicht wegschaffen." Ich mußte mich natürlich diesem Befehle fügen, da ich wußte, daß alle Vorstellungen vergeblich sein würden; aber ich war vest entschlossen, in ziemlicher Entfernung auf der

*) Einige dieser Straßen in den Ebenen haben zwar nur einen trockenen Sand- und Thonboden, sind aber so vest als ein Ziegelpflaster. In einigen Gegenden bemerkte ich meilenweit, daß die Nägelköpfe des Beschlages der Maulthiere kaum einen sichtbaren Eindruck hinterließen.

nördlichen Landstraße voraus zu sein, ehe jenes Morgen weit vorgerückt wäre. Aber es zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Ich mußte mir eine Guia für meine Waarenladung mit einem verantwortlichen Indossenten verschaffen, eine neue Foderung, auf welche ich gar nicht vorbereitet war, da ich zu jener Zeit von einer Verordnung dieser Art nichts wußte und nicht einen einzigen Bekannten in der Stadt hatte. Ich war in der größten Verlegenheit. Unter anderen Umständen würde ich den Betrag der Verbrauchsteuer zum Pfande eingelegt haben, wie andere Kaufleute bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun genöthigt waren, aber ich hatte leider meinen letzten Dollar ausgegeben.

Als ich mit dem Gedanken an diese Verlegenheiten aus dem Zollhause ging, steckte einer der ersten Schreiber mir ein Stückchen Papier in die Hand, das nichts als die Worte „aguárdeme afuera" (wartet draußen auf mich) enthielt. Ich befolgte willenlos diese Weisung, obgleich ich die Absicht derselben nicht im mindesten begriff. Der Schreiber holte mich alsbald ein und hob an: „Sie sind hier fremd und unbekannt mit unseren strengen Zollgesetzen. Kommen Sie in einer Stunde in meine Wohnung, und wir wollen auf Mittel denken, Sie aus ihrer Verlegenheit zu ziehen." Es versteht sich, daß ich pünktlich mich einfand. Ich fand den freundlichen Beamten mit einer Handvoll unausgefüllter Zollamt-Pässe in seinem Zimmer. Man muß wissen, daß ein Pase (Paß) von einer Guia nur dadurch sich unterscheidet, daß dazu kein Indossent erfoderlich ist, aber ein solcher Paß kann nur für einen Waarenbetrag gegeben werden, der den Werth von funfzig Dollars nicht übersteigt. Der Schreiber nahm mein Waarenverzeichniß und füllte bald ein Pase für jeden Ballen aus, indem er jeden auf einen verschiedenen Ort in dem nördlichen Gebiete ausstellte. „Haben Sie nun Lust," setzte mein liebenswürdiger Freund hinzu, „einen kleinen Schmuggelhandel zu treiben, so sind Sie hierdurch gesichert, wenn Sie die ansehnlichsten Städte nicht berühren, bis Sie an die Gränze von Chihuahua kommen; wollen Sie

sich darauf nicht einlassen, so werden Sie unterwegs wohl einen Freund finden, der ihre Guia indossirt." Ich entschloß mich zu dem letzten Mittel. Ich kannte einen wackeren deutschen Kaufmann in Durango und war überzeugt, daß er mir seine Unterschrift für die erfoderliche Urkunde gewähren würde. Da die Zollbeamten im nördlichen Mejico nicht in dem Rufe der Großmuth und Uneigennützigkeit stehen, so hielt ich es für ausgemacht, daß mein Freund im Zollamte durch selbstische Beweggründe geleitet ward, und bot ihm eine Vergeltung für seine Bemühung an; aber zu meiner Ueberraschung wollte er durchaus nichts annehmen und setzte hinzu, daß es nach seiner Meinung die Pflicht jedes ehrlichen Mannes wäre, einem Mitmenschen in Verlegenheiten beizustehen. Es ist in der That eine angenehme Aufgabe, solche Beispiele von Uneigennützigkeit mitten unter so vielen ansteckenden Einflüssen aufzuzeichnen. Es möge hier noch bemerkt werden, daß eine Guia oft auch für gemünztes Geld und immer für Barren verlangt wird. Dieß ist für den Reisenden oft sehr lästig, nicht nur weil es zuweilen schwierig ist, einen Indossenten zu finden, sondern auch weil die Räuber dadurch in Stand gesetzt werden, genaue und zeitige Nachricht von den Geldvorräthen und dem Wege jedes Reisenden zu erhalten, da sie gewöhnlich in allen ansehnlichen Städten ihre Helfershelfer haben, die mit einigen Zollamtschreibern unter der Decke stecken, und auf diese Weise sich pünktliche Nachricht von abgehenden Reisenden und dem Betrage der mitgenommenen Baarschaft verschaffen.

Ich verließ bald die Stadt Aguascalientes und hörte nichts mehr von dem Anspruch auf meine Maulthiere. Ich war jedoch nicht so glücklich, lange Zeit ohne Verlegenheit zu bleiben. Bei dem Wunsche, die Stadt Zacatecas zu besuchen, ohne meine Waaren in Gefahr zu setzen, nahm ich einen Platz auf der „Diligencia", während meine Wagen auf der Landstraße weiter fuhren. Bei meiner Ankunft in Zacatecas ergab sich mir sehr bald, daß ich zu großen Unbequemlichkeiten und Ent-

behrungen verurtheilt war, da ich mein Bett und meine Lebensmittel bei den Wagen zurückgelassen hatte. Nur mit der größten Mühe fand ich einen Platz, wo ich mich niederlegen, und reinliche Lebensmittel, womit ich meinen Hunger stillen konnte. Ich konnte zwar ein Zimmer für einen Real täglich in einer jener großen scheunenartigen Herbergen (mesones) finden, deren es in allen diesen Städten giebt, aber nicht eine einzige war mit Geräthen versehen. Zuweilen findet man in einer Ecke eine Erhöhung von Lehm, einem gewöhnlichen Schmiedeherde ähnlich, die eine Bettstelle ersetzen soll und auf welche der Reisende seine Decke legen kann, wenn er damit versehen ist. Ich war so glücklich, einige Decken von dem Kutscher zu erborgen, der ein Amerikaner war, und so verschaffte ich mir ein ganz bequemes Lager. Diese Herbergen sind eben so schlecht darauf eingerichtet, den Reisenden mit Essen zu versorgen, wenn Gerichte wie frijoles (Faselbohnen) und chile mit tortillas*) ihm nicht genügen, die in der schmuzigsten Gestalt aufgetischt werden. Ich begab mich daher in eine „Fonda", die ein Italiener hielt, und fand ein vortreffliches Abendessen. Diese „Fondas" aber sind bloß Speisewirthschaften und geben kein Nachtlager.

So sonderbar es scheinen mag, man kann 1500 Meilen und vielleicht noch weiter auf der Hauptstraße durch das nördliche Mejico reisen, ohne ein einziges Wirthshaus mit gewöhnlichen Bequemlichkeiten zu finden. Dieß läßt sich jedoch erklären, wenn man an die landübliche Reiseart denkt, welche Anstalten dieser Art fast unnöthig macht. Die Maulthiertreiber mit ihren Gespannen lagern sich immer unter freiem Himmel, da sie ihre Köche und einen Vorrath von Lebensmitteln bei sich führen. Die gewöhnlichen Reisenden vereinigen sich, um gegen Räuber und Landstreicher gesichert zu sein, zu kleinen Karawanen, und kein Caballero macht sich je auf den Weg, ohne ein Gefolge von Dienern und ein Pack-Maulthier, das seine mit Le-

---

*) Siehe Bd. I. S. 95.

bensmitteln gefüllten Cantinas (große lederne Koffer) trägt, auf welche ein ungeheueres Behältniß gebunden ist, das eine Matratze und andere Schlafbedürfnisse enthält. So ausgerüstet, schlägt der Caballero allen Gasthäusern in der Welt ein Schnippchen und ist ganz unabhängig in all seinen Bewegungen.

Die Stadt Zacatecas ist, wie bekannt, ihrer Bergwerke wegen berühmt. Wie die übrigen Städte dieser Art in Mejico, verdankte sie ihren Ursprung kleinen unbedeutenden Ansiedelungen an den Bergabhängen in der Nähe der Erzgruben und wuchs allmälig zu einer großen und reichen Stadt mit mehr als 30,000 Einwohnern. Sie liegt in einer tiefen Schlucht zwischen schroffen Bergwänden, und da die Häuser meist in Reihen, eine über der anderen, längs dem Bergabhange, gebaut sind, so haben einige Theile der Stadt ganz das Ansehen eines großen Amphitheaters. Viele Straßen sind hübsch gepflastert, und zwei Freiplätze mit Springbrunnen von schönem Schnitzwerk geziert, deren Wasser durch Maulthierkraft aus Quellen in dem benachbarten Gebirge gehoben wird.

Ich habe schon gesagt, daß Santa Ana um jene Zeit mit ansehnlichen Streitkräften gegen Zacatecas zog. Man möge sich erinnern, daß der General, nachdem er bei der Einführung des Centralismo die höchste Gewalt in Mejico erlangt hatte, für angemessen hielt, durch eine Verordnung die unter dem Namen Civicos (Bürgerwehr) bekannte Miliz aufzulösen, als gefährlich für die Freiheit — des Dictators. Die Stadt Zacatecas widersetzte sich diesem eigenmächtigen Befehle, indem sie die Civicos zur Vertheidigung ihrer Rechte auffoderte, und Santa Ana zog nun mit einem Heerhaufen heran, der doppelt so stark war als die Streitkräfte, welche die Stadt aufbringen konnte. Die Miliz strömte von den umliegenden Dörfern herbei, und es herrschte eine Begeisterung in der Stadt, die eine glückliche Vertheidigung erwarten ließ. Die Stadt, schon wegen ihrer Lage fast uneinnehmbar, war durch künstliche Befestigungen völlig geschützt. Sie war nur von der Landstraße her zugäng-

lich, die auf der Südseite in dem engen Eingange der Schlucht hinanführte. Eine starke Mauer war einige Jahre vorher durch diese Schlucht gezogen, und die Straße lief durch ein großes Thor, das durch eine Bastei am höheren Bergabhange beherrscht wurde, wo hundert Mann, mit Waffen und Schießbedarf versehen, leicht Tausende abschneiden konnten, während sie vorrückten. Die Stadt galt daher für unbezwinglich, und da sie auf eine langwierige Belagerung mit Lebensmitteln versehen war, so waren die Patrioten in stolzer Zuversicht. Man hatte einige fremde Ingenieurs gewonnen, welche die Aufsicht über die Bevestigungen führten.

Santa Ana erreichte Zacatecas einige Tage nach meiner Abreise. Es fiel ihm nicht ein, den zweifelhaften Muth seines Heeres durch einen Versuch zur Erstürmung einer Stadt von so furchtbarem Ansehen zu erproben, und er lagerte sich ruhig in dem Dorfe Guadalupe, drei Meilen unterhalb der Stadt. Von diesem Punkte aus schickte er Wurfgeschosse in die Stadt, nicht von Blei oder Eisen oder ähnliche grausame Kriegswaffen, sondern Papierbomben, die unter die Belagerten fielen und den befehligenden Offizieren freundliche Anerbietungen brachten. Diese neue Artillerie des Dictators hatte eine ganz elektrische Wirkung; denn der Muth des Anführers der Bürgerwehr stieg so hoch, daß er mit seiner Mannschaft aus der Vestung zog, um die Belagerer in offenem Felde anzugreifen, Mann gegen Mann, wie es wahrem Muthe ziemte. Aber gleich beim ersten Angriffe wurde dieser tapfere Offizier durch irgend eine geheimnißvolle Kraft, die sich nicht erklären ließ, mit einem seltsamen Schreck erfüllt und eilte mit all seinen Streitkräften in wilder Flucht zurück, als ob alle je erfundenen Werkzeuge der Zerstörung gegen sie gerichtet gewesen wären. Santa Ana's siegreiches Heer zog nun ohne weiteren Widerstand in die Stadt.

Dieser Vorfall ist ein gutes Pröbchen von den meisten glücklichen Schlachten dieses „großen Feldherrn". Das verrätherische Einverständniß mit den vornehmsten Offizieren in Zacatecas war

so offenbar, daß sie es für klug hielten, durch Flucht für ihre Sicherheit zu sorgen, damit nicht die Wuth ihrer erbitterten Mitbürger gegen sie ausbrechen möchte. Die Soldaten unterhielten sich mittlerweile mit der Plünderung der Stadt und verübten Gewaltthaten aller Art, besonders gegen die Ausländer, die sie dort fanden.

Ich reiste um diese Zeit gemächlich nach Durango, wo ich am 21. April ankam. Da die Haupt-Wagenstraße nach den nördlichen Gegenden nicht durch diese Stadt geht, so war es angemessen und noch mehr klug, meine Wagen in einiger Entfernung zurückzulassen, weil ich bei dem Mangel der erfoderlichen Urkunden die Beschlagnahme meiner Waaren zu erwarten hatte, wenn sie in die Stadt gekommen wären. Ich verschaffte mir nun ohne Schwierigkeit eine Guia, die der Hauptzweck meines Besuches war.

Ehe ich Durango verließ, war ich Zeuge einer jenen Fehden, die so gewöhnlich in Mejico sind. Ich wußte noch nicht, daß ein Unfug im Werke war, als ich am Morgen des 25. April durch Schießen geweckt wurde. Die Neugier trieb mich aus dem Hause, und ich sah auf dem flachen Dache *) der Hauptkirche bewaffnete Männer, die sich damit zu belustigen schienen, ihre Gewehre blindlings unter die Leute auf der Straße abzufeuern. Wie ich später erfuhr, gehörten diese Tapferen zur Partei des Bischofs, den Escoseses, die im offenen Kriege mit den Liberalen, Anti-Hierarchen oder Yorkinos **) waren und zu

*) Azotea — siehe Bd. I. S. 130.

**) Diese Parteinamen entstanden aus den Einwirkungen englischer und nordamerikanischer Freimaurerei, welche um das Jahr 1824 für Mejicos Zustände wichtig wurden. Alle früheren politischen Parteien mit all ihren Schattirungen lösten sich in dem schroffen Gegensatze der Escoseses und Yorkinos auf. Wie in England im 17. Jahrhunderte die Logen von der schottischen Observanz sich zu der Monarchie und dem Hause Stuart, die Maurer von der Yorkischen Regel zu der republicanischen Par-

diesem kräftigen Verfahren schritten, um eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen, da die Liberalen zu jener Zeit das Uebergewicht in der Verwaltung hatten. Ich wollte gern in der Nähe sehen, was vorging, und wagte mich über die Kirche hinaus nach einem Freiplatze, wo ein Volkshaufen sich gesammelt hatte. Dieß war ziemlich unbedachtsam, da Fremde unter den kriegführenden Parteien in sehr schlechtem Geruche waren, und ich war kaum einige Minuten unter dem Haufen, als ein Bürger von verständigem Ansehen mich am Aermel zupfte und mir den Rath gab, im Hause zu bleiben, wenn mir meine beiden Ohren lieb wären und ich nicht zu früh aus einer nützlichen Laufbahn gerissen werden wollte. Es bedurfte für mich keiner weiteren Ueberredung, und ich kehrte alsbald in meine Wohnung zurück, wo ich ohne Zögern Vorbereitungen zu meiner Abreise traf. Als ich bald nachher mit einer Waarenladung auf dem Wege vom Zollhause durch die Straße kam, ward ich von den Kriegführenden so warm begrüßt, daß der Staub unter meinen Füßen aufwirbelte. Die Träger, die meine Ballen fortschafften, waren ohne Zweifel nicht weniger erschrocken als ich. Sie vermutheten, daß man auf uns geschossen hätte, weil man in der Meinung wäre, wir schafften den Schießbedarf der Regierung weg, der in demselben Gebäude aufbewahrt wurde, aus welchem wir eben kamen.

Wir waren bald unterwegs, und ich fühlte kein sonderliches Bedauern, als ich die Stadt der Scorpione aus dem Gesichte verloren hatte. Ich war jedoch noch nicht völlig von allen Schwierigkeiten erlöst. Bei den umlaufenden Gerüchten von den Feindseligkeiten der Indianer in den nördlichen Gegenden war es kaum möglich, mejicanische Maulthiertreiber in unsere

---

tei hielten, so vertraten in Mejico die Escoseses das aristokratisch-hierarchische, die Yorkinos das democratische Prinzip der Bewegung. Im Jahre 1829 errangen die Escoseses die Obergewalt, die Santa Ana 1832 ihnen entriß. L.

Dienste zu ziehen. Einer, den ich gedungen hatte, benutzte die erste bequeme Gelegenheit, in der Nacht zu entlaufen, und nahm das Gewehr, womit er bewaffnet war, mit, aber ich war froh, daß er nicht auch ein Maulthier mitgenommen hatte, da er allein die Aufsicht über alle Thiere führte, und bald nachher ward ein mejicanischer Fuhrmann durch die Furcht vor den Wilden von uns weggescheucht. Nach mehren Schwierigkeiten der Art und noch größeren Gefahren, welche die das Land durchschwärmenden Indianer uns drohten, war ich nicht wenig erfreut, als ich am 14. Mai glücklich in Chihuahua ankam.

Ehe ich meinen Reisebericht vom Jahre 1839 wieder anknüpfe, mögen meine Leser mir erlauben, eine kurze Nachricht von einer Reise nach der Bergwerkstadt Jesus-Maria, die ich im Herbste 1835 unternahm, hier einzuschalten. Es ist dieß einer der wichtigsten Bergwerkbezirke im Departement Chihuahua, ungefähr 150 Meilen westlich von der Hauptstadt und mitten in den großen Cordilleras.

Ich hatte sehr lange gewünscht, einige Bergwerke in Mejico zu besuchen, und da sich eine günstige Gelegenheit zu einem vortheilhaften Unternehmen zeigte, brach ich am 15. October von Chihuahua auf. Meine Reisegesellschaft bestand aus einem Amerikaner und einem mejicanischen Maulthiertreiber, und wir hatten drei bis vier Maulthiere, die mit der zum Silberhandel bestimmten Baarschaft beladen waren. Allerdings ein dürftiges Geleite auf einer Straße, die durch Indianer und Räuber unsicher gemacht wurde. Das fortzuschaffende gemünzte Geld wird gewöhnlich in frische Rindshäute gepackt, welche beim Trocknen zusammenschrumpfen und den Inhalt so dicht pressen, daß Reibung verhütet wird. Zwei solcher Packe, deren jedes gewöhnlich tausend bis zweitausend Dollars enthält, sind eine gewöhnliche Maulthier-Ladung auf Gebirgstraßen.

Der Weg geht in dieser Richtung durch die rauhesten Bergpässe und windet sich an einigen Stellen so dicht am Rande von Abgründen hin, daß ein einziger Fehltritt das Thier in eine

Tiefe von mehren hundert Fuß hinabstürzen würde. Die Maulthiere aber haben einen ungemein sicheren Tritt und klettern oft längs den schroffesten Klippen fast so sicher als Ziegen. Man zeigte mir den vorspringenden Rand eines Felsens, über welchen in früheren Zeiten die Straße ging, und der bei einer Länge von vielleicht dreißig Fuß nur zwei bis drei Fuß breit war. Auch der Weg, der von der Westseite des Berges in die Stadt Jesus-Maria führt, ist äußerst gefährlich und steil und scheint fast über die Häuser im Thale herabzuhangen. Schwer beladene Maulthiere sind zuweilen auf diesem Pfade ausgeglitten und in die Stadt hinabgestürzt. Die Stadt ist noch mehr zwischen Bergen eingeschlossen als Zacatecas; das Thal ist enger und die Berge sind höher, während wie dort die Häuser zuweilen in Reihen über einander gebaut sind, so daß die flachen Dächer der niederen den Hof der oberen bilden.

Die erste Grube, die ich besuchte, bestand aus einem ungeheueren horizontalen Schachte, der nicht weit unterhalb der Stadt Jesus-Maria mehre hundert Fuß in die Bergwand getrieben war. Die Eigenthümer hatten in der kurzen Zeit eines Jahres bereits die ungeheuere Summe von 120,000 Dollars auf dieses Werk gewendet. Dieß ist oft das Loos der unternehmenden Bergleute, deren Beruf dem Spielergewerbe nahe verwandt und eben so unsicher ist.

Die bedeutendste Grube zu Jesus-Maria war zu jener Zeit die Santa Juliana, durch welche abwechselnd großes Vermögen gewonnen und zerrüttet worden ist. Sie war bereits acht- bis neunhundert Fuß tief und die Arbeiten gingen noch immer in die Tiefe. Die Erze wurden durch Maulthierkraft, die auf eine Winde wirkte, heraufgezogen, da aber das daran bevestigte Seil nur bis auf die Hälfte der Tiefe hinabging, so war eine andere Winde in einer Entfernung von ungefähr 400 Fuß von der Mündung des Schachtes aufgestellt, die gleichfalls von Maulthieren bewegt ward und die Erze und anderen Gegenstände hinauf zog. Als ich einst an der Oeffnung dieses großen

Schachtes stand und, das Aufsteigen des Seiles der Winde beobachtend, jeden Augenblick den großen ledernen Eimer zu sehen erwartete, in welchem man sowohl die Erze als Schutt und Wasser *) herauf zieht, erblickte ich mit Ueberraschung ein Maulthier, das schnaubend und sich windend, auf ein dazu eingerichtetes großes Bret vest gebunden war und aussah wie ein Schaf unter der Scheere. Als man es losgebunden hatte, sprang es alsbald auf die Beine und sah sich unter den glänzenden Scenen der Oberwelt so erstaunt um, wie vermuthlich Rip van Winkel, als er aus seinem zwanzigjährigen Schlafe erwachte.

Ist das aus der Grube geförderte Erz so reich, daß es die Arbeit lohnt, so wird es in den Schmelzofen gebracht und das reine Metall ausgeschieden. Wenn aber das Erz von geringerem Gehalte ist, wird es der Amalgamation unterworfen. Die zum Mahlen der Erze dienenden Mühlen (arrastres in einigen Gruben genannt) sind ziemlich sonderbare Maschinen. Eine kreisförmige oder ringförmige Cisterne von zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser ist in die Erde gegraben, und die Seiten wie der Boden sind mit behauenen Steinen von der härtesten Art belegt. Durch einen aufrecht stehenden Pfahl, der sich im Mittelpunkte der Cisterne um seine Achse dreht, geht eine hölzerne Querstange, an deren beiden Enden durch Stricke ein oder zwei Mühlsteine mit glatter Oberfläche bevestigt sind, die von den an die Enden der Stange gebundenen Maulthieren langsam ringsum auf dem Boden der Cisterne gezogen werden, in welche man die in kleine Stücke gestampften Erze geworfen hat. Hier werden die Erze mit einer Beimischung von Wasser durch die beständige Reibung der Mühlsteine an den Seiten und auf dem Boden der Cisterne zu einem feinen Schlich gemahlen. Eine gehörige Menge von Quecksilber wird dann mit dem Schlich

*) Das Wasser sammelt sich oft so schnell in dieser Grube, daß die Arbeiten dadurch mehre Wochen lang unterbrochen werden.

gemischt, und man setzt einige salzsaure, schwefelsaure und andere chemische Substanzen hinzu, um die Amalgamation zu erleichtern. Die Masse wird in kleine Haufen gelegt und bleibt ungestört, bis sie endlich in die Waschmaschine gebracht wird. Die Maschinen, die ich gesehen habe, sind sehr einfach und bestehen nur aus einem steinernen Behältnisse, in welches ein beständiger Wasserstrom geleitet wird, so daß alle leichteren Stoffe weggeführt werden, welche man mittels einer aufrechtstehenden, mit Pflöcken besetzten Stange, die sich im Mittelpunkte bewegt, aufrührt, während das Amalgam zu Boden sinkt. Der größte Theil des Quecksilbers wird dann ausgepreßt und das Silber gebrannt, wodurch der Ueberrest des Quecksilbers verdampft.

Das aus dem Ofen kommende Silber enthält gewöhnlich eine Beimischung von Gold, ungefähr zehn bis dreißig Procent, was aber durch die Amalgamation ausgezogen wird, scheidet sich meist beim Waschen ab. Im flüssigen Zustande setzt sich das Gold, seiner größeren spezifischen Schwere wegen, meist zu Boden, enthält aber gewöhnlich noch einen beträchtlichen Zusatz von Silber. Diese Mischung unterscheidet man durch den Namen „Oroche". Die Hauptmasse des Silbers enthält gewöhnlich zu wenig Gold, als daß eine Scheidung die Mühe belohnte.

Alles Silber wird in Barren oder Stangen (barras de plata) geschmelzt, jede funfzig bis achtzig Pfund schwer und tausend bis zweitausend Dollars werth. Diese Stangen werden von einem Beamten der Regierung probirt und mit einem Stempel versehen, der ihr Gewicht und ihre Beschaffenheit angiebt, und der Eigenthümer wird dadurch in den Stand gesetzt, den Werth derselben nach einer sehr einfachen Regel zu berechnen. Die so gestempelten Barren bilden eine Art von Umlaufmittel, das weit sicherer zu Geldsendungen gebraucht werden kann als Münze. Bei Diebstählen lassen sich diese Stangen leicht ausmitteln, wenn anders die Diebe nicht Zeit genug gehabt haben, ihnen eine andere Gestalt zu geben. Aus diesem Grunde bewahren wohlhabende Leute ihr Vermögen oft in Bar-

ren, und die Keller einiger Reichen im südlichen Mejico sind oft mit einer großen Menge solcher Stangen angefüllt, die wie ein Wintervorrath von Brennholz aussehen.

Da die Kosten der Theilung des Goldes und Silbers in den mejicanischen Münzen gewöhnlich einen bis zwei Dollars und die Prägekosten gegen funfzig Cents auf das Pfund betragen, so geben die gestempelten Stangen in der Münze der Vereinigten Staaten einen Gewinn von beinahe zehn Procent auf ihren Umlaufwerth; sind sie aber ungestempelt, so gewinnt man daran gewöhnlich ungefähr das Doppelte dieses Betrages gegen die gewöhnlichen Kosten in den Gruben. Die Ausfuhr von ungemünztem Silber ist nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung gestattet; es wird jedoch eine ansehnliche Menge auf diese Weise ausgeführt, und ein beträchtlicher Theil geht durch Schleichhandel aus einigen Häfen.

In diesen Bergwerken wird ein beständiges und oft gewinnreiches Geschäft in dem Silberhandel gemacht. Die Grubenbesitzer brauchen gewöhnlich baares Geld und müssen daher ihre Barren gegen Münze umsetzen, und zwar oft mit großen Opfern, um sich die Mittel zur Fortsetzung ihrer Bergwerkarbeiten zu verschaffen. Es war ein Hauptzweck meiner Reise nach Jesus-Maria, in diesem Handel einen Gewinn zu machen. Als ich meine Geschäfte abgeschlossen und meine Neugier befriedigt hatte, kehrte ich nach Chihuahua zurück, wo ich am 24. November 1835 ankam, ohne weder von Indianern noch von Räubern belästigt worden zu sein, obgleich die Straße zuweilen durch diese unabhängigen Herrschaften unsicher gemacht wird.

Sechster Abschnitt.

Verkaufverhältnisse in Chihuahua. — Ueberfluß an Kupfermünze. — Eigenheiten der Stadt. — Kirchen. — Hidalgo und sein Denkmal. — Verfall öffentlicher Werke. — Fest zu Ehren Iturbide's. — Unfreundlichkeit gegen die Amerikaner. — Nächtliche Ladenbesuche. — Freimaurerfeindlichkeit.

Ich nehme meinen Reisebericht wieder auf, den ich mit meiner Ankunft in Chihuahua am 1. October 1839 abgebrochen habe.

Es ist herkömmlich, daß jeder Kaufmann bei seiner Ankunft in dieser Stadt einen Laden miethet, wo er seine Waaren auslegt, um sie im Ganzen oder im Einzelverkaufe abzusetzen. Seine beßten Kunden sind die kleinen Krämer aus den umliegenden Dörfern. Einige Kaufleute setzen den Einzelverkauf während eines ganzen Sommers und länger fort, die meisten aber verkaufen im Ganzen, sobald sie einen vortheilhaften Handel abschließen können.

Die in Chihuahua gewöhnliche Art, nach Loosen zu verkaufen, ist etwas sonderbar. Alle gewöhnlichen Baumwollengewebe werden zu zwei oder drei Realen *) die Vara oder spanische Elle

---

*) Geldsorten in Mejico. Zwölf Granos machen 1 Real, 8 Realen 1 Peso oder Dollar. Dieß sind die gewöhnlichen Rechnungsmünzen, aber statt der Granos bestehen die Kupfermünzen in Chihuahua und vielen anderen Städten aus dem Claco oder Jola = ⅛ Real, und dem Cuartillo = ¼ Real. Die Silbermünzen

geschätzt, ohne alle Rücksicht auf Beschaffenheit oder Einkaufspreis, und ein ganzes Sortiment zu 60 bis 100 Procent des Kostenpreises, je nach der Nachfrage. Das Verhältniß der Vara zum Yard *) wird gewöhnlich durch einen Zuschlag von acht Procent ausgeglichen, da aber die Vara beinahe 33 Zoll hält, so ist der wirkliche Unterschied größer. Bei diesen Verkäufen werden Zeuche, kurz alle meßbaren Waaren, Bänder und und ähnliche Dinge ausgenommen, nach der Vara geschätzt. Ich habe von seltsamen Verträgen bei dieser Verkaufart gehört, die in der frühesten Zeit des Handels der Amerikaner nach Santa Fe vorgekommen sind. Alles wurde nach der Vara verkauft, nicht bloß Gewebe, sondern auch Hüte, Messerschmiedearbeit und Putzwaaren. In solchen Fällen gab es oft seltsame Streitigkeiten über die Art, einige besondere Waaren zu messen, z. B. ob Bänder in Rollen oder Elle für Elle gemessen werden sollten, Spiegel nach der Länge oder der Quere, Taschenmesser geschlossen oder offen, Schreibpapier im Ries, im Buche oder nach den einzelnen Bogen.

Ich hatte gegen Ende des Octobers 1839 Gelegenheit, meine Waaren im Ganzen an einige englische Kaufleute abzusetzen, und es wurden mir dadurch die Verzögerungen und die Unbequemlichkeiten des Einzelhandels erspart, wozu auch die Anhäufung von Kupfergeld gehört, welches beim Einzelhandel die ausschließend vorkommende Münze ist. Der Kaufmann empfängt auf diese Weise für einige tausend Dollars Kupfergeld,

---

sind: der Medio = 6¼ Cents, der Real = 12½ Cents, die Peseta = 2 Realen, der Toston = ½ Dollar, und der Peso. Die Goldmünzen: Doblon oder Onza, mit denselben Abtheilungen wie bei den Silbermünzen. Der Gleichwerth des Doblon sind 16 Dollars; da es aber kein Papiergeld giebt, so erhält man auf Gold, weil es zu Geldsendungen am bequemsten ist, gewöhnlich ein hohes Agio, zuweilen so hoch, daß der Doblon in den nördlichen Provinzen 18 bis 20 Dollars gilt.

*) Ein Yard = 36 Zoll.

und es wird ihm dadurch viel Mühe und Placterei aufgewälzt, da die Kupfermünze eines Departements in dem anderen nur ihren Metallwerth hat, der selten mehr als zehn Procent des Nennwerthes beträgt.

Von der Stadt ist wenig zu sagen, was neu oder anziehend wäre. Mit Santa Fe und allen Städten im nördlichen Gebiete verglichen, kann man Chihuahua prächtig nennen, gegen die edlen Städte der „Tierra Afuera" (des Landes draußen) sinkt es zur Unbedeutsamkeit herab. Die Stadt soll 1691 gegründet worden sein. Sie hat eine regelmäßigere Anlage als Santa Fe, und es zeigt sich mehr Zierlichkeit und ein feiner Geschmack in dem Baustyl vieler Gebäude, denn obgleich der Haupttheil der Häuser aus Lehmziegeln besteht, so haben doch die beßten Häuser Ecken von behauenen Steinen, und Thür- und Fenstergewände sind von gleicher Art. Die Straßen aber bleiben fast in dem Zustande, den die Natur ihnen gegeben hat, mit Ausnahme einiger roh gepflasterten Seitenwege. Die Stadt liegt zwar fast hundert Meilen östlich von der Hauptkette der mexicanischen Cordilleras, ist aber auf allen Seiten von abgesonderten Bergen umgeben, die jedoch nicht von ansehnlicher Höhe sind. Die Meereshöhe der Stadt ist gegen 5000 Fuß; sie liegt unter 28° 36′ der Breite und hat gegen 10,000 Einwohner.

Das prächtigste Gebäude ist die Hauptkirche, die in großartiger Architektur allen Kirchen in der Republik gleich sein soll. Die Thürme, deren einer auf jeder Ecke der Vorderseite steht, erheben sich mehr als hundert Fuß über das flache Dach. Sie bestehen aus seltsam geschnitzten Säulen, und in Nischen an der Vorderseite, die gleichfalls zierliches Bildwerk hat, sieht man lebensgroße Standbilder, Christus und die Apostel vorstellend. Die Kirche wurde vor ungefähr hundert Jahren von einer auf die Bergwerke gelegten Abgabe gebaut, die von allen ausgeförderten Metallen bezahlt werden mußte. So wurde gegen eine Million Dollars erhoben und im Laufe von mehr als dreißig Jahren ausgegeben, die man zur Vollendung des Baues brauchte.

Es ist jedoch eine merkwürdige Thatsache, daß trotz den ungeheueren, auf äußere Verschönerungen verwendeten Summen vielleicht keine Kirche südwärts von Chihuahua zu finden ist, deren Inneres so auffallende Spuren von Dürftigkeit und Vernachlässigung zeigte. Sind wir jedoch nicht geblendet durch den Anblick jener kostbaren Verzierungen, wegen welcher die Kirchen im südlichen Mejico so berühmt sind, so haben wir das Vergnügen, zu erfahren, daß die Thürme gut mit Glocken versehen sind, und dieser Thatsache wird Jedermann, der nach Chihuahua kommt, bald als Ohrenzeuge gewiß. Eine dieser Glocken ist so groß und so weithallend, daß man sie oft, wie man mir versicherte, in einer Entfernung von 25 Meilen *) gehört hat.

Ein wenig unterhalb des Marktplatzes sieht man die Trümmer, wenn man so sagen kann, von San Francisca, das bloße Skelett einer anderen großen Kirche, die von den Jesuiten vor ihrer Vertreibung im Jahre 1767 begonnen ward, aber unvollendet blieb. Nach den Außenlinien, die man mitten unter der ringsum herrschenden Verheerung noch unterscheiden kann, scheint der Plan des Gebäudes noch prächtiger angelegt gewesen zu sein, als bei der Pfarrkirche. Die Fülle von Bauzierathen, die herabzustürzen drohen, zeugt von dem kühnen, kräftigen und umfassenden Geiste des Baumeisters. Dieses verfallene Gebäude ist seitdem in ein Gefängniß umgewandelt worden, besonders für vornehme Gefangene. Hier wurden die bei dem Zuge der Tejaner nach Santa Fe gefangenen Anführer eingesperrt, als sie auf dem Wege nach Mejico durch Chihuahua kamen. Dieses Gebäude ist auch dadurch berühmt geworden, daß es in seine düsteren Mauern mehre der ausgezeichnetsten Vaterlandsfreunde aufgenommen hat, die während der ersten Kämpfe für Mejicos Unabhängigkeit gefangen wurden. Unter ihnen war der berühmte Priester Don Miguel Hildalgo y Costilla, der im September 1810 im Dorfe Dolores zuerst die Unabhängigkeit

*) D. i. 5 geographische Meilen.

verkündete. Er ward im März 1811, nicht lange nach seiner Niederlage bei Guadalajara, gefangen. Er wurde nach Chihuahua gebracht und am 30. Julius auf einem kleinen Platze hinter dem Gefängnisse erschossen, wo man ihm ein einfaches Denkmal von weißem behauenen Stein errichtet hat. Es besteht aus einem achtseitigen Sockel von ungefähr 25 Fuß im Durchmesser, auf welchem eine vierseitige, unverzierte, gegen 30 Fuß hohe Pyramide steht. Dieses Denkmal ist in der That kein unpassendes Sinnbild von dem reinen und schlichten Charakter des Pfarrers.

Zu den wenigen, die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselnden Gegenständen gehört eine Reihe von Säulen, die eine große Anzahl ungeheuerer Bögen tragen, welche man von den Höhen erblickt, ehe man sich der Stadt von der Nordseite genähert hat. Dieß ist eine ansehnliche Wasserleitung, welche aus dem kleinen Flusse Chihuahua Wasser zu einer Anhöhe über der Stadt führt, das von hier mittels mehrer Röhren auf den Marktplatz geleitet wird, wo es sich in eine große steinerne Cisterne ergießt. Dieses und andere öffentliche Bauwerke, die man in Chihuahua und in den südlichen Städten findet, sind glorreiche Ueberreste aus den gedeihlichen Zeiten der spanischen Herrschaft. Unter der republikanischen Regierung hat man nie Verbesserungen in so großartigem Maßstabe angelegt. In der That, Alles in diesem umnachteten Lande scheint in Verfall zu sein, und der schlichte ehrliche Bürger aus der alten Schule macht nicht selten seinem Gefühle durch den Ausruf Luft: „Ojalá por los dias felices del Rey!" (Ach über die glücklichen Tage des Königthums). Mit einem Worte, es läßt sich nicht bezweifeln, daß das gemeine Volk einen behaglicheren Zustand, mehr Schutz gegen die Wilden, mehr Sicherheit seiner Rechte und seines Eigenthumes, ja mehr Freiheit unter der spanischen Herrschaft genoß, als es jetzt besitzt.

Es giebt keinen besseren Beweis von den umfassenden Grubenarbeiten, die einst in diesem größten Bergwerkbezirke des

nördlichen Mejico getrieben wurden, als die kleinen Berge von Schlacken, die man in den Vorstädten von Chihuahua findet. Viele arme Tagarbeiter machen sich ein regelmäßiges Geschäft daraus, diese metallischen Abfälle zu zerkleinern, aus welchen sie so viel Silber gewinnen, daß sie ihr tägliches Brot haben. Sachverständige haben oft die Meinung ausgesprochen, daß eine erneute Bearbeitung dieser Schlacken einen guten Gewinn bringen würde. Es gibt noch mehre Schmelzöfen in der Stadt, wo das in den umliegenden Gruben gewonnene Silbererz geschmelzt wird. Auch findet man eine sehr einfache Münze in Chihuahua, wie in allen Bergwerkbezirken, aber die meisten Silbermünzen und alle Goldmünzen werden in den südlicheren Städten geprägt.

Als ich im Jahre 1839 in Chihuahua ankam, ward ein großes Fest bereitet zu dem doppelten Zwecke, das Jahresgedächtniß der Geburt des Kaisers Iturbide (27. Sept. 1783) und seines siegreichen Einzuges in Mejico (1821) zu feiern. Man wird sich erinnern, daß der General Iturbide, der während des mehrjährigen Krieges der Mejicaner für ihre Unabhängigkeit der Krone treu geblieben war und die Verfechter der Freiheit eifrig verfolgt hatte, gegen Ende des Jahres 1820, als er an der Spitze einer beträchtlichen Abtheilung des königlichen Heeres gegen den Patrioten Guerrero gesendet wurde, plötzlich mit seinen gesammten Streitkräften zur Unterstützung der republikanischen Sache überging und endlich so glücklich war, die letzte Spur der spanischen Herrschaft in Mejico zu vertilgen. Wie er später zum Kaiser gekrönt, dann entthront, durch ein Gesetz geächtet und endlich hingerichtet ward, erzählt die Geschichte. Es ist aber wohl nicht allgemein bekannt, daß dieser unglückliche Soldat seitdem zu der Ehre gelangt ist, der Vater der Republik genannt zu werden, eine Ehre, auf welche er wahrscheinlich eben so viel Anspruch hatte als sonst Jemand, so abgeschmackt es Republikanern aus Jefferson's Schule vorkommen mag, einen solchen Helden zum Verfechter der Freiheit

zu machen. Jährlich wird am genannten Tage ein fröhliches Fest zu Ehren dieser politischen Heiligsprechung gehalten. Zu diesem Balle aber wurden keine Amerikaner geladen, mit Ausnahme einiger in Mejico eingebürgerten, deren Einladekarte den geehrten Gästen sagte, daß der Zutritt zu dem, von der Regierung und einigen Vornehmen gegebenen Balle 25 Dollars kostete.

Bälle oder Zusammenkünfte dieser Art sind aber nicht so häufig in Chihuahua als in Neu-Mejico, und zu denjenigen, die fein heißen wollen, werden Amerikaner sehr selten eingeladen. Es herrscht in der That wenig geselliger Umgang zwischen den Fremden und den Eingeborenen, außer in geschäftlichem Verkehr, oder mit einer gewissen Klasse der Fremden am Spieltische Dieser Mangel an Gastfreundschaft ist einer der häßlichsten Charakterzüge der Chihuahueños, und ihre Engherzigkeit erscheint noch weit mißfälliger, wenn man sie gegen die liebreiche und höfliche Behandlung stellt, welche diejenigen, die nach den Vereinigten Staaten kommen, stets von den Gesetzgebern in der feinen Welt erhalten. Diese Ausschließung empfindet man um so mehr in Chihuahua, da es dort weder Kaffeehäuser, noch Lesezimmer, kurz außer Spielhäusern, gar keine öffentlichen Oerter giebt, wo Männer zusammenkommen können, um sich die Zeit zu vertreiben.

Außer dem Hahnenkampfplatze, dem Spieltische und der Alameda, dem öffentlichen Spaziergange für die Reichen und Müssiggänger, ist der Ladenbesuch ein Lieblingzeitvertreib der Frauen, und es gehört zum feinen Ton, bei Licht umherzustreifen, nachdem sie ihre Chokolade getrunken und ihre Cigarre geraucht haben. Die Straßen und Kaufläden sind vollgepfropft von der Dämmerung bis gegen neun oder zehn Uhr, und ich habe sehr oft den Ladentisch bis zu einer späten Stunde mit den schönsten und feinsten Frauen besetzt gesehen. Bei solchen Gelegenheiten ist es eben so peinlich als mühsam, daß man sich genöthigt sieht, ein scharfes Auge auf das Eigenthumsrecht zu

haben, nicht als ob alle Kunden unehrlich wären, aber es sind immer doch einige zugegen, die mit der Aneignungsucht schwer behaftet sind, selbst unter Frauen vom feinsten Ansehen. Darin und in anderen nicht minder strafbaren Absichten liegt ohne Zweifel der Grund, daß man Ladenbesuche bei Nacht eingeführt hat.

Es ist wohl bekannt genug, daß die herrschende Partei in Mejico, besonders in den nördlichen Gegenden, entschieden feindlich gegen die Freimaurer gesinnt ist. Während meiner Anwesenheit in Chihuahua hatte ich Gelegenheit, diese Abneigung gegen die geheimnißvolle Bruderschaft kennen zu lernen. Man nahm mir einige Dutzend baumwollener Taschentücher, auf welchen, ohne daß ich's wußte, ein Abdruck des maurerischen Teppichs zu sehen war. Ein luchsaugiger Mönch hatte diese anstößigen Gegenstände bemerkt, und eines Tages erschien zu meiner großen Bestürzung der Alcalde mit einigen Geistlichen in meinem Laden. Die Taschentücher wurden ohne Umstände weggenommen und öffentlich verbrannt.

Siebenter Abschnitt.

Abreise nach Santa Fe. — Mangel an Lebensmitteln. — Nothhilfe. — Streit mit einem Reichen. — Ankunft mexicanischer Kriegsvölker. — Verhaftung. — Gerichtliche Verhandlung. — Ausgleichung des Streites. — Aufbruch nach Santa Fe. — Paseños mit Früchten und Getränken.

Ich verließ Chihuahua nach der Erledigung meiner Geschäfte, am 31. October 1839, um nach dem Norden zurückzukehren. Unsere Karawane bestand aus zwei und zwanzig Wagen, die bis auf einen mir gehörten, und vierzig Männern, die bis an die Zähne bewaffnet und auf jeden Nothfall gerüstet waren, der uns treffen konnte, eine durchaus nothwendige Vorsicht, da feindselige Indianer den Weg, der vor uns lag, zu allen Zeiten unsicher machten.

Wir waren auch mit reichlichen Vorräthen von Brot und anderen Bedürfnissen versehen, denn von Chihuahua bis zu dem Dorfe Carrizal, eine Strecke von beinahe 150 Meilen, gab es keine Ansiedelungen, aus welchen wir Vorräthe hätten beziehen können. In der Absicht, uns frisches Fleisch zu verschaffen, hatte ich zwanzig Schafe bestellt, die einige Meilen vor der Stadt abgeliefert und längs dem Wege unserer Karawane getrieben werden sollten, um uns den täglichen Bedarf zn geben. Der Lieferant hielt aber nicht Wort, und als wir in die Wildniß kamen, hatten wir nicht einen Bissen Fleisch. Am zweiten Tage begannen unsere Leute zu murren. Es war mißlich genug, von

Brot und Kaffee zu leben, und als wir in das Gebiet der Hacienda de Encinillas kamen, litten die Leute Hunger. Ich sah mich daher genöthigt, drei mejicanische Maulthiertreiber abzusenden, um mit dem Lazo ein Rind aus einer Heerde einfangen zu lassen, die nicht weit von unserem Lagerplatze weidete und zu jenen büffelartigen Schwärmen gehörte, welche halb wild auf dem unermeßlichen Gebiete jenes Landgutes laufen *). Es war seit undenklichen Zeiten hergebracht, daß Reisende, die Mangel an Fleisch litten, ihren Bedarf aus dem wilden Rindvieh holten, das dem Namen nach zu der Hacienda gehörte, und sich vorbehielten, dem Eigenthümer später eine angemessene Vergeltung für den zugefügten Schaden zu bezahlen. Ich muß jedoch bemerken, daß ich zwar schon früher mehrmal dieselbe Straße gezogen war, aber nie zu diesem Mittel, uns Nahrung zu verschaffen, gegriffen hatte und auch bei jener Gelegenheit, trotz dem bestehenden Herkommen, von meiner Gewohnheit nicht abgegangen sein würde, wenn nicht unsere Noth mich dazu gedrängt und ich nicht darauf gerechnet hätte, den Gutsverwalter oder einen Hirten zu treffen, dem ich den Werth des Rindes bezahlen wollte, ehe wir über die Gränze der Hacienda hinaus waren, durch deren Ländereien wir noch sechzig bis achtzig Meilen zu ziehen hatten.

Die Maulthiertreiber hatten eben die Jagd auf die Heerde begonnen, als wir mehre Reiter hinter einer Anhöhe hervorkommen und den Leuten nachsprengen sahen. Ich hielt die Verfolger für Indianer, und als wir bemerkten, daß sie auf einen der drei Maulthiertreiber schossen, dem anderen nachsetzten und den dritten gefangen nahmen, rüsteten sich mehre unserer Reisege-

---

*) Nach dem Verfasser des Werkes: „Mejicanische Zustände in den Jahren 1830 bis 1832" (2 Bd. Stuttgart 1837), gab es auf diesem Landgute 3000 Stück Rindvieh, 40,000 Schafe, Ziegen und Schweine, und 2500 Pferde. Ueberhaupt zählte man unter den 56 Haciendas im Departement Chihuahua 38 mit 128,109 Stück Rindvieh. Viehzucht ist das Hauptgewerbe dieser Landgüter. L.

fährten, ihnen Hilfe zu leisten. In diesem Augenblicke kamen die beiden anderen Maulthiertreiber eilig heran und meldeten uns, daß die Angreifer mexicanische Hirten wären. Wir folgten ihnen deßungeachtet bis zu dem Dorfe Torreon, sechs Meilen westlich, wo wir einen Haufen von Menschen um unseren armen Freund versammelt fanden, der an allen Gliedern zitterte, als ob er wirklich in die Hände von Wilden gefallen wäre. Ich fragte sogleich nach dem Gutsverwalter, und man sagte mir, daß der Eigenthümer selbst, Don Angel Trias, zugegen wäre. Ich wendete mich an den Herrn, zeigte ihm die Unschuld meines Dieners und erklärte mich für jedes begangene Vergehen allein verantwortlich. Trias aber war unerschütterlich in seinem Entschlusse, den Maulthiertreiber nach Chihuahua zurückzuschicken, um ihn als Dieb anzuklagen, und auf alle weiteren Vorstellungen folgten nur die gröbsten und plumpsten Schmähungen gegen mich und gegen mein Vaterland, das er ziemlich gut kannte *). Der Streit ward anfänglich nur in spanischer Sprache geführt, als aber der vornehme Herr es müde wurde, so viele unangenehme Wahrheiten in seiner Muttersprache vor seinen demüthigen und erstaunten Dienern anzuhören, trat er aus dem Haufen und redete mich Englisch an, das er auf seinen Reisen ziemlich gut gelernt hatte. Mit der Veränderung der Sprache veränderten sich aber seine Ansichten so wenig, als seine Hartnäckigkeit sich minderte. Ich sah endlich, daß durch diesen Wortkampf nichts zu gewinnen war, und befahl dem Maulthiertreiber, zu Pferde zu steigen und zu den Wagen zurückzukehren. „Hüten Sie sich

*) Trias ward in seiner Jugend von seinem Adoptiv-Vater auf Reisen durch Europa und die Vereinigten Staaten geschickt. Als Taschengeld erhielt er, wie man mir versichert hat, gegen hundert Silberbarren, jede über **1000** Dollars werth. Dieses Geld brachte er auf seinen Reisen leicht durch, behielt aber meist seine angeborene Engherzigkeit und seinen Selbstdünkel, und während er die Ueberlegenheit der Völker, die er auf seinen Reisen sah, kennen lernte, stieg sein Haß gegen Ausländer.

vor den Folgen!“ schrie der wüthende Trias. „Wohlan,“ erwiderte ich, „mögen die Folgen kommen, hier stehen wir.“ Aber man ließ uns ungestört mit dem Gefangenen wegziehen.

Um dem Leser einen Begriff von der Feigheit dieses prinzlichen Gutsherrn zu geben, muß ich nur noch hinzusetzen, daß wir bei dem Anfange des Streites innerhalb der Befestigungen waren, und uns der Ausgang unmöglich gewesen sein würde, wenn man das äußere Thor verschlossen hätte. Wir waren umringt von der ganzen Bevölkerung des Dorfes und überdieß von einer kleinen Soldaten-Abtheilung, deren Anführer einen sehr thätigen Antheil an dem Streite nahm und tapfer mit seiner Zunge focht. Der Muth des Señor Don Angel aber kannte einen zuverlässigeren Weg, als sich auszulassen, wo auch nur eine entfernte Möglichkeit persönlicher Gefahr sich zeigte. Es konnte ihm bei seinem Einflusse nicht fehlen, die Meinung der Welt für sich zu gewinnen, und er glaubte ohne Zweifel, daß er seinen Streit eben so gut durch die Richter ausfechten lassen als selber führen könnte.

Unbekannt mit seinen Absichten und in der Meinung, die Sache würde zu Ende sein, machten wir uns am nächsten Tage wieder auf den Weg, und als die Nacht anbrach, waren wir volle zwanzig Meilen von dem Schauplatze unserer Verlegenheiten. Während wir am folgenden Morgen beim Frühstücke saßen, waren wir höchlich überrascht, zwei Amerikaner zu sehen, die gerade von Chihuahua kamen, um uns zu melden, was in der Stadt gegen uns geschmiedet wurde. Wie es schien, hatte Trias einen Eilboten an den Gouverneur geschickt und mich beschuldigt, einen Verbrecher durch Waffengewalt aus den Händen der Gerechtigkeit gerissen zu haben, und es wurden große Vorbereitungen gemacht, mich einzuholen und nach Chihuahua zurückzuführen. Der Leser wird den vollen Umfang und die Abscheulichkeit meines Vergehens ermessen können, wenn ich ihm sage, daß der Eigenthümer der Hacienda zugleich Gouverneur, Friedensrichter, kurz Alles war, was er sich dünken wollte, ein vollkommener

Despot in den Gränzen seiner kleinen Herrschaft. Ich hatte daher durch Verachtung der Excellenz die Majestät des Gesetzes beleidigt.

Als ich meinen wackeren Landsleuten für ihre Mühe gedankt hatte, setzten wir unsere Reise fort, entschlossen, Alles zu erwarten, wie schlimm es auch kommen möchte. Dieß geschah am 3. November und am 5. waren wir bei Ojo Caliente, 130 Meilen von Chihuahua, gelagert. Gegen elf Uhr abends näherte sich ein starker Haufen von Bewaffneten, die bald an uns vorübergezogen waren und sich mehre hundert Schritte weiter ruhig lagerten. Es waren ihrer Hundert an der Zahl.

Es ereignete sich nichts, bis am nächsten Morgen, als ich eben mein Nachtlager verlassen hatte, ein Soldat erschien und sich erkundigte, ob ich aufgestanden wäre. Nach einigen Minuten kam er mit einer Botschaft von „el señor capitan" zurück, der anfragen ließ, ob er mich sehen könnte. Auf die Bejahung dieser Frage, erschien ein sehr höflicher und freundlicher Mann, der nach vielen tiefen Verbeugungen mir endlich seinen Auftrag eröffnete. Er übergab mir mehre Briefe, deren einer einen Befehl des Gouverneurs enthielt, der mich und die drei Maulthiertreiber, die ich den Rindern nachgeschickt hatte, zu augenblicklicher Rückkehr nach Chihuahua auffoderte und die Mahnung hinzufügte, daß ich durch Widerstand nicht zu Maßregeln Anlaß geben möchte, die persönliche Unannehmlichkeiten für mich haben könnten. Das andere Schreiben war von Señor Trias selber, der sein Bedauern darüber aussprach, die Sache so weit getrieben zu haben, und mit dem gewöhnlichen Anerbieten schloß, mir zur Erleichterung einer Ausgleichung seine Dienste zu widmen. Was aber hauptsächlich meinen Entschluß bestimmte, war ein Schreiben von dem Zollbeamten Don Juan Artalejo, der sich für einen günstigen Ausgang verbürgte, wenn ich ruhig nach Chihuahua zurückkehren wollte, und endlich ein Brief von einem Kaufmann, mit welchem ich früher in geschäftlicher Verbindung gewesen war. Das männliche und offene Benehmen dieser Män-

ner hatte mir die größte Zuversicht eingeflößt und bewog mich, ihren Rath zu beachten. Außer der Verpflichtung aber, einem, wenn auch noch so willkürlichen und drückenden Befehle des Gouverneurs zu gehorchen, trieb mich noch ein anderer mächtiger Beweggrund zur Rückkehr, die geheime Besorgniß, daß eine feindselige Bewegung von meiner Seite, wie gerecht oder nothwendig sie auch sein möchte, die Interessen, wo nicht das Leben vieler meiner Landsleute gefährden könnte, die sich in Chihuahua aufhielten.

Es würde gar nicht schwer gewesen sein, uns aus dem Lande hinauszufechten, ohne unsere Sicherheit in Gefahr zu setzen. Wir waren Alle gut bewaffnet, und Viele unter uns wünschten einen Kampf mit den Belagerern zu bestehen. Ich erklärte dem Hauptmann meine Bereitwilligkeit, mit den drei Verbrechern nach Chihuahua zurückzukehren, wenn uns gestattet würde, bewaffnet und frei den Weg zu machen, da ich mir nicht bewußt wäre, ein Verbrechen begangen zu haben, das meine Verhaftung rechtfertigen könnte. Er antwortete, daß dieß genau mit den ihm gegebenen Befehlen übereinstimme, und gewährte mir höflich ein Geleit von fünf bis sechs Soldaten, die unter meinen Befehlen stehen und uns gegen die Indianer beschützen sollten, welche, wie man wußte, die Straße unsicher machten. Ich dankte ihm für seine Gefälligkeit und brach sogleich nach Chihuahua auf, während ich befahl, mit den Wagen langsam weiter zu fahren, und dem freundlichen Hauptmann und seinen Tapferen es überließ, mit Muße nach der Hauptstadt zurückzukehren.

Spät am Abend des dritten Tages erreichte ich die Stadt und kehrte in der amerikanischen F o n d a ein, wo ich meinen Freund Artalejo fand, der mir vorschlug, sogleich zu dem Gouverneur zu gehen. Als wir vor dem Machthaber erschienen, bemerkte mein wackerer Freund, daß ich nach dem erhaltenen Befehle zurückgekehrt wäre, und daß er mit seiner Person und seinem Vermögen als Bürge für mich eintreten wollte. Ohne erst eine Antwort abzuwarten, wendete er sich zu mir und äußerte

die Hoffnung, daß ich während meines Aufenthaltes in der Stadt eine Wohnung in seinem Hause annehmen würde. Ich konnte eine so freundliche Einladung nicht ablehnen, zumal da ich es für möglich hielt, daß er als mein Bürge wünschen möchte, mich in seiner Nähe zu haben. Kaum aber waren wir wieder auf der Straße, als er mir schnell diesen Argwohn nahm. „Ich bitte Sie," sprach er, „in meinem Hause zu wohnen, als Freund, nicht als Gefangener. Haben Sie Geschäfte abzumachen, so glauben Sie nicht, daß Sie irgend einem Zwange unterliegen. Morgen soll die Sache befriedigend ausgeglichen werden."

Der Staatsrath, „**Junta departemental**," dessen vielvermögendes Mitglied Artalejo war, versammelte sich am folgenden Tage. Mittlerweile war jeder Amerikaner, dem ich begegnete, höchlich erstaunt, mich in Freiheit zu sehen, weil man bei der in der Stadt herrschenden Aufregung erwartet hatte, daß ich in dem sichersten gefänglichen Gewahrsam sein würde. Man gab mir den Rath, mich nicht in die Straße zu wagen, da der Pöbel sehr aufgebracht gegen mich wäre, aber obgleich ich später ziemlich frei umher ging, so legte mir doch Niemand etwas in den Weg, ja ich muß den „Machthabern der Stadt" die Gerechtigkeit erweisen, zu sagen, daß ich nie höflicher behandelt ward als bei jener Gelegenheit. Andere waren der Meinung, daß es, da Trias einer der reichsten und mächtigsten Bürger war, am beßten sein würde, wenn ich den Versuch machte, den Weg aus dieser Verwickelung mit Silber zu pflastern, weil ich keine Aussicht hätte, auf dem Rechtswege etwas gegen ihn auszurichten. Dagegen aber setzte ich mich ganz entschieden. Ich war überzeugt, daß man mich nach Chihuahua zurückgerufen hätte, um etwas von mir zu erpressen, und ich war entschlossen, es durchzusetzen, daß die Beamten sich darin getäuscht sehen sollten. Ich hatte ein unbegränztes Vertrauen auf Artalejo's Freundschaft und Redlichkeit, der durchaus eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Charakter seiner Landsleute war. Immer werde ich mit Dankbarkeit an die warme Theilnahme denken, die dieser aufgeklärte und ehrenwerthe Mann

mir widmete, da seine Freundschaft gegen mich keinen anderen Beweggrund haben konnte als das Bewußtsein, edelmüthig zu handeln.

Als im Staatsrath über meine Befreiung verhandelt wurde, ging es anfangs ziemlich stürmisch her, da einige engherzige und unlenksame Mitglieder entschlossen zu sein schienen, mich mit Recht oder Unrecht gestraft zu sehen. Nach einer langen Erörterung aber brachte mein Freund mir den Entwurf einer Bittschrift, die ich abschreiben und unterzeichnen sollte, und nach deren Uebergabe an den Gouverneur mir meine Befreiung zugesichert wurde. Dieß war, wie er mir sagte, verfügt worden, weil die Behörde nach langer Erwägung in dem Schlusse sich vereinigt hatte, daß das Verfahren gegen mich sehr willkürlich und gesetzwidrig gewesen wäre, und daß ich, wenn ich später das Departement in Anspruch nehmen sollte, einen ansehnlichen Schadenersatz erhalten würde. Die heilsame Lehre, welche die Mejicaner nicht lange vorher von den Franzosen erhalten hatten, war vielleicht die Ursache der Furcht der Behörden in Chihuahua. Es war daher in der Bittschrift eine Stelle enthalten, worin ich jeder Absicht, das Departement je dieser Sache wegen zu belästigen, entsagte und selber die Bitte aussprach, die Angelegenheit als erledigt zu betrachten.

Ich würde nie eingewilligt haben, diese Bittschrift zu unterzeichnen, wenn ich nicht gesehen hätte, daß man willkürliche Gewalt gegen mich ausübte. Die Verhaftung an sich war von geringer Bedeutung, aber der gänzliche Verlust meines Eigenthums, der die Folge einer längerern Gefangenschaft hätte sein können, war ein Uebel, das ich selbst durch ein schweres Opfer meiner Gefühle abwenden mußte. Eine erzwungene Einwilligung, in gefänglicher Haft gegeben, würde zwar nach erlangter Freiheit mich nicht gebunden haben, aber ich fühlte wenig Neigung, Abhilfe meiner Beschwerde zu suchen, wo so wenig Aussicht war, irgend etwas zu erlangen. Ich hätte freilich an die mejicanische Regierung mich wenden und vielleicht auch die Anerkennung meiner

Ansprüche auf Entschädigung gegen Chihuahua durchsetzen können, die Bezahlung würde jedoch sehr zweifelhaft gewesen sein. Ich hatte übrigens zu viele Erfahrungen gemacht, als daß ich nur einen Augenblick auf das Einschreiten der Regierung der Vereinigten Staaten hätte rechnen können.

Während dieser Verhandlung suchte ich vergebens auszumitteln, was für Beschuldigungen man gegen mich vorbrachte. Ich erfuhr weiter nichts, als daß ich einen Reichen beleidigt hatte und auf sein Gesuch nach Chihuahua zurückgebracht worden war, ob aber wegen Hochverrathes oder wegen eines Raubversuches oder wegen Verachtung des vornehmen Herrn, wußte ich nicht. Es ist jedoch in jenem „Lande der Freiheit" nicht ungewöhnlich, daß Jemand, ohne zu wissen warum, verhaftet und wochenlang gefangen gehalten wird.

Nach dem Empfange meiner Bittschrift erließ der Gouverneur alsbald folgende Verordnung, die ich als eine nicht üble Probe mexicanischer Beredtsamkeit übersetze.

„In Erwägung der Vorstellung, die Sie heute der Regierung übergeben haben, hat Seine Excellenz, der Gouverneur, folgende Verfügung zu geben beliebt: daß, da Don Angel Trias die eingereichte Klage, insofern seine Interessen dabei betheiligt sind, zurückgenommen hat, die Regierung, indem sie die Billigkeit eintreten läßt, mit welchen Vergehungen zu betrachten sind, die ohne vorbedachte Absicht einer Gesetzverletzung begangen worden sind, was bei der Unbekanntschaft des Bittstellers mit den Gesetzen zu vermuthen steht, ihm die nachgesuchte Gnade bewilligt; und in Folge dessen steht es ihm frei, abzureisen, wann es ihm beliebt. Zu diesem Zwecke und damit er nicht von den Behörden aufgehalten werden möge, wird ihm eine Abschrift dieser Verfügung zugestellt werden."

„In Gemäßheit des Vorstehenden lege ich besagte Verfügung zu dem angegebenen Zwecke bei."

Gott und Freiheit. Chihuahua, am 9. November 1839.

Amado de la Vega, Secretär.

So endigte diese wichtige Angelegenheit. Die Nutzanwendung läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Ein Bürger der Vereinigten Staaten, der im Vertrauen auf bestehende Verträge seine Geschäfte betreibt, kann von den eigenmächtigen Behörden in Chihuahua ganz ungestraft verhaftet und gequält werden, weil die Erfahrung bewiesen hat, daß die amerikanische Regierung fast allen Gewaltthätigkeiten gegen einzelne Personen, als ihrer ernstlichen Beachtung durchaus unwürdig, nachsieht. Die Indianer aber können zu derselben Zeit, wie es häufig geschieht, in die Vorstädte von Chihuahua eindringen, rauben, plündern und morden, ohne daß ein einziger Soldat aufgeboten oder irgend eine Anstrengung gemacht wird, die wilden Uebelthäter vor Gericht zu stellen. Nur wenige Tage vor meiner Unannehmlichkeit in Torreon hatten die Apaches einige Rancheros in der Nähe jenes Dorfes getödtet, und später in demselben Augenblicke, als man in Chihuahua so geschäftig war, um meinetwillen Soldaten aufzubieten, hatten die Indianer die zu den Vorstädten gehörenden Getreidefelder überfallen und mehre Arbeiter ermordet. In keinem dieser beiden Fälle aber standen Kriegsvölker zu Gebote, um die Räuber zu verfolgen und zu züchtigen, obgleich ein ganzer Haufen bereit war, uns zu verfolgen. Freilich fühlten die Soldaten weit weniger Abneigung, Kaufleuten nachzusetzen, welche, wie sie wohl wußten, keine feindliche Stellung einnehmen konnten, als unter eine Horde von Wilden zu fallen, die ihr Leben so wenig schonen, als ihre Gesetze und ihr Eigenthum achten würde.

Am Morgen des 10. Novembers verließ ich mit meinen drei Maulthiertreibern die Stadt Chihuahua. In den Nachmittagsstunden begegenten wir meinem Freunde, dem Hauptmann, mit seinen tapferen Gefährten, und er war so höflich, daß er nicht einmal nach meinem Passe fragte.

Als wir am Abend des nächsten Tages mitten im Gebiete der Wilden waren, beunruhigte uns nicht wenig der Anblick eines großen Reiterhaufens, der sich in der Ferne zeigte. Es

waren aber Paseños, oder Einwohner der Stadt Paso del Norte. Sie reisten nach Chihuahua mit mehren Pack-Maulthieren, die mit Aepfeln, Birnen, Trauben, Wein und Branntwein, dem Ertrage ihrer Obstpflanzungen und Weingärten, beladen waren. El Paso versorgt Chihuahua hauptsächlich mit Obst und Getränken, die auf Maulthieren oder Karren fortgeschafft werden. Die Früchte werden, sowohl frisch als getrocknet, auf entfernte Märkte gebracht. Die Trauben, sorgfältig im Schatten getrocknet, geben treffliche Pasas oder Rosinen, von welchen jährlich eine große Menge zum Verkaufe von den Einwohnern jener anmuthigen Gartenstadt bereitet wird, die im ganzen nüchterner und betriebsamer sind als die Bewohner irgend einer anderen Gegend von Mejico, die ich besucht habe, und zum Glück weniger unter dem Uebermaße von Reichthum und Armuth leiden.

Am 13. November holte ich meine Wagen einige Meilen südlich von El Paso ein. Wir setzten unsere Reise ohne weitere Zufälle fort und kamen am 6. December glücklich in Santa Fe an.

Achter Abschnitt.

Vorbereitungen zur Heimkehr. — Ausbruch der Blatternkrankheit. — Unsere Karawane. — Der Comanche Manuel. — Der Prairieen-Brand. — Büffeljagd. — Gefecht mit den Indianern. — Werth eines dicken Schädels. — Rückzug des Feindes. — Das Llano Estacado und die Quellen des Red River. — Der Canadian. — Die Schleichjagd. — Grausamkeiten gegen Büffel. — Ankunft in Spring Valley. — Charakter des durchreisten Landes. — Ankunft in Van Buren. — Die beiden Straßen nach Santa Fe. — Der Prairieen-Wanderer und seine unruhige Sehnsucht nach der Wildniß.

Gegen Anfang des Februars 1840, als ich eben Vorbereitungen zur Rückkehr nach den Vereinigten Staaten machte, brach die Blatternkrankheit unter meinen Leuten aus, und zwar auf eine Art, die mich eben so sehr in Erstaunen als in Unruhe setzte. Einer von ihnen, der in einen benachbarten Bezirke gereiset war, wo einige Blatternkranke gewesen waren, klagte über einen schwachen Fieberanfall, dem ein leichter Ausschlag folgte, welcher aber den echten Pocken so unähnlich war, daß ich die Sache sehr leicht nahm und nicht einmal Varioliden argwöhnte. Nachdem diese leichten Krankheiterscheinungen verschwunden waren, dachten wir nicht mehr an die Sache, als acht oder zehn Tage nachher jedes nicht mit Schutzblattern geimpfte Mitglied unserer Reisegesellschaft von jener grausamen Krankheit befallen wurde, die sich bald sehr bösartig zeigte. Wir hatten jedoch keinen Todesfall, wiewohl wir sehr besorgt waren, daß die Krankheit auf der

Reise wieder ausbrechen würde, aber zu unserer großen Freude entgingen wir einer solchen Trübsal. Eine Gesellschaft, die bald nachher von Santa Fe nach Missouri aufbrach, war nicht so glücklich. Unterwegs erkrankten mehre Leute an den Blattern, von welchen einige starben, und da bei anderen die Ansteckung nicht eher ausbrach, als bis sie sich der Gränze von Missouri genähert hatten, so mußten sie eine Quarantaine in der benachbarten Prairie aushalten, ehe man ihnen erlaubte, in die Ansiedelungen zu kommen.

Am 25. Februar verließen wir Santa Fe, konnten aber einiger Zögerungen wegen erst am 1. März von San Miguel aufbrechen. Die Weide war noch nicht ausreichend für unsere Thiere, und wir versorgten uns hier mit sechshundert Scheffeln Getreide, um unterwegs Futter zu haben. Unsere Karawane bestand aus zwei und zwanzig Wagen, zwei kleinen Kanonen und sieben und vierzig Mann, mit Einschluß von sechzehn Mejicanern und einem Indianer, der uns als Wegweiser diente. Dieser Comanche Manuel war ein echter Indianer, in den großen Prairieen geboren und aufgewachsen. Als er das männliche Alter erreicht hatte, ging er mit einigen mejicanischen Comancheros in das Gränzdorf San Miguel, wo er sich in eine junge Mejicanerin verliebte, die er heirathete. Er hatte dort seit zehn bis zwölf Jahren gewohnt, ein verständiger, gesitteter Bürger, der weit mehr Herzensgüte und redliche Gesinnung besaß als die Mehrzahl seiner mejicanischen Nachbarn. Er wußte sich ganz verständlich im Spanischen auszudrücken und war daher ein trefflicher Dollmetsch, und genau bekannt mit allen Theilen der Prairieen, leistete er als Wegweiser sehr nützliche Dienste. — Zwei Männer aus Baltimore, Wethered und Ware, hatten sich mit einem Wagen und drei Gefährten unserer Karawane angeschlossen. Wir hatten mehr als zweihundert Maulthiere und gegen dreihundert Schafe und Ziegen. Die Schafe wurden zum Theil in der Absicht mitgenommen, um auf der Reise im Noth-

falle Fleischbedarf zu liefern, den Ueberrest aber konnten wir in den Vereinigten Staaten zu guten Preisen absetzen.

Ich folgte nicht dem im verflossenen Jahre eingeschlagenen Wege, sondern beschloß, einen näheren und besseren an der Südseite des Canadian *) unter der Leitung des Comanche-Indianers zu verfolgen. Nach diesem Reiseplane hatten wir wieder auf einer Strecke von 400 Meilen ein ganz unbesuchtes Land zu durchwandern. Wir waren eben über die Laguna Colorada **) hinaus, wo ein Jahr später eine Abtheilung texanischer Freiwilligen unter dem General M'Leod sich dem Obersten Archuleta ergab, als unser Feuer durch Vernachlässigung das Prairie-Gras ergriff. Der Wind wehete in entgegengesetzter Richtung und wir waren bald aus dem Bereiche der Flamme; am nächsten Tage aber, als der Wind sich geändert hatte, folgte das Feuer uns mit sehr schnellem Laufe. Das Schrecken, das diese Prairieen-Brände erregen, wo das Gras hoch und dürr ist, wie es bei uns der Fall war, ist oft beschrieben worden, und wiewohl man die Gefahren dieser Unglücksfälle nicht selten übertrieben hat, so können sie doch zuweilen das kühnste Herz erschüttern. Kendall erzählt einen furchtbaren Fall dieser Art, der den Texanern auf dem Zuge nach Santa Fe begegnete, und alle Reisenden, welche durch die Prairieen gezogen sind, haben mehr oder weniger die Gefahren kennen gelernt, die zuweilen den Karawanen drohen. Das schlimmste Unglück aber, das die Karawanenzüge nach Santa Fe zu fürchten haben, ist eine Pulverentzündung, da gewöhnlich einige Tonnen, von fünf und zwanzig Pfund jede, auf jedem Wagen mitgeführt werden. Als wir sahen, daß das Feuer uns rasch folgte, brauchten wir die Peitsche ohne Schonung, und erst als die lodernden Flammen schon die Hufe unserer Maulthiere bedrohten, waren wir so glücklich, eine mit kurzem Grase be-

*) Siehe die Karte zum ersten Bande.

**) Unter 35° der Breite, 104° westlicher Länge von Greenwich.

wachsene Prairiee zu erreichen, wo keine Gefahr mehr zu befürchten war.

Der Brand wurde bald nachher durch einen kleinen Fluß gehemmt, der quer über unsere Straße floß, und wir waren am folgenden Tage eben aus dem Dampfe hervorgegangen, als unser Comanche Manuel, der gewöhnlich voranritt, eilig umkehrte, um uns zu melden, daß er in geringer Entfernung drei Büffel erspäht hätte. Es waren die ersten, die wir gefunden hatten, und da wir unseres gedörrten Rindfleisches ziemlich müde waren, befahl ich dem Comanche, unserem zuverlässigsten Jäger, sich zur Jagd bereit zu machen. Er gab mir zur Antwort, daß er lieber zu Pferde mit Bogen und Pfeilen jagen möchte. Ich hielt mein Reitpferd, das freilich nur ein gemeiner Klepper und sehr hager war, für das hurtigste in der ganzen Gesellschaft, stieg ab und warf dem Indianer den Zaum zu, ihn ermahnend, das Thier freundlich zu behandeln, da wir noch eine weite Reise vor uns hätten. „Sucht nur einen zu erlegen, es ist genug für jetzt" rief ich ihm nach, als er davon sprengte. Der Comanche gehörte zu den größten Leuten seines Stammes, war stark und muskelkräftig, gegen zweihundert Pfund schwer, aber als er einmal bei seiner Lieblingsbelustigung war, vergaß er schnell meine Ermahnung und die Schwäche meines Pferdes. Er schoß bald zwei Büffel nieder und sagte zu denjenigen, die ihm gefolgt waren, er würde auch den dritten erlegt haben, wenn er nicht einen Verweis von mir gefürchtet hätte.

Am Abend des 10. März hatten wir unser Lager in der Nähe einer Prairieen-Schlucht aufgeschlagen, und da die Nacht finster und traurig war, so suchte sich unsere Wache zu erquicken, indem sie ein helles Feuer anzündete, das sie umringte, um sich lange Geschichten von mexicanischen Tanzfesten und schwarzaugigen Mädchen zu erzählen. Plötzlich wurde die nächtliche Stille durch den lauten Knall von Feuergewehren unterbrochen, und Kugeln pfiffen um die Ohren der sorglosen Schildwachen. Zum Glücke wurde niemand getroffen, was auffallend genug war, da

unsere Leute, um ein loderndes Feuer zusammengedrängt, den Gewehren der Indianer ein bequemes Ziel darboten. Das wilde Geschrei, welches aus allen Theilen der Schlucht hervorschallte, überzeugte uns, daß dieß kein falscher Lärm war, und das Pawni-Pfeifen, das man ringsum hörte, brachte uns alsbald auf den Gedanken, daß ein Schwarm der berüchtigten Prairieen-Räuber in der Nähe war.

Alle sprangen von ihrem Lager auf und ergriffen ihre Gewehre. Unser Comanche schien anfänglich in Verlegenheit zu sein. Endlich aber hielt er es für möglich, daß ein Haufen seines Stammes in der Nähe wäre, und hielt eine lärmende Anrede in seiner Muttersprache, die mehre Minuten dauerte. Als er endlich sah, daß der Feind nicht auf ihn achtete, und einige Wörter der Pawni-Sprache, die er vernahm, ihn überzeugten, daß er seinen Athem gegen die Todfeinde seines Stammes verschwendet hatte, schwieg er plötzlich und schoß sein Gewehr ab. Es war nun offenbar, daß die Indianer die ganze Schlucht besetzt hatten, deren nächste Gränze nicht hundert funfzig Fuß von unseren Wagen entfernt war. Die Wände der Schlucht waren niedrig, gewährten aber immer eine sehr gute Brustwehr, hinter welcher der Feind sich verbarg, der seine Kugeln auf unsere Wagen abschoß, zwischen welchen wir zerstreut waren. Es stieg einmal der Gedanke in uns auf, einen Angriff auf die veste Stellung der Feinde zu wagen, da wir aber ihre Anzahl nicht kannten und die Gegenstände in der Dunkelheit nicht zu unterscheiden vermochten, so mußten wir uns begnügen, hinter unseren Wagen hervor blindlings zu feuern, indem wir auf den Blitz ihrer Gewehre zielten oder in der Richtung feuerten, woher ein Geräusch zu kommen schien. Ihr Geschrei war fast unabläßig und brach zuweilen in das scheußlichste Geheul und lauteste Geschnatter aus, das furchtsame Seelen, wenn solche unter uns gewesen wären, hätte schrecken können. Das Geschrei aber blieb ohne Wirkung, und unsere Maulthiere ließen sich dadurch nicht reizen, aus der Wagenburg hervorzubrechen, worin wir sie zum Glück eingesperrt

hatten, wiewohl dieß ohne Zweifel die Hauptabsicht des Angriffes der Indianer war.

Man hatte zwar viele Schüsse auf uns abgefeuert, aber nur zwei unserer Gefährten waren verwundet. Einer, ein Mejicaner, hatte nur eine leichte Handverletzung, die Wunde des anderen aber, eines Italieners, hatte ein bedenklicheres Ansehen. Er war ein kurzer, wohlbeleibter Bursche und hatte den Spottnamen Holländer, ein geschwätziger, feigherziger Gesell, der täglich so übermäßig aß, daß er einen Abend um den anderen auf der Krankenliste stand. Bei jener denkwürdigen Gelegenheit war der Holländer wieder aus dem Gleise gekommen, und das gewöhnliche Mittel einer doppelten Gabe Epsom-Salz war sein Abendtrank gewesen. Der Kampf hatte ungefähr eine Stunde gedauert, und obgleich ein furchtbares Stöhnen im Wagen des Holländers laut geworden war, so hatte doch niemand darauf geachtet, weil man es für die Wirkung des Trankes hielt. Endlich aber schrie man: „Der Holländer ist verwundet!“ Ich trat sogleich an seinen Wagen und fand ihn sich winden und krümmen, als ob er große Schmerzen gefühlt hätte, während er schrie: „Geschossen!“ „Wo?“ fragte ich. „In den Kopf“ antwortete er. „Bah, Holländer, nicht doch!“ sprach ich. „Du hast Dich an den Kopf gestoßen, indem Du Dich zu verbergen suchtest.“ Als ich aber ein Zündhölzchen angesteckt hatte, bemerkte ich, daß eine Kugel mitten durch den Hut gedrungen war, und zu meiner Bestürzung sah ich seinen Kopf in Blute gebadet. Es ergab sich bei weiterer Befragung, daß die Kugel den Schädel gestreift und eine gefährlich aussehende Wunde gemacht hatte, die so tief war, daß ein Zoll der gesunden Haut die Löcher trennte, durch welche die Kugel eingedrungen und ausgegangen war. Ich fürchtete zwar anfänglich eine Verletzung des Schädels, aber die Wunde heilte bald, und in acht Tagen war der Holländer wieder frisch und gesund. Wahrscheinlich hatte er bei dem Anfange des Kampfes Zuflucht in seinem Wagen gesucht, ohne zu bedenken, daß die Breter und Linnendecken nicht kugelvest waren, und da

die Indianer, besonders in der Nacht, gewöhnlich zu hoch schießen, so war er in einer weit gefährlicheren Lage, als wenn er auf der Erde gelegen hätte.

Die Feinde setzten den Angriff beinahe drei Stunden fort, bis sie sich endlich entfernten, um ihren Rückzug vor Tagesanbruche zu bewirken. Es regnete und schneiete von jener Zeit bis zum folgenden Vormittage, so daß ihre Spur fast ganz verwischt war, und wir konnten nicht entdecken, ob sie Schaden gelitten hatten oder nicht. Offenbar war der Haufen zu Fuße, und wir fanden darin auch ein Zeichen, daß wir es mit Pawneis zu thun gehabt hatten, da diese berüchtigten Räuber ohne Pferde auf ihre Plünderungzüge ausziehen, obgleich sie gewöhnlich gut beritten zurückkommen.

Ihre Schüsse hatten unsere Wagen sehr durchlöchert. Zu unserer Freude konnten wir glauben, daß sie uns nicht ein einziges Thier weggenommen hatten. Ein Maulthier, das zu schwer verwundet war, wurde von dem Treibern getödtet, damit es nicht in die Gewalt der Wilden oder in den Rachen der Wölfe kommen sollte; man hielt es für menschlicher, es lieber todt als lebendig fressen zu lassen. Unsere Schafheerde hatte von den Wölfen beträchtlich gelitten. Beim Anfange des Angriffes hatte sie sich zerstreut, und in ihrer Unruhe, von dem Kampfplatze zu entfliehen, war sie gleichsam in den Rachen ihrer gefräßigen Feinde gesprungen.

Am 12. März erstiegen wir das berühmte Llano Estacado und zogen einige Tage längs dessen Gränzen. In der zweiten Nacht, die wir auf dieser öden Ebene zubrachten, wurden wir von einem der heftigsten Nordwestwinde heimgesucht, die immer über jene Prairieen wehen. Unsere Schafe und Ziegen, die man ungehütet gelassen hatte, flohen über die Ebene, wahrscheinlich um vor dem wüthenden Sturme Schutz zu suchen. Ihr Verschwinden blieb einige Zeit unbemerkt, und da sich in der finsteren Nacht nichts unterscheiden ließ, so mußten wir es bis auf den folgenden Morgen verschieben, sie aufzusuchen. Nach

einer vergeblichen und mühsamen Nachforschung, während welcher die Wirkungen der Luftspiegelung stets Beschwerden und Täuschungen herbeiführten, mußten wir endlich die Verfolgung aufgeben und zur Karawane zurückkehren, ohne ein einziges Thier gefunden zu haben.

Diese heftigen Winde sind sehr vorherrschend auf den großen westlichen Prairieen, obgleich sie selten stürmisch sind. In manchen Jahreszeiten wehen sie beinahe so regelmäßig und ununterbrochen als die Passatwinde im Ocean. Oft wehen sie Tage, ja Wochen lang stürmisch, ohne nachzulassen, außer zuweilen in der Nacht. Darum sowohl als wegen des Regens, sind Percussions-Gewehre in den Prairieen vorzuziehen, besonders von denjenigen, die sich ihrer zu bedienen wissen. Die Winde sind oft so heftig, daß sie Funken und Zündkraut von der Pfanne wehen und das Gewehr ganz unwirksam machen.

Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise an dem Rande des Llano Estacado fort. Ich wußte, daß der Comanche Manuel auf all jenen großen Ebenen fast so heimisch war als ein Gutsbesitzer auf seinem Gebiete, und während wir weiter zogen, fragte ich ihn nach den Strömen, die südwärts sie durchschnitten. Nach jener Richtung zeigend, sagte er, daß dort in einer Entfernung von einem scharfen Tagesritt ein Wasserlauf wäre, den er „cañada" oder Thalweg nannte, worin man immer an gewissen Stellen Wasser finden könnte, daß aber nur in der Regenzeit eine beständige Strömung im Flußthale wäre. Nach seiner Beschreibung hat dieses Thal seinen Ursprung auf dem Llano Estacado, fünfzig bis sechzig Meilen östlich vom Rio Pecos, und ungefähr in gleicher Entfernung südlich von der Straße, die wir zogen, und läuft in etwas südöstlicher Richtung, südlich von dem nördlichen Theile des Witchita-Gebirges, welches bei den mexicanischen Ciboleros und den Comancheros den Namen Sierra Jumanes hat. Es geht daraus hervor, daß dieß der bedeutendste nördliche Arm des Red River ist. Der falsche Washita oder Rio Negro, wie die

Mexicaner ihn nennen, entspringt nach Manuel's Angabe zwischen dem Canadian und diesem Thalwege, nicht weit südöstlich von dem Wege, den wir verfolgten.

Am 15. März fürchtete unser Wegweiser, daß wir auf der Ebene kein Wasser finden würden, und gab uns den Rath, eine nördlichere Richtung zu nehmen, und nach einem beschwerlichen Tagesritte stiegen wir wieder vom Rücken des Llano Estacado in das wellenförmige Gelände am Ufer des Canadian hinab. Am folgenden Tage waren wir auf dem südlichen Ufer dieses Stromes.

Nur einige Tagereisen oberhalb der Gegend, wo wir uns nun befanden, fließt der Canadian durch ein sehr enges, kaum vier Ruthen breites Bett, hier aber hatte der Strom eine Breite von 900 bis 1800 Fuß, und ist so sehr mit Sandbänken angefüllt, die nur von schmalen Rinnsalen durchschnitten sind, daß er mehr einem sandigen Thale als einem Strombette gleicht. In der trockensten Jahreszeit verschwindet das Wasser gänzlich an vielen Stellen. Als der Rittmeister Boone von dem Dragoner-Regiment der Vereinigten Staaten im Sommer 1843 auf einer Erforschungreise in der Gegend der westlichen Gränze der Republik an den Canadian kam, fand er das Strombett ganz trocken. Während einer Ueberschwemmung hingegen erscheint der Canadian als einer der größten Flüsse des Westlandes, wiewohl er selbst dann wegen seiner Schnelligkeit und seiner Untiefen nicht schiffbar sein würde. Wer mit den Prairieen-Strömen nicht bekannt ist, könnte es beinahe unglaublich finden, daß ein Fluß von ungefähr 1500 Meilen Länge, dessen Quelle in den Felsengebirgen zwischen Gipfeln fließt, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, funfzig Meilen oberhalb seiner Mündung kaum für die kleinsten Fahrzeuge schiffbar ist.

Wir verfolgten mehre Tage unseren Weg an derselben Seite des Stromes hinab und gingen während dieser Zeit über mehre kleine Flüsse, die von den angränzenden Ebenen in den Canadian sich ergossen, wogegen andere nur als trockene Sand-

betten sich zeigten. Einer von diesen war wegen seiner Eigenheit und Größe so merkwürdig, daß wir ihn den trockenen Fluß, Dry River, nannten. Das Bett war wenigstens 200 Fuß breit, doch ohne eine Spur von Wasser, wiewohl er nach der Versicherung unseres Comanche einige Wegstunden aufwärts ein rasch fließender Strom war, und das Treibholz, das wir längs den Ufern fanden, zeigte uns, daß er selbst hier zur Zeit der Ueberschwemmungen ein ansehnlicher Fluß sein mußte.

Während wir am Canadian hinab zogen, fanden wir zuweilen sehr viele Büffel. Einst bemerkten zwei bis drei Jäger, die der Karawane voraus gegangen waren, eine ruhig weidende Heerde in einer offenen Lichtung. Sie näherten sich ihr in gebückter Stellung, wie Schleichjäger. Ihr erster Schuß streckte eine schöne fette Kuh nieder. Sie schlüpften hinter das erlegte Thier, und ihre Gewehre auf dessen Leib legend, schossen sie noch zwei bis drei andere, ohne daß unter den übrigen Büffeln sich sonderliche Störung oder Ueberraschung gezeigt hätte. Es ist auffallend, daß die Büffel, wenn sie den Jäger weder sehen, noch wittern, nur wenig auf den Knall eines Gewehres oder auf dessen tödtliche Wirkungen unter ihrer Heerde achten.

Die Metzelei unter diesen Thieren wird oft bis zu einem Uebermaß getrieben, das die Verderbtheit des menschlichen Herzens in scharfen Zügen zeigt. Der Anblick dieser Bewohner der Prairieen erweckt gewöhnlich eine so große Aufregung, daß nur sehr selten die Jäger sich abhalten lassen, auf das Wild zu schießen, so lange es im Bereich ihrer Gewehre ist. Ich will nicht entscheiden, ob bloße Mordlust zu diesen Uebertreibungen reize, aber so viel ist gewiß, daß jährlich weit mehr Büffel in den Prairieen getödtet werden, als der Bedarf der Reisenden erfodert oder zur Befriedigung der Jagdlust angemessen scheinen könnte. Ich selber bin leider nicht immer im Stande gewesen, der grausamen Versuchung zu widerstehen. Als ich eines Tages nach meiner Gewohnheit einige Meilen den Wagen voraus ging, um den besten Weg zu erspähen, sah ich in einer Lichtung, nicht

weit vor mir, mehre Hervorragungen, die mich anfänglich nicht wenig in Furcht setzten, da ich sie in dem hohen Grase nicht deutlich unterscheiden konnte und für die Bedeckungen von Indianerhütten hielt. Ich entdeckte jedoch bald, daß es die mächtigen Höcker einer ruhig weidenden Büffelheerde waren.

Ich stieg sogleich ab und näherte mich unbemerkt auf achtzig bis hundert Schritte den argwohnlosen Thieren. Mit einer Doppelflinte bewaffnet, zielte ich auf einen, von der Seite mir zugekehrten Büffel und feuerte. Die übrigen Thiere streckten die Köpfe empor und sahen sich um, als sie aber nichts bemerkten, weil ich im Grase verborgen war, fingen sie wieder an unbekümmert zu weiden. Das Thier, auf welches ich geschossen hatte, war vielleicht nur leicht verwundet, denn wie es gewöhnlich dem unerfahrenen Jäger geht, ja oft selbst dem geübten in der ersten Aufregung, ich hatte so hoch gezielt, daß die Kugel nur in den Höcker gedrungen war. Das Herz des Büffels liegt sehr tief, so daß der Schuß, wenn er tödtlich treffen soll, nicht höher als in den vierten Theil der Tiefe des Leibes über dem unteren Rande des Brustbeines eindringen darf. Als die Thiere wieder ruhig waren, zielte ich schärfer auf mein erstes Opfer, aber nicht mit besserem Erfolge. Ich hielt den Büffel für tödtlich verwundet und feuerte schnell nach einander auf vier andere. Endlich aber hielt ich es für besser, meine übrigen Schüsse zu sparen, denn es war möglich genug, daß mein Feuern die Aufmerksamkeit umher streifender Wilden reizte, die meine Wehrlosigkeit benutzen konnten, um mich anzugreifen.

Als ich aus meinem Verstecke hervortrat, sprengten einige unserer Leute, nicht wenig bestürzt, von den Wagen herbei. Sie hatten meine sechs Schüsse gehört, aber, an mein Doppelgewehr sich nicht erinnernd, die Vermuthung gehegt, daß die Indianer mich angegriffen hätten. Bei ihrer Annäherung flohen die Büffel, bis auf drei, die dem Anscheine nach schwer verwundet waren, und von welchen bald einer todt niederfiel. Ohne Zweifel würde es den anderen nicht besser gegangen sein, wenn nicht ein

Jäger, der sie schneller erlegen wollte, zu nahe gekommen wäre; in ihrer Aufregung sammelten sie ihre letzten Kräfte, flohen vor ihm und entrannen gänzlich, obgleich er sie ziemlich weit verfolgte.

Einige Tage nach diesem Vorfalle kehrte unser Reisegefährte Wethered gegen Abend mit sieben Büffelzungen, dem gewöhnlichen Siegeszeichen der Jäger, an seinem Sattel in das Lager zurück. Wie er uns sagte, hatte am Morgen dieses Tages ein Jäger unfreundlich sich geweigert, einen Büffel mit ihm zu theilen, worauf er aufbrach, mit der Betheuerung, daß er selber einen Büffel erlegen und niemand dafür danken wollte. Er erblickte bald einen Haufen von sieben Büffelstieren, die ruhig an einer Schlucht weideten, und hinter die Wand schleichend, schoß er einen nach dem anderen, bis alle todt vor ihm lagen, und er brachte nun die sieben Zungen als Zeichen seiner Geschicklichkeit mit.

Nachdem wir über den Dry River gegangen waren, zogen wir bald die Hochebene hinan und kamen auf den hohen Rücken, welcher die Wasserscheide zwischen dem Canadian und dem Rio Negro bildet, dessen Zuflüsse wir weit gegen Südwest vom Llano Estacado herabkommen sehen konnten. Die Beobachtung der Verfinsterung eines Jupiter-Trabanten in der Nacht vom 25. März unter 35° 51′ 30″ der Breite ergab, daß wir sehr nahe an 100° westlicher Länge von Greenwich waren. Am folgenden Tage feierten wir unseren Eintritt in das Gebiet der Vereinigten Staaten. Wer nie die Gränzen des Heimatlandes überschritten hat, vermag kaum die Freude zu begreifen, die der Wanderer durch ferne Himmelsgegenden fühlt, wann er wieder den heimischen Boden betritt. Wir waren zwar noch weit von den Wohnungen gesitteter Menschen, und noch weiter von unserer Heimat, aber unsere Herzen zitterten von freudigen Regungen, denn wir waren wieder im eigenen Lande, athmeten unsere freie Heimatluft und waren aus dem Bereiche der Eigenmacht, die wir hinter uns gelassen hatten.

Während wir unsere Reise über die hohe Wasserscheide fortsetzten, bemerkten wir, wie nahe die beiden Ströme sich kamen, die an einer Stelle kaum fünf Meilen von einander entfernt zu sein schienen. Unser Comanche Manuel und einige Mejicaner in unserer Gesellschaft, die mit diesen Prairieen nicht ganz unbekannt waren, hielten daher den Washita oder Rio Negro für den Canadian, da die Gegend des Zusammenflusses desselben mit dem Red River*) außer dem Bereiche ihrer Wanderungen lag.

Wir sahen nun die Waldung Croſſ Timbers in der Ferne, und da wir fürchteten, daß es schwierig sein möchte, einen Weg durch dieses buschige Gelände südlich vom Canadian zu finden, so gingen wir am 29. März ohne die geringste Schwierigkeit über diesen Fluß und kamen bald auf unseren ehemaligen Weg, ein wenig westlich von Spring Valley. Dieß gab uns frischen und freudigen Muth, da wir zwanzig Tage lang über unwegsame Pfade durch eine Gegend gezogen waren, von welcher wir durchaus nichts kannten, als was wir aus den Angaben unseres Wegweisers ziehen konnten. Die Spur, die unsere Wagen im verflossenen Sommer zurückgelassen hatten, war noch immer sichtbar, und all unsere Besorgnisse hatten nun ein Ende.

Blicken wir auf das Land zurück, das wir durchzogen, so finden wir nur wenig, was den Ackerbauer anziehen könnte. Die meisten niedrigen Thäler des Canadian sind entweder zu sandig oder zu sumpfig, als daß sie zum Anbau taugten, und die Hochebenen sind an vielen Stellen nur Sandhügel. In einigen Gegenden ist zwar der Boden vest und fruchtbar, aber gänzlich von Holze entblößt, mit Ausnahme eines schmalen Streifs der Croſſ Timbers, der einen Theil des Rückens zwischen dem Canadian und dessen Nord-Gabel bedeckt. Der Canadian selbst ist noch mehr von Holz entblößt als der obere Arkansas. Auf seinem ganzen Laufe durch die Ebenen findet man nicht viel anderes Holz als den Baumwollenbaum, und auch

*) Siehe die Karte zum ersten Bande.

diesen nur sehr spärlich an den Ufern zerstreut, und in einigen Gegenden sieht man stundenweit nicht einen Stock. Nur in der Nähe der Berge, wo die Thäler fruchtbarer sind, zeigen die kleinen engen Thäler, welche viele Nebenflüßchen einschließen, einige Anmuth. Manche derselben sind ungemein reich und schön, und mit Wallnußbäumen, Maulbeerbäumen, Eichen, Ulmen, Vogelkirschen und zuweilen an den hohen Ufern mit Cedern bewachsen.

Wir setzten nun unsere Reise ohne weitere unangenehme Zufälle fort, außer daß bei dem Uebergange über den Arkansas mehre Maulthiere ertranken, und am 22. April hielten wir unseren Einzug in Van Buren. Diese Reise war weit langwieriger, als ich vorausgesehen hatte, und zwar in der ersten Zeit wegen der unfreundlichen Witterung und des Mangels an Weide und am Ende derselben wegen des häufigen Regens, der die Wege in einen elenden Zustand versetzte.

Was die zwei verschiedenen Wege nach Santa Fe betrifft, so möchte zwar Missouri aus mehren Gründen der Haupthandelsweg bleiben, aber der Weg vom Arkansas bietet viele Vortheile dar. Außer daß dieser um mehre Tagereisen kürzer ist *), wird er auch weniger von großen Flüssen durchschnitten, hat weniger sandige Strecken und eine größere Mannigfaltigkeit von waldbewachsenen Bächen, die auf der ganzen Reise sehr angenehme Lagerplätze darbieten. Ueberdieß kommt auch das Gras beinahe vier Wochen früher hervor, so daß die Karawanen weit früher aufbrechen können und die Unternehmer doppelt so viel Zeit haben, ihre Handelsgeschäfte abzumachen. Die rückkehrenden Gesellschaften würden auch bessere Weide auf der Heimreise finden und ihre Heimat erreichen, ehe die Frostzeit zu weit vorgerückt wäre. Auch würden diejenigen, die sich mit dem Vieh-

---

*) Independence liegt unter 39° 8′ der Breite, Van Buren aber unter 35° 26′, wenige Meilen vom Parallel-Kreise von Santa Fe, und da es beinahe unter gleichem Meridian mit Independence liegt, so ist die Entfernung bedeutend kürzer.

handel abzugeben wünschen, ihre Maulthiere und Pferde sogleich in ein günstigeres Klima bringen, das mit der Heimat der Thiere mehr übereinstimmte, da die strengen Winter in Missouri den an das Klima nicht gewöhnten mejicanischen Thieren oft verderblich werden.

Dieß war meine letzte Reise durch die Prairieen, obgleich ich im folgenden Sommer eine Wanderung unter die Comanche-Indianer und andere wilde Stämme im Inneren der Prairieen machte, jedoch ohne meine Reise bis Mejico auszudehnen.

Seitdem habe ich vergebens mich bemüht, an den gleichförmigen Ton des gesitteten Lebens in den Vereinigten Staaten mich zu gewöhnen, und gesucht, in seinen Belustigungen und seiner Geselligkeit einen Ersatz für jene lebhaften Aufregungen zu finden, die mich so vest an das Leben in den Prairieen gebunden hatten. Ich schäme mich aber beinahe des Geständnisses, daß kaum ein Tag vergeht ohne ein schmerzliches Bedauern, daß ich nicht mehr durch die westlichen Ebenen schweife. Diese Neigung ist auch nicht mir allein eigen, denn ich habe kaum Jemand gekannt, der, einmal vertraut mit der Lebensweise, die ich so viele Jahre lang geführt habe, sie ohne Bedauern aufgegeben hätte. Man kann diese anscheinend widersinnige Thatsache auf verschiedene Weise erklären. Das wilde, unstäte und unabhängige Leben des Prairieen-Händlers macht eine gänzliche Freiheit von fast allen Arten gesellschaftlicher Abhängigkeit unumgänglich nothwendig. Er sieht sein Leben und sein Eigenthum täglich, ja stündlich gefährdet und gewöhnt sich, von seinem eigenen Arm und Gewehr Schutz und Beistand zu erwarten. Wird er beleidigt, so ruft er kein Gericht, keine Geschworenen an, seinen Zwist zu schlichten oder über zugefügte Kränkungen zu richten, sondern er hält sich an sein Gewissen, und keine Macht wird angerufen, seinen Beschwerden abzuhelfen, außer derjenigen, womit Gott ihn ausgerüstet hat. Er kennt keine Regierung, keine anderen Gesetze als diejenigen, die er selber gegeben und angenommen hat. Er lebt in keiner Gesellschaft, die

er günstig für sich zu stimmen suchen muß. Die Vertauschung dieses fessellosen Zustandes, dieser hohen Unabhängigkeit, mit einem Leben in der gesitteten Welt, wo seine physische und moralische Freiheit überall angetastet wird durch das verwickelte Triebwerk gesellschaftlicher Einrichtungen, kann gewiß nur wenigen Menschen angenehm sein, selbst nicht allen Menschen, welche nach ihrer Erziehung in den Künsten und der Verfeinerung, die dem gesitteten Leben eigen sind, ihren Genuß finden, wie dieß die häufigen Beispiele von gelehrten, fein gebildeten und reichen Männern beweisen, die freiwillig das gesellschaftliche Leben verlassen, um in die Prairieen oder die noch wilderen Gebirg-Einöden zu wandern.

Eine Reise durch die Prairieen ist allerdings ein gefährlicher Versuch für denjenigen, der ein ruhiges und zufriedenes Leben unter Freunden und Verwandten in der Heimat zu führen wünscht, doch nicht so gefährlich für Leben oder Gesundheit als nachtheilig für seine häuslichen Gewohnheiten. Wer in den großen Städten der Vereinigten Staaten gewohnt hat, kennt nur wenig von der schrankenlosen Freiheit in den großen westlichen Prairieen. Betrachtet er sie von dem behaglichen häuslichen Herde, so scheinen sie ihm mit Gefahren, Mühsalen und Leiden angefüllt zu sein, ist er aber einmal dort, so scheinen sie zu verschwinden und werden bald vergessen.

Es giebt noch einen anderen Umstand, der es den meisten Menschen, welche die Prairieen durchwandert haben, ungemein erschwert, sich mit den Gewohnheiten des gesitteten Lebens auszusöhnen. Mögen sie auch von Natur mit Geschmack und feinem Sinne begabt sein, mögen sie auch einst mit der Art und Weise gesitteter Gesellschaft bekannt gewesen sein, eine lange Abwesenheit von diesen Kreisen verwischt gewöhnlich aus ihrer Seele die meisten jener allgemeinen Gesetze des geselligen Verkehrs, die für den Weltmann so nothwendig sind. Das linkische Wesen, welches die Unbekanntschaft mit den Einzelheiten dieser Gesetze so oft erzeugt, ist für alle Menschen von reizbarem Gemüthe

ungemein lästig. Viele eilen daher in die Prairieen zurück, um dem Tadel und dem Spott zu entgehen, den sie nicht zu entwaffnen wissen.

Man wird sich daher kaum wundern, wenn ich hinzusetze, daß diese Leidenschaft für das Leben in den Prairieen, wie seltsam es auch scheinen mag, mich leicht noch einmal bewegen könnte, auf die Ebenen zurückzukehren, um neben dem Mustang und dem Büffel mein Nachtlager unter dem weiten Himmelszelte zu nehmen, um dort mein Vertrauen zu den Menschen ungestört zu erhalten, indem ich brüderlich lebe mit den kleinen Prairie-Hunden und den wilden Füllen und den noch wilderen Indianern, den unbesiegten Sabäern der großen amerikanischen Wildniß.

Neunter Abschnitt.

Verfall des Handels nach Santa Fe. — Umfang des Handels nach Chihuahua. — Häfen für die Einfuhr. — Schicksale der neuen Karawanen nach Santa Fe. — Armijo's Niederlage. — Beschwerden gegen die Texaner. — Ihre Zuchtlosigkeit. — Foderungen der mexicanischen Regierung. — Schluß des Handels nach Santa Fe.

Der Handel nach Santa Fe, wiewohl seit seinem Ursprunge mehr oder minder schwankend, stieg doch durchschnittlich bis zum Jahre 1831. Während derselben Zeit fielen die Preise der Waaren in einem schnelleren Verhältnisse. Der Betrag des Absatzes fiel fortdauernd seit 1831 bis zu der spätesten Zeit des Handels, obgleich keine durchschnittliche Zunahme in der Zahl der Unternehmer oder dem Waarenbetrage stattfand*). Die

*) Im Jahre 1822 betrug der Werth der für den Handel nach Santa Fe bestimmten Waaren 15,000 Dollars, die Personenzahl der Karawanen 70, die Zahl der Waareneigenthümer 60; 1827 Waarenwerth 85,000 Dollars, Wagenzahl 55, Personenzahl 90, Eigenthümer 50; 1832 Waarenwerth 140,000 Dollars, Wagen 70, Personen 150, Eigenthümer 40; 1837 Waarenwerth 150,000 Dollars, Wagen 80, Personen 160, Eigenthümer 35; 1842 Waarenwerth 160,000 Dollars, Wagen 70, Personen 120, Eigenthümer 15; 1843 Waarenwerth 450,000 Dollars, Wagen 230, Personen 350, Eigenthümer 30. — Bei dem Anfange dieses Handels war beinahe jedes Mitglied einer Karawane ein Waareneigen-

Durchschnittpreise für die nach Chihuahua bestimmten Waaren sind gleichfalls herabgegangen, doch hat ein lebhafterer Absatz diesen Theil des Verkehres zu dem vortheilhaftesten gemacht.

Der erste Versuch, amerikanische Waaren auf die südlich von Santa Fe liegenden Märkte Mejicos zu bringen, ward im Jahre 1824 gewagt. Der Betrag war jedoch sehr unbedeutend, bis gegen das Jahr 1831. In den ersten Jahren pflegten die Kaufleute kleine Waarenladungen nach Sonora und Californien zu schaffen, aber dieser Verkehr hat, wie ich glaube, in der neuesten Zeit gänzlich aufgehört. Der nach Chihuahua gebrachte Waarenbetrag hat aber im Ganzen zugenommen, so daß in den letzten Jahren dieser Handel fast die Hälfte der gesammten Einfuhr der Karawanen aus Missouri hinweggenommen hat.

Der gesammte Absatz fremder Waaren im Departement Chihuahua hat nach der Schätzung verständiger mejicanischen Kaufleute jährlich zwei bis drei Millionen Dollars betragen, während der Einkaufpreis sich auf die Hälfte dieser Summe belaufen mochte. Der Handel nach Santa Fe hat nicht ein Zehn-

---

thümer, wogegen in späteren Zeiten das angelegte Kapital in wenigen Händen war. Im Jahre 1843 bestand die Mehrzahl der Kaufleute aus Neu-Mejicanern, die sich in den drei vorhergegangenen Jahren bei diesem Handel betheiligt hatten, dessen Alleinbesitz sie sich zu sichern Aussicht hatten. Der Betrag der nach Santa Fe gebrachten Waaren ist nach dem wahrscheinlichen Preise in den östlichen Städten der Vereinigten Staaten geschätzt. — Statt sich selber mit dem nöthigen Zugvieh zu versehen, ziehen es mehre Kaufleute vor, Frachtfuhrleute zu benutzen, deren sich gewöhnlich eine Anzahl an der Gränze von Missouri findet, um Waaren nach Santa Fe, das Pfund für 10 bis 12 Cents, zu schaffen. — Der durchschnittliche Brutto-Ertrag für die Kaufleute ist selten über 50 Procent des Einkaufpreises der Waaren gestiegen, was einen reinen Gewinn von 20 bis 40 Procent ergab, wiewohl der Gewinn nicht selten unter 10 Procent blieb, und zuweilen brachten die Unternehmungen nur Verlust. — Im Jahre 1830 fing man an, auch Ochsen als Zugvieh zu gebrauchen.

theil davon betragen, da die Bilanz in andere Häfen eingeführt wird, nämlich Matomoros, woher Chihuahua beinahe die Hälfte seines Bedarfs erhielt, Veracruz über die Hauptstadt Mejico, woher bedeutende Zufuhren in dieses Departement gekommen sind, Tampico im Meerbusen von Mejico, und Mazatlan, am stillen Meere, woher die Einfuhr über Durango von einiger Bedeutung gewesen ist, wogegen beinahe der ganze westliche Theil des Departements, und besonders der ansehnliche Bedarf der Bergwerkstadt Jesus-Maria, die meiste Zufuhr aus dem Hafen Guaymas im Meerbusen von Californien empfängt, woher in der That mehre Waarensendungen bis in die Stadt Chihuahua gekommen sind. Im Jahre 1840 ward ein ansehnlicher Waarenbetrag von der Gränze von Arkansas am Red River gerade nach Chihuahua gebracht, doch ist keine andere Unternehmung je in dieser Richtung gemacht worden*).

---

*) Die Regierung in Chihuahua hatte den Eingangzoll bedeutend herabgesetzt, um eine neue Handelsunternehmung auf einem unbesuchten Wege zu begünstigen, und ein Geleit von Dragonern zum Schutze der Kaufleute versprochen. Die Karawane wurde hauptsächlich von Mejicanern ausgerüstet, da aber ein Amerikaner, Dr. Conelly, ein Kapital dabei eingelegt hatte, so habe ich von ihm eine anziehende Skizze von den Abenteuern derselben erhalten und will die Hauptzüge mittheilen. Die Unternehmer verließen Chihuahua am 3. April 1839, und die Einwohner hegten die Hoffnung, daß ihrer Stadt der einträgliche Handel mit den nördlichen Gegenden zugewendet werden könnte. Die Karawane bestand, mit Einschluß von 50 Dragonern, aus mehr als hundert Personen, doch waren nur ungefähr sechs unter ihnen Waareneigenthümer. Sie hatten zwar nur sieben Wagen, aber gegen siebenhundert Maulthiere und 200,000 bis 300,000 Dollars in baarem Gelde und Barren für ihre Handelszwecke bei sich. Sie zogen über Presidio del Norte, wendeten sich dann nordwestlich und kamen nach einer Reise von drei Monaten glücklich in Fort Towson (33° 50′ Breite, 95° 15′ westl. Länge von Greenwich) an, ohne auf feindselige Indianer zu stoßen oder wesentliche Unglücksfälle zu erleiden,

Der größte Theil der Einfuhr in die erwähnten Seehäfen wurde von britischen Kaufleuten besorgt. Der Vorzug,

---

außer daß sie sich verirrten, nachdem sie über den Red River gegangen waren, den sie für den Rio Brazos hielten. Dieß veranlaßte sie, in beinahe ganz nördlicher Richtung zu ziehen, um den Red River zu suchen, bis sie an den Canadian kamen, wo sie einige Delaware-Indianer fanden, die ihnen die erste genaue Nachricht über den Weg gaben und sie sicher nach Fort Towson geleiteten. Die Unternehmer hatten die Absicht gehabt, im nächsten Herbst nach Chihuahua zurückzukehren, verschiedene Zufälle und Hemmnisse aber machten es ihnen unmöglich, zu gehöriger Zeit aufzubrechen, und da unabläßige Regengüsse folgten, so konnten sie erst im folgenden Frühlinge die Reise antreten. Sie erfuhren, daß die Tejaner freundlich gegen sie gesinnt waren, und entschlossen sich, mitten durch die nördlichen Ansiedelungen der Republik Tejas zu ziehen. „Nie" sagt Conelly, „ward ich gastfreundlicher behandelt, nie fand ich thätigeren Beistand als unter den Anwohnern des Red River. Alle wetteiferten, uns jede mögliche Hilfe zu leisten, und unsere Freunde aus Mejico wurden, ungeachtet des feindlichen Verhältnisses zwischen beiden Ländern, mit einem Wohlwollen behandelt, dessen sie sich stets dankbar erinnern werden." Dieß ist wohl ein auffallender Abstich gegen die Behandlung, welche die Kaufleute aus Tejas, die später Santa Fe besuchten, von den Mejicanern erfuhren. — Die Karawane bestand nun aus beinahe siebzig, mit Waaren beladenen Wagen und ungefähr 225 Mann, mit Einschluß des Geleites von mejicanischen Dragonern. Sie gingen zu Anfange des Aprils über die Gränze von Tejas, und hofften, auf ihren früheren Weg jenseit der Croß Timbers zu kommen; da aber diese Straße zum Theil nicht mehr erkennbar war, so durchschnitten sie dieselbe unbemerkt und irrten mehre Tage am Ufer des Rio Brazos umher. Nachdem sie aber einige Tage lang eine südliche Richtung genommen hatten, fanden sie zum Glück ihren alten Weg an einem Arme des Colorado. Sie setzten dann ihre Reise ohne weitere Zufälle fort, kamen ungestört an einem zahlreichen Haufen von Comanche-Indianern vorüber und erreichten bald den Rio Pecos. Dieser zwar sehr schmale Strom war jedoch zu tief, um durchwatet werden zu können, und

den man den amerikanischen Manufacturen giebt, hat es hauptsächlich den nach Santa Fe handelnden Kaufleuten möglich gemacht, auf den südlichen Märkten die Bewerbung mit den durch die Seehäfen eingeführten Waaren auszuhalten, die den Vortheil des Rückzolls genießen. In dieser Beziehung ist den Kaufleuten der Vereinigten Staaten eine sehr ungerechte Bürde aufgelegt. Es läßt sich schwerlich irgend ein billiger Grund angeben, warum Kaufleute, die ihre Waaren auf Wagen durch die Prairieen fortschaffen, nicht eben so sehr auf den Schutz der Regierung Anspruch haben sollen als diejenigen, die sie in Schiffen über den Ocean führen. Ein solcher Beistand würde die nordamerikanischen Kaufleute in Stand setzen, den einträglichen Handel nach Chihuahua ausschließend zu führen, und ohne Zweifel würden sie einen Antheil an dem Handel mit den noch reicheren Departements Durango und Zacatecas erhalten und auch bei dem Handel mit Sonora und Californien sich betheiligen können.

Hinsichtlich der Einkünfte ist der Handel nach Santa Fe für die mejicanische Regierung nur von geringer Wichtigkeit gewesen. Der Betrag der in Santa Fe erhobenen Zölle ist jähr-

---

die Karawane mußte daher zu einem Nothmittel greifen, das für Prairieen-Reisen recht bezeichnend ist. Da nirgend ein Stock Holz zu finden war, um auch nur eine Fähre zu bauen, so banden sie unter den Obertheil eines Wagens mehre leere Wassertonnen und verschafften sich auf diese Weise eine Art von Fährboot. Bei ihrer Ankunft in Presidio del Norte erfuhren sie, daß der Gouverneur, mit welchem sie den Vertrag über die Herabsetzung der Zölle abgeschlossen hatten, mittlerweile gestorben war, und da neue Zollbeamten angestellt waren, so sahen sie sich der Gefahr ausgesetzt, die vollen Abgaben bezahlen zu müssen. Nach einer Verzögerung von mehren Wochen wurde jedoch ein Vergleich geschlossen, und sie kamen am 27. August 1840 in Chihuahua an. Diese Unternehmung hatte wegen der Verzögerungen und des vermehrten Aufwandes so ungünstige Ergebnisse für alle Betheiligten, daß seitdem keine andere gewagt worden ist.

lich in der Regel auf 50,000 bis 80,000 Dollars gestiegen, aber beinahe die Hälfte dieser Summen durch die Zollbeamten unterschlagen worden, so daß jährlich vielleicht nicht 40,000 Dollars an reiner Einnahme übrig blieben. Es ist eine nicht unwichtige Thatsache, daß wenige oder gar keine der Schwierigkeiten und Gefahren, welche früher die bei dem Handel nach Santa Fe betheiligten Kaufleute trafen, seit 1831 statt gefunden haben. Kein Kaufmann ward auf dem gewöhnlichen Handelswege von den Wilden getödtet, und den Karawanen wurden nur wenige Thiere gestohlen. Im Ganzen sind die Versicherungsummen bei diesem Handel kaum so hoch als bei Seefahrten zwischen New-York und Liverpool. Wenn ich jedoch erkläre, daß wirkliche Gefahren und Störungen im Allgemeinen unbedeutend gewesen sind, so darf ich die Schwierigkeiten nicht ganz übergehen, die im Jahre 1843 in den Prairieen vorkamen und sehr ernstliche Folgen hatten.

Es war schon im November 1842 die Nachricht in Santa Fe verbreitet, daß ein Haufen von Texanern in den Prairieen sich gesammelt und die Absicht hätte, alle mexicanischen Kaufleute anzugreifen, die im folgenden Frühlinge über die Ebenen ziehen würden, und da man einige Amerikaner eines heimlichen Einverständnisses mit den Texanern beschuldigte, so wurden viele Personen nach Santa Fe zum Verhör geladen, wodurch mehre Unschuldige in große Unannehmlichkeiten geriethen. Dieses Gerücht ward übrigens weiter nicht beachtet, da Viele es nur für eine jener Sagen von texanischen Einfällen hielten, die schon so oft unnöthige Bestürzung im Lande verbreitet hatten. Es zeigte sich so wenig Besorgniß, daß im Februar 1843 Don Antonio José Chavez aus Neu-Mexico nur mit fünf Dienern, zwei Wagen und fünf und funfzig Maulthieren Santa Fe verließ, um nach Independence zu ziehen. Er hatte zehn- bis zwölftausend Dollars in baarem Gelde und Goldbarren und einen kleinen Vorrath von Pelzwerk bei sich. Der März war äußerst rauh, und die kleine Gesellschaft litt ungemein durch Kälte und

Entbehrungen. Die meisten Reisenden erfroren ihre Glieder, und alle Maulthiere, bis auf fünf, kamen bei der strengen Witterung um, so daß Chavez sich genöthigt sah, einen seiner Wagen in den Prairieen zurückzulassen. Er schleppte sich indeß mit dem anderen Wagen und seinen Habseligkeiten fort, bis er um den 10. April in der Nähe des kleinen Arkansas ankam, wenigstens hundert Meilen innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten. Hier stieß er auf funfzehn Mann von der Gränze des Staates Missouri, die sich für texanische Soldaten, unter dem Befehl eines gewissen John M'Daniel, ausgaben. Diese Leute waren größtentheils an der Gränze von ihrem Anführer gesammelt worden, der kurz vorher aus Texas gekommen war, von dessen Regierung er als Hauptmann angestellt zu sein behauptete. Sie waren ohne Zweifel aufgebrochen, um sich mit einem Obersten Warfield zu vereinigen, der angeblich auch in texanischen Diensten stand und seit mehren Monaten in der Nähe der Gebirge auf den Ebenen gewesen war, mit der offen erklärten Absicht, die Kaufleute aus Mexico anzugreifen.

Als M'Daniel's Haufen auf Chavez stieß, faßte er sogleich den Entschluß, sich lieber der Habe des Mexicaners zu bemächtigen, als außerhalb der Gränze der Vereinigten Staaten eine ähnliche Beute zu erwarten. Der unglückliche Chavez ward einige Meilen südwärts von der Straße überfallen und sein Gepäck geplündert. Sieben aus dem Haufen brachen nach den Ansiedelungen auf und nahmen ihren Antheil von der Beute mit, der sich für jeden auf vier- bis fünfhundert Dollars belief. Sie reisten zu Fuß, weil ihre Pferde entlaufen waren. Die übrigen acht beschlossen, bald nach dem Aufbruche ihrer Gefährten, den Mexicaner zu ermorden, aus welchem Grunde, ist schwer zu bestimmen, da Chavez seit zwei Tagen ihr wehrloser Gefangener gewesen war. Es wurden durch das Loos die vier Genossen bestimmt, welche die blutige That vollziehen sollten, und man führte den unglücklichen Mann einige Schritte auf die Seite, um ihn kaltblütig zu erschießen. Nach seiner

Ermordung fand man viel Gold in seinen Taschen und in seinem Koffer. Der Leichnam wurde nebst dem Wagen und dem Reisegepäcke in eine benachbarte Schlucht geworfen, und als die Räuber einige ihrer verlorenen Thiere wieder gefunden hatten, wurde die Beute aufgepackt und an die Gränze von Missouri gebracht.

Man hat sich sehr bemüht, diese Bande aufzufangen, aber sie entging selbst der Wachsamkeit einer Dragoner-Abtheilung, die ihr über hundert Meilen gefolgt war. Aber die ehrlichen Gränzbewohner waren so wachsam, daß es den Räubern nicht gelang, ungestraft in das Innere zu entkommen. Fünf von dem ganzen Haufen, mit Einschluß von drei Mördern, entkamen, die übrigen zehn aber wurden ergriffen, zur Haft gebracht und in St. Louis dem amerikanischen Gerichtshofe übergeben. Wie es scheint, sind diejenigen, die Chavez ermordet hatten, seitdem überwiesen worden, diejenigen aber, die nur bei dem Raube betheiligt gewesen waren, wurden des Diebstahls schuldig erklärt und mit Geldbuße und Gefängnißstrafe belegt.

Gegen Anfang des Mai's in demselben Jahre ward im nördlichen Texas ein Haufen von 175 Mann unter dem Obersten Snively gesammelt und verließ die Ansiedelungen, um den Weg nach Santa Fe zu nehmen. Anfänglich ging das Gerücht, daß sie die Absicht hätten, Santa Fe zu überfallen, aber sie waren offenbar zu schwach, zu jener Zeit einen Einfall wagen zu können. Es scheint daher ihre Hauptabsicht gewesen zu sein, die Mexicaner, die bei dem Handel nach Santa Fe betheiligt waren und im Mai und Junius in den Prairieen erwartet wurden, anzugreifen und Wiedervergeltung zu üben. Als die Texaner am Arkansas angekommen waren, stieß der Oberst Warfield mit einigen Gefährten zu ihnen. Dieser Offizier hatte einige Zeit vorher das Dorf Mora an der mexicanischen Gränze mit ungefähr zwanzig Mann angegriffen, fünf Menschen, wie es hieß, getödtet und eine Anzahl von Pferden weggetrieben. Später wurden sie von den Mexicanern verfolgt,

die ihnen die gestohlenen und die eigenen Pferde abnahmen. Nach diesem Unfalle verbrannten sie ihre Sättel und zogen bis zu Bent's Fort, wo sie aufgelöst wurden.

Die Texaner zogen jenseit der Sandhügel südwärts vom Arkansas auf der Straße nach Santa Fe, als sie sahen, daß ein Haufen Mexicaner dem Flusse sich genähert hatte. Es kam zu einem Gefechte, worin achtzehn Mexicaner getödtet und eben so viele verwundet wurden. Die Texaner erlitten keinen Verlust, obgleich die Mexicaner hundert Mann stark waren. Die übrigen Mexicaner wurden gefangen, und nur zwei entkamen zu dem General Armijo, der mit ansehnlichen Streitkräften 140 Meilen weiter gelagert war. Als dieser die Nachricht von der Niederlage seiner Vorhut erhalten hatte, brach er eilig sein Lager ab und zog sich nach Santa Fe zurück.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Texaner, wenn sie sich außerhalb der Gränzen der Vereinigten Staaten hielten, ein Recht hatten, den Handel der Mexicaner zu stören, mit welchen sie in offenem Kriege waren, aber eine andere Rücksicht hätte sie wohl von einem solchen Angriff abhalten sollen. Sie mußten wissen, daß nur ein Theil der Kaufleute aus Mexicanern bestand, und daß viele Amerikaner in denselben Karawanen waren. Die Texaner behaupteten zwar, das Leben und das Eigenthum der Amerikaner sollten geachtet werden, wofern sie sich von den Mexicanern trennten; aber sie bedachten nicht, wie niederträchtig die vorgelegten Bedingungen waren. Welcher des Namens würdige Amerikaner könnte wohl, um seine Interessen, ja selbst sein Leben zu schützen, seine Reisegefährten zum Opfer hingeben? Und hätten sie die Mexicaner verlassen oder an ihre Feinde verrathen, wohin hätten sie sich wenden sollen? Sie konnten dann nicht die Reise nach Mexico fortsetzen, und mit ihren Waaren nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, würde den Meisten unter ihnen zum Verderben gereicht haben.

Man hat zur Entschuldigung dieses zweiten texanischen Zuges die harten Gewaltthätigkeiten angeführt, welche die im

Jahre 1841 in Neu-Mejico gefangen gehaltenen Tejaner erdulden mußten, unter welchen viele waren, die zu diesem Haufen gehörten. Betrachten wir ihre Beschwerden, so müssen wir zugeben, daß sie fast jede, mit dem Natur- und Völkerrechte vereinbare Vergeltung entschuldigen, ja rechtfertigen, ich will jedoch bei den streitenden Meinungen nicht entscheiden, ob unter den obwaltenden Umständen dieser Einfall in die Prairieen sich entschuldigen lasse. Ich füge einige Bemerkungen hinzu, um zu zeigen, was für ungünstige Folgen eine rücksichtlose Rache herbeiführen könne. Der unglückliche Chavez, dessen Ermordung vermuthlich durch den Vorwand der gegen die Tejaner verübten Grausamkeiten beschönigt wurde, gehörte zu einer reichen und viel vermögenden Familie in Neu-Mejico und war mit dem Gouverneur Armijo nicht in freundschaftlichem Vernehmen. Seine Ermordung wurde zwar keineswegs von den Tejanern überhaupt gebilligt, doch wird sie jene mächtige Familie sehr gegen dieselben erbittert haben, eine Familie, deren freisinnige Grundsätze den Tejanern sonst nicht ungünstig gewesen sein würden. Der Angriff auf das Dorf Mora hatte zwar nicht so viele wichtige Folgen, machte aber eine ungünstige Wirkung. Die Bewohner jenes Dorfes sind meist sehr schlichte und unschuldige Rancheros und Jäger, und da sie durch die Schneegebirge von den Hauptansiedelungen Neu-Mejico abgeschieden sind, so scheinen ihre Herzen den Tejanern stets geneigt gewesen zu sein. Das Dorf ist von einigen Amerikanern angelegt worden, und wie es scheint, hatten die mejicanischen Einwohner etwas von den Gesinnungen derselben angenommen.

Die Niederlage der Vorhut Armijo's hatte sowohl für die Amerikaner als für die Tejaner noch verderblichere Folgen. Jene Heerabtheilung bestand aus der Miliz des nördlichen Landestheiles, der Gegend von Taos. Diese Leute waren nicht nur seit der Revolution von 1837 gegen den Gouverneur Armijo erbittert geblieben, sondern zu allen Zeiten gegen Tejas günstig gesinnt gewesen. Sie hatten so wenig Lust, wider die Tejaner

zu kämpfen, daß Armigo, wie man mir versichert hat, es für nöthig hielt, sie auf ihre Pferde binden zu lassen, um ihre Flucht zu verhindern, bis er sie endlich in die Prairieen gebracht hatte. Als die Nachricht von ihrer Niederlage in ihre Heimat kam, geriethen die Verwandten der Getödteten, ja die ganze Bevölkerung, in die höchste Erbitterung, und einige eingebürgerte Fremde, die man für Freunde der Texaner hielt und die früher angesehene Leute waren, sahen sich nun genöthigt, zu entfliehen, um ihr Leben zu sichern, und mußten ihre Häuser und ihre Habe dem wüthenden Pöbel zum Raube überlassen.

Hätten die Texaner anders gehandelt, hätten sie die Mexicaner vermocht, sich ohne Kampf zu ergeben, was ohne Zweifel nicht schwer geworden wäre, so würden sie dieselben gewiß bewogen haben, ihnen als Führer zu Armijo's Lager zu dienen, und dieser grausame Tyrann würde in ihre Hände gefallen sein. Die Schwierigkeit, die Texaner in Ordnung zu halten, mag wohl die Ursache von vielen ihrer unglückseligen Schritte gewesen sein.

Bald nachher kam die Handelskarawane mit einem Geleite von 200 Dragonern der Vereinigten Staaten unter dem Befehle des Rittmeisters Cook an. Der Oberst Snively, der mit hundert Mann auf dem südlichen Ufer des Arkansas, ungefähr funfzehn Meilen von den Caches *) gelagert war, setzte über den Fluß und stieß auf den Rittmeister Cook, der ihm alsbald seine Absicht andeutete, ihn sammt seinen Leuten zu entwaffnen, und ohne Zögern zu Werke schritt. Mehre Texaner täuschten den Rittmeister. Sie versteckten ihre guten Büchsen, zum Theil Doppelgewehre, und überlieferten dem Rittmeister die den Mexicanern abgenommenen elenden Flinten, so daß sie später nach ihrer Auslösung wieder im Besitze ihrer guten Gewehre waren. Man hat dem Rittmeister viele Vorwürfe gemacht, aber ohne darüber zu urtheilen, kann ich nicht verkennen,

---

*) Siehe Bd. I. S. 36.

daß seine Schritte den Zweck hatten, die nach Santa Fe bestimmte Karawane zu retten, von welcher ein ansehnlicher Theil aus Amerikanern bestand. Hätte er den Tejanern ihre Waffen gelassen, so würden ihn die Kaufleute ohne Zweifel beschuldigt haben, daß er sie bis an die Schwelle der Gefahr geleitet und dann dem gewissen Verderben überlassen hätte.

Der Rittmeister Cook kehrte bald darauf nach den Vereinigten Staaten zurück *), und mit ihm ungefähr vierzig entwaffnete Tejaner, unter welchen viele wackere Männer gewesen sein sollen, die eines besseren Schicksals würdig waren. Viele Tejaner gingen vom Arkansas auf dem geraden Wege nach ihrer Heimat zurück, während sechzig bis siebzig Mann, die Warfield zu ihrem Anführer wählten, die Bestimmung erhielten, die Karawane zu verfolgen und aufzufangen. Sie sollen der Karawane bis zum Point of Rocks — zwanzig Meilen östlich von der Furt durch den Canadian — gefolgt sein, aber sie wagten keinen Angriff und kehrten gerade nach Tejas zurück. So endigt der sogenannte zweite tejanische Zug gegen Santa Fe, und wenn auch nicht so verderblich als der erste, war er doch beinahe eben so unnütz.

Dieser Zug bestand zwar nur aus Tejanern oder aus Personen, die nicht für Bürger der Vereinigten Staaten gelten wollten, und wurde bloß in Tejas gesammelt, aber ungeachtet der kräftigen Maßregeln, welche die Regierung der Vereinigten Staaten nahm, um die

*) Die Truppen der Vereinigten Staaten dürfen nicht über die Gränze gehen, die auf dieser Straße der Arkansas bildet, daher geben solche Geleite den Karawanen nur wenig Schutz. Eine so ausgedehnte, unbewohnte Wildniß als die großen Prairieen sollte allerdings wie das Meer betrachtet werden. Man sollte völkerrechtliche Anordnungen zwischen den Vereinigten Staaten und Tejas oder Mejico — je nach dem das Eigenthumsrecht auf das Gebiet jenseit der amerikanischen Gränze bestimmt wäre, — verabreden, so daß die Heere beider Staaten ohne Unterschied durch diese Wildniß ziehen könnten, wie Schiffe auf dem Ocean.

Karawanen, sowohl von Mejicanern als von Amerikanern, gegen ihre Feinde zu schützen, so erhob doch der mejicanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Bocanegra, einen förmlichen Anspruch auf Entschädigung für jenen Einfall. In einer Antwort an dem General Thompson sagte er, in Beziehung auf Snively's Compagnie, Independence in Missouri wäre der Ausgangspunkt für diese Leute gewesen. Aus der vorstehenden Darstellung geht hervor, daß dieß ein Irrthum war. Ein Theil des Haufens, der den unglücklichen Chavez ermordete, war von der Gränze von Missouri; aber man erwäge die eifrigen Anstrengungen der Gränzbewohner, um die Räuber zur Verantwortung zu ziehen, und stelle dann diese Angelegenheit in Gegensatz zu den Räubereien, die täglich überall in Mejico begangen werden, wo bekannte Straßenräuber ungestraft umhergehen. Was würde der Minister sagen, wenn jede Regierung Schadloshaltung für alle gegen ihre Bürger in Mejico verübten Räubereien verlangte?

Der unglücklichste Umstand aber, den dieser feindliche Einfall in die Prairieen zur Folge hatte, unglücklich wenigstens für die Vereinigten Staaten und für Neu-Mejico, war die Verschließung der nördlichen Häfen für den auswärtigen Handel, wodurch dem Handel nach Santa Fe, wenigstens für jetzt, ein Ende gemacht wurde. Santa Ana's Verordnung vom 7. August 1843 lautete: „I. Die Gränzzollämter Taos im Departement Neu-Mejico, Paso del Norte und Presidio del Norte, im Departement Chihuahua, sind gänzlich für allen Handel geschlossen. II. Diese Verordnung soll drei und vierzig Tage nach deren Bekanntmachung in der Hauptstadt der Republik in Kraft treten." Ich muß dabei bemerken, daß der einzige Eingangsort in Neu-Mejico für ausländische Waaren dem Namen nach Taos war, obgleich sich das Zollamt in Santa Fe befand.

Nach meiner Meinung darf man jedoch kaum befürchten, daß Santa Ana's Verordnung von langer Dauer sein werde, wenn anders nicht die friedlichen Verhältnisse zwischen den Vereinigten

Staaten und Mejico gestört werden, ein Ereigniß, das unter allen Umständen sehr zu bedauern sein würde. Bei der Fortdauer des Friedens zwischen beiden Staaten werden die Mejicaner gezwungen sein, ihre nördlichen Gränzhäfen zu öffnen, um eine Revolution in Neu-Mejico zu vermeiden, von welcher sie stets bedroht sind, so lange die Sperre fortdauert. Sollte die verderbliche Verordnung zurückgenommen werden, so wird der Handel nach Santa Fe ohne Zweifel mit frischer Kraft und Unternehmunglust wieder beginnen.

Zehnter Abschnitt.

Geographie der Prairieen. — Berge und Mesas. — Das Llano Estacado. — Cañones. — Kohlenlager und andere Mineralien. — Salinen. — Die Salzebene und der Salzfels. — Unbewohnbarkeit der hohen Prairieen. — Treffliches Weideland. — Nord-Texas. — Prairieen-Flüsse. — Ihre Unschiffbarkeit. — Croß Timbers. — Früchte und Blumen. — Gesundes Klima.

Während ich versucht habe, dem Leser ein Bild von dem Leben in den Prairieen vorzuführen, konnte es mir nicht gelingen, ihm richtige Ansichten von der natürlichen Beschaffenheit derselben zu geben. Ich werde nun diesem Mangel, so viel ich vermag, abhelfen und einen flüchtigen Abriß von diesem unermeßlichen Gebiete, seiner physischen Geographie und von den Pflanzen und Thieren, die es ernährt, vorlegen. Es ist zu bedauern, daß dieses weite Feld der Beobachtung noch so wenig die Blicke wissenschaftlicher Männer angezogen hat, denn es giebt kaum einen Bezirk in dem ganzen noch unerforschten Naturgebiete, der des Studiums der Naturforscher so würdig wäre und doch so wenig beachtet worden ist.

Betrachten wir die großen westlichen Prairieen, abgesehen von den politischen Gränzverhältnissen der Staaten, zu welchem die Theile derselben gehören, so finden wir, daß sie das ganze unermeßliche Gebiet umfassen, welches zwischen den Ausläufern des Felsengebirges im Norden und den Flüssen in Texas im Süden liegt, eine Strecke von 700 bis 800 Meilen in einer

Richtung, und von den Gränzen von Missouri und Arkansas östlich zu den östlichen Zweigen des südlichen Felsengebirges im Westen, ungefähr 600 Meilen in der Querrichtung, ein Flächenraum von beinahe 400,000 Quadrat-Meilen *), wovon über 30,000 innerhalb der ursprünglichen Gränzen von Texas und 70,000 innerhalb der Gränzen von Neu-Mexico liegen, wenn wir diese östlich bis zur Gränze der Vereinigten Staaten ausdehnen, so daß ungefähr 300,000 zu dem Gebiete dieser Republik zu zählen sind.

Dieses weite Gebiet wird durch keine bedeutenden Gebirgzüge unterbrochen, ausgenommen längs den Gränzen der großen westlichen Sierras und durch einige niedrige Felsenrücken an der Gränze von Arkansas, Rändern des Ozark-Gebirges. Allerdings giebt es auf dem Rücken der Wasserscheide zwischen dem Red River und dem falschen Washita eine Hügelreihe, deren südwestlicher Theil sich bis zu ungefähr 100° westlicher Länge von Greenwich erstreckt, das heißt bis zur Gränze der Vereinigten Staaten **). Man nennt sie gewöhnlich die Witchita-

---

*) D. i. englischen.

**) Nach dem zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien im Februar 1819 geschlossenen Vertrage wird die Gränze gegen Mexico gebildet, östlich durch den Fluß Sabina von seinem Einflusse in den Meerbusen von Mexico bis aufwärts zu seiner Verbindung mit dem Red River — nördlich durch den Red River, dann durch eine aus dem Arkansas-Flusse senkrecht von Norden nach Süden gezogene Linie, durch den Arkansas bis zu seiner Quelle, und von da weiter durch eine zwischen dieser Quelle und der Küste des stillen Meeres laufende Linie. Nachdem Mexico sich für unabhängig erklärt hatte, erhob sich bis zum Jahre 1828 kein Widerspruch gegen die Giltigkeit dieser vertragmäßig bestimmten Gränze. Die zwischen Louisiana und Arkansas auf der einen und dem zu Mexico gehörenden Texas auf der anderen Seite entstandenen Verhältnisse aber änderten die Ansichten der Regierung der Vereinigten Staaten, und als Jackson an die Spitze der Verwaltung getre-

Berge, zuweilen aber heißen sie auch bei den Jägern Towjasch, vielleicht von Tojavist, das in der Sprache der Comanche-Indianer Berg bedeutet. Ich fragte einst einen Comanche, was für einen Namen bei seinem Volke die Bergreihe führte, die wir im Gesichte hatten. Er antwortete: „Tojawist." Ich erwiderte: „„Aber das bedeutet ja einen Berg. Wie unterscheidet Ihr denn dieses Gebirge von anderen?"" „Es giebt keine anderen Berge im Gebiete der Comanches," antwortete er, „keine, bis wir ostwärts in euer Land gehen, oder südwärts nach Texas, oder westwärts nach dem Lande der Mexicaner."

Mit dieser Ausnahme giebt es in diesen ganzen weit gedehnten Ebenen kaum irgend eine Erhöhung, die ein Berg genannt werden könnte. Die Gebirge, welche die Texaner auf ihrem Zuge nach Sante Fe sahen, waren ohne Zweifel die Rücken der hohen Flachlande, deren es überall in den Prairieen giebt,

---

ten war, bildeten sich wichtige Plane zur Erweiterung des Gebietes und der Handelsverbindungen. Texas war durch Einwanderer aus Nord-Amerika, besonders aus jenen beiden Staaten, bevölkert worden, und es ließ sich erwarten, daß diese Bevölkerung sich mit der politischen und kirchlichen Verfassung Mexicos nicht lange vertragen, sondern suchen würde, sich davon loszumachen. Für einen solchen Fall lag es in dem Interesse der Regierung der Vereinigten Staaten, die Frage über die Gränze als unentschieden zu betrachten und gegen die fortdauernde Giltigkeit des Vertrages von 1819 Zweifel zu erheben. Es stand dann in ihrer Macht, eine vielleicht in Texas, als einem noch streitigen Gebiete, entstehende Bewegung zu begünstigen, um die Vereinigung dieses Landes mit den Vereinigten Staaten herbeizuführen. Im Jahre 1828 machte die amerikanische Regierung den Antrag auf eine Gränzberichtigung und deutete dadurch an, daß sie den Vertrag von 1819 nicht mehr anerkennen wollte. Die weitläufigen Unterhandlungen hatten keinen entschiedenen Erfolg, der auch nicht im Plane der Regierung liegen mochte, da es ihr vielmehr zusagte, einstweilen keine vest bestimmte Gränze gegen Mexico zu haben, um den Gang der Ereignisse in Texas abwarten zu können. L.

und welche, von den tiefer liegenden Ebenen gesehen, wie furchtbare Gebirge erscheinen, ist aber der Reisende einmal auf ihrem Rücken, so sieht er eine andere weite Ebene vor sich.

Die Tafellande oder Mesas, wie die Mejicaner sie nennen, deren viele tausend Quadratmeilen zwischen der Gränze der Vereinigten Staaten und dem Felsengebirge liegen, sind Ebenen, die sich bedeutend über das umliegende Gelände erheben und sich mit den Steppen Asiens vergleichen lassen. Sie sind von vielen Flüssen durchschnitten, von welchen die größten gewöhnlich mehre Meilen aufwärts von Hügeln begränzt sind, die meist sandig, trocken und unfruchtbar sich zeigen.

Die bedeutendste dieser großen Hochebenen in den Prairieen ist diejenige, die bei den Mejicanern Llano Estacado heißt. Nördlich vom Canadian begränzt, erstreckt sie sich ostwärts bis beinahe zu der Gränze der Vereinigten Staaten, mit Einschluß des Quellengebietes des falschen Washita und anderer Arme des Red River, und dehnt sich südlich bis zu den Quellen des Trinity, des Brazos und des Colorado, westwärts bis zum Rio Pecos. Sie ist durchaus eine meist flache Hochebene ohne bedeutende Hügel oder Rücken, wenn man nicht die felsigen Ufer der Flüsse dazu rechnet, die sie begränzen und durchschneiden. Ihr Flächenraum enthält gegen 30,000 Quadratmeilen, wovon der größte Theil neun Monate im Jahre ohne Wasser ist, während viele ihrer fortdauernd fließenden Gewässer wegen ihres zu salzigen Geschmackes untrinkbar sind.

Mejicanische Jäger und mehre Indianer haben mir versichert, daß es südlich von Santa Fe nur einen einzigen Weg giebt, auf welchem in der trockenen Jahreszeit diese Ebene sicher zu durchziehen ist; selbst einige der Stellen, wo Wasser eingenommen werden kann, liegen funfzig bis achtzig Meilen von einander entfernt und sind schwer zu finden. Daher haben in früherer Zeit, wie man sagt, die mejicanischen Händler und Jäger, um sich nicht zu verirren und nicht vor Durst umzukommen, diese Straße durch die Ebene eingepfählt, und daher

hat sie den Namen Llano Estacado, die eingepfählte Ebene, erhalten.

An einigen Stellen reichen die Rücken dieser Mesas bis an die Ufer der Flüsse. Geschieht dieß auf beiden Seiten, so werden tiefe Klüfte oder Schluchten gebildet, welche bei den Mejicanern Cañones heißen und in der Nähe der Gebirge sehr häufig vorkommen. Der Canadian fließt durch einen der merkwürdigsten dieser Cañones auf einer Strecke von mehr als funfzig Meilen, die abwärts von der Straße der Missouri-Karawanen läuft, und in dieser ganzen Ausdehnung ist die Schlucht für Wagen, und fast auch für Thiere, durchaus unzugänglich.

Diese Schlucht, welche den geraden Weg von Missouri her durchschneidet, brachte einige der ersten Unternehmer im Handel nach Santa Fe in große Noth. Im Jahre 1825 kam eine Karawane von mehren Wagen, ungefähr fünf Meilen unterhalb der jetzigen Furt, an das Ufer. Die Reisegesellschaft zog sorglos vorwärts, ohne zu argwöhnen, daß eine Schlucht in der Nähe wäre, da die angränzenden Ebenen äußerst flach und die sich entgegenstehenden Ränder von gleicher Höhe waren, bis sie sich plötzlich am Rande eines ungeheueren Abgrundes fanden, der mehre hundert Fuß tief war und auf beiden Seiten des Flusses fast senkrecht hinablief. Am Fuße dieser Klippen zeigte sich, wie gewöhnlich, ein sehr enges, aber fruchtbares Thal, durch welches der Fluß sich wand, bald das eine, bald das andere steile Ufer bespülend. Die Karawane wußte nicht, daß nicht weit oberhalb eine Furt war, und zog abwärts zu der Stelle, wo die früheren Reisenden übergesetzt waren. „Wir reisten funfzig Meilen" — sagt einer der Begleiter der Karawane — „und fanden auf dieser ganzen Strecke den Fluß von Klippen eingefaßt, die mehre hundert Fuß hoch und an vielen Stellen fast senkrecht waren. Endlich kamen wir an die Gränze des Tafellandes. Aber was für ein Anblick! Das Thal in der Tiefe war nicht anders zu erreichen, als daß man eine furcht-

bare Klippe von 1200 bis 1500 Fuß hinabstieg, die mehr oder minder steil war. Nachdem wir mehre Stunden lang gesucht hatten, fanden wir einen zugänglichen Weg, und als wir unter großen Beschwerden und Anstrengungen die Räder gehemmt und mit Stricken gehalten und an einigen Stellen die Wagen im eigentlichen Sinne hinabgelassen hatten, kamen wir endlich in den Thalgrund. — Wie ist es gekommen, daß der Canadian und andere Flüsse in Neu-Mexico ihre Betten in so ungeheueren Tiefen im vesten Felsen gefunden haben? Das Wasser kann unmöglich den Felsen, während er seine jetzige Härte hatte, ausgewaschen haben. Welches Feld der Forschung öffnen dem Geologen die Fragen: Wurden die Klüfte für die Flüsse gemacht, oder machten die Flüsse die Klüfte? Sind sie nicht etwa durch Vulcane entstanden?"

Die Reisenden sind nicht überall in den Prairieen von solchen Unannehmlichkeiten frei. Nicht selten sind die Ebenen von kleinen Klüften oder Rinnsalen durchschnitten, welche zwar zuweilen kaum eine Ruthe breit, aber oft funfzig bis hundert Fuß tief sind. Diese kleinen Gerinne werden vom Regen ausgewaschen, während sie zu den angränzenden Flüssen sich senken, was bald geschieht, ist nur einmal erst eine Oeffnung durch die Oberfläche geschnitten worden; denn wiewohl die Grundlage im trockenen Zustande ungemein vest und hart ist, so scheint sie doch sehr auflöslich zu sein und schmilzt, durch Einwirkung des Wassers, fast so schnell als Schnee. Der zähe Rasen des Büffelgrases hält die Oberfläche der Ränder vest, so daß die Seitenwände gewöhnlich steil, ja oft unten nach dem Fuße hin abschüssig und daher durchaus unzugänglich sind. Ich kam ganz unvermuthet an den Rand einer solchen Kluft, und obgleich ein Fremder, dem Anscheine nach, die Oeffnung der Schlucht erreicht zu haben glauben konnte, so mußte ich doch zuweilen ihren Windungen meilenweit folgen, ohne daß ich im Stande war, die Uferränder zu umgehen. Ich habe dieß besonders an den Ufern des oberen Canadian bemerkt.

Die geologische Beschaffenheit der Prairieen ist ungemein verschieden. Längs der östlichen Gränze, besonders gegen Norden, findet man Kalkstein in Ueberfluß, untermischt mit Sandstein, Schiefer und vielen ausgedehnten Lagern bituminöser Kohlen. Die Kohle ist besonders häufig in einigen Gegenden am Flusse Neosho, wo es auch einige sonderbare bituminöse Quellen, oder Theerquellen, wie die Jäger sie zuweilen nennen, geben soll. Man findet auch viele andere mineralische, besonders schwefelhaltige Quellen. Weiter westwärts ist Sandstein vorwaltend, aber einige Hochebenen ruhen auf Schichten eines bröckeligen Kalksteines, den man „verfaulten Kalkstein" genannt hat; aber längs den Gebirggränzen scheint die Grundlage der Ebenen meist aus Trapp und Grünstein zu bestehen. Von den Gewässern des Red River nach der südwestlichen Ecke von Missouri, in der ganzen Reihe der Ozark-Gebirge, sind Granit, Kalkstein, Feuerstein und Sandstein vorherrschend. Der mittlere Theil der Prairieen aber ist ohne eine bemerkbare felsige Grundlage, und wir sind zuweilen mehre Tage gereist, ohne auch nur einen Kiesel zu sehen. — Als ich im Jahre 1839 nach Santa Fe reiste und 1840 zurückkehrte, bemerkte ich sowohl nördlich als südlich vom Canadian und zwischen dreißig und funfzig Meilen östlich von der westlichen Gränze der Vereinigten Staaten unermeßliche Gypslager. Das ganze Gelände scheint dieses Mineral zur Grundlage zu haben, und wir sahen Klippen und ganze Massen desselben in allen Richtungen. Man findet es von dem gröbsten schwefelsaueren Kalk bis zu dem durchsichtigsten Selenit, der sehr häufig vorkommt. Nach glaubwürdigen Berichten anderer Reisenden erstreckt sich der Gyps in einer beinahe nördlichen Richtung bis fast zu den Ufern des Arkansas.

Von Metallen findet man Eisen, Blei und vielleicht auch Kupfer, an den Gränzen der Prairieen, und wie behauptet wird, hat man verschiedene Silbererze an der Gränze der Vereinigten Staaten, wie auch in der Gegend des Witchita-Gebirges und des Felsengebirges, gefunden. Ohne Zweifel kommt auch Gold in

verschiedenen Gegenden vor, doch ist noch die Frage, ob man es irgendwo in hinlänglicher Menge gefunden habe, um die Mühe des Suchens zu belohnen. Nach den Berichten einiger „Trappers“ giebt es eine ausgedehnte Goldregion unweit der Quelle des Flusses Platte, aber trotz neueren Untersuchungen hat man kein Gold gefunden.

Das schätzbarste vielleicht und das am häufigsten vorkommende Mineral in den Prairieen ist Salz. Im Gebiete der Choctaw-Indianer am Red River sind zwei Salzwerke in Thätigkeit, und im Lande der Cherokees giebt es viele Salzquellen, von welchen drei bis vier jetzt in geringem Umfange benutzt werden; aber es könnte leicht eine hinlängliche Menge von Salz selbst für den Bedarf der angränzenden Staaten erzeugt werden. Die große Saline, ungefähr vierzig Meilen oberhalb Fort Gibson, nicht weit von dem Ufer des Neosho, ward als eine Merkwürdigkeit in ihrer Art betrachtet, ehe man ihre natürlichen Schönheiten durch künstliche Besserung verwischt hatte. An der Gränze eines kleinen Thales brechen viele kleine Salzquellen hervor, und um die Mündung einer jeden hatte sich, in Gestalt eines Topfes, eine kalkhaltig salzige verhärtete Masse gebildet. Keine dieser Quellen ist sehr voll, aber das Wasser stark und würde für ansehnliche Salzwerke ausreichend sein.

Man hat mehre Salinen oder, wie man sie nennen könnte, Gruben von reinem Salze in verschiedenen Theilen der Prairieen entdeckt. Die nördlichste, wovon ich gehört habe, liegt funfzig bis sechzig Meilen westlich vom Flusse Missouri und dreißig bis vierzig südlich vom Platte-Flusse, an einem Nebenflusse, Saline genannt,*) wo die Oto-Indianer und andere Stämme ihr Salz holen. Sie soll den Salinas in Neu-Mexico gleichen und unerschöpflich sein. Südlich vom Flusse Arkansas und einige Grade weiter westlich giebt es mehre Salinen, die vielleicht von noch größerem Umfange sind. Der

*) Mündung 41° der Breite, 96° westlicher Länge von Greenwich.

Rittmeister Nathan Boone vom Dragoner-Regiment der Vereinigten Staaten, der im Sommer 1843 eine Entdeckungsreise durch jene öden Gegenden machte und mir einige Auszüge aus seinem Tagebuche mitgetheilt hat, fand zwischen dem Canadian und dem oberen Arkansas an vielen Stellen einen Anflug von Salz, wie auch geschwängertes Salzwasser in Ueberfluß, und besuchte zwei bedeutende Salinen. Die erste, die er die Salz-Ebene nennt, hatte ein vielversprechendes Ansehen, und dem äußeren Anscheine nach konnte man erwarten, in der ganzen Ausdehnung der Ebene Salz in vesten Massen, mehre Fuß dick zu finden. Sie liegt an der Salz-Gabel des Arkansas. Die Ebene ist ganz flach und wird, wie der Augenschein zeigt, zuweilen von den angränzenden Strömen überfluthet. Das Salz kam jedoch, wie es scheint, nicht in so beträchtlicher Menge vor, daß Boone seine Erwartungen befriedigt gefunden hätte, da er bemerkt, daß die Oberfläche nur mit einem ganz dünnen Anfluge von krystallisirtem Salze bedeckt war. Er erforschte jedoch nur einen kleinen Theil der sehr ausgedehnten Ebene. Die wundervollste Saline aber ist der große Salzfels, den er weiter südwestlich an der rothen Gabel des Arkansas. „Die ganze Bucht rechts von den beiden Gabeln des Flusses" sagt Boone, „scheint eine unermeßliche Quelle von so stark gesättigter Soole zu sein, daß sie gleich beim Hervorbrechen einen Salzniederschlag bildet. Auf diese Weise hat sich über die ganze Fläche von beinahe 160 Morgen eine mächtige Salzkruste verbreitet. Ueberall in diesem Raume, wo wir nur einige Zoll tief in den Sand gruben, konnten wir vestes Salz finden, welches so hart war, daß wir nicht im Stande waren, einen Block davon herauszubringen. Wir zerbrachen eine Hacke bei dem Versuche. An vielen Stellen wallete durch diese Salzkruste das Wasser krystallhell empor, jedoch so salzig, daß unsere Hände, als wir sie eintauchten und wieder abtrocknen ließen, schneeweiß aussahen. Steckten wir den Arm in diese Oeffnungen, so schienen sie mit Salz belegt zu sein, so tief wir reichen konnten. Die Klippen, die diese

Stelle überhangen, bestehen aus rothem Thon und Gyps und sind mit einer Gypsschicht bedeckt. Wir fanden dieses Salz, wahrscheinlich von den beigemischten Unreinigkeiten, etwas bitter." Da diese Stelle mit schwefelsauerem Kalk bedeckt ist und vielleicht auch solchen zur Grundlage hat, so könnte der Salzfels mit diesem Mineral stark angeschwängert und daher dessen ungemeine Härte entstanden sein. Boone fand auch Gyps an mehren anderen Stellen, sowohl nördlich als südlich, auf seinem Reisewege. Sibley, der die westlichen Prairieen sehr genau kannte, besuchte vor mehr als dreißig Jahren eine Saline, welche die von Boone zuerst genannte Salz-Ebene zu sein scheint. Sibley fand zwar das Salz in weit größerer Menge als Boone, was aber darin seinen Grund haben könnte, daß dieser nicht bis zu der von jenem angegebenen Stelle vorgedrungen ist. „Die große Saline" sagt Sibley,*) „liegt ungefähr 280 Meilen südwestlich vom Fort Osage,**) zwischen zwei Gabeln eines kleinen Armes des Arkansas, deren eine ihre südliche Gränze bespült, während die andere, das Hauptgewässer, fast parallel, eine Meile entfernt, auf der entgegengesetzten Seite fließt. Es ist eine harte Ebene von röthlichem Sande und von unregelmäßiger Gestalt. Ihre größte Längenausdehnung ist von Nordwest noch Südost, und ihr Umfang gegen dreißig Meilen. Das Treibholz, womit sie bedeckt ist, könnte wohl andeuten, daß sie zuweilen beim Austreten der angränzenden Flüsse überschwemmt wird. Diese Ebene ist bei trockenem und heißem Wetter zwei bis sechs Zoll tief mit einer Kruste von schönem, reinen, weißen Salze von guter Beschaffenheit bedeckt."

Diese Beschreibung paßt ziemlich zu den Angaben, die ich von mehren Jägern und mit den Indianern handelnden Kaufleuten erhalten habe. Ein Reisender, der ungefähr zu gleicher

---

*) Siehe Brackenbridge's **Voyage up the Missouri River** S. 205.

**) Unter 39° 10′ nördl. Breite, 94° 5′ westl. Länge von Greenwich.

Zeit ohne Zweifel dasselbe Salzlager besuchte, fand es noch tiefer als Sibley. Ueberall, wo er in die Erde grub, kam er einige Zoll tief auf vesten Salzfelsen, was ihn auf die Vermuthung führte, daß die ganze Umgegend auf einem Steinsalzlager ruht. Das Salz war von röthlicher Farbe, wie die Oberfläche der umliegenden Gegend.

Es ist auffallend, daß so unerschöpfliche Salzlager, die nur zwei bis drei Tagreisen vom Ufer des Arkansas und eben so weit vom Missouri=Strome entfernt sind und keine andere Arbeit kosten würden, als das Salz aufzugraben und es in Booten jene Flüsse hinabzuführen, so ungenutzt bleiben, während die Vereinigten Staaten einen großen Theil ihres Bedarfs vom Auslande beziehen.

Außer den bereits genannten Salinen giebt es noch eine höher hinauf am Canadian, ungefähr zweihundert Meilen östlich von Santa Fe. Auch soll es deren einige am Red River geben, und ohne Zweifel sind in jenen Gegenden noch viele andere zerstreut, die man bisher noch nicht entdeckt hat. Viele der niedrigen Thäler aller westlichen Flüsse, des Red River sowohl als des Arkansas und seiner Arme, sind mit salzigen Bestandtheilen geschwängert, und bei feuchtem Wetter dringen salzhaltige Ausschwitzungen hervor, die als ein dünner Schaum auf der Oberfläche sich zeigen. Dieß ist zuweilen reines Salz, häufiger aber ein Gemisch von verschiedenen Salzen, nicht nur von salzsauerer, sondern auch schwefelsauerer Soda und vielleicht Magnesia, oft stark mit Salpeter versetzt. Einige Gewässer in jenen Gegenden, besonders stehende, sind bei trockenem Wetter so sehr mit dieser Mischung gesättigt, daß sie selbst den Thieren unerträglich sind, was einen verlassenen Reisenden in große Bestürzung setzt. In diesen salzigen Niederungen wächst nur hartes und grobes Gras, das selbst ein ausgehungertes Thier kaum frißt.

Von diesen Ausschwitzungen, so wie von den erwähnten Salzebenen, erhalten die westlichen Gewässer im Gebiete der Vereinigten Staaten, besonders vom Arkansas bis zum Red River,

ihren Salzgeschmack, nicht aber von den Quellen in den Gebirgen, wie man wohl vermuthet hat. Diejenigen, die in den Gebirgen entspringen, sind so rein, frisch und krystallhell, als mit Schneewasser genährte Rinnsale und eisige Quellen sie machen können.

Man wird nun leicht den Schluß ziehen, daß die großen Prairieen, vom Red River bis zu den westlichen Quellen des Missouri, wie ich schon angedeutet habe, meist unbewohnbar sind, doch nicht sowohl des Holzmangels wegen, obgleich die Ebenen ganz nackt sind, als wegen des Mangels an gutem Boden und an Wasser. Einige Ebenen haben zwar dem Anscheine nach einen hinlänglich fruchtbaren Boden, doch sind die meisten öde und alle zu trocken, um angebaut werden zu können. Diese großen Steppen scheinen nur zum Aufenthalte für das Mustang, den Büffel und die Antilope und ihren wandernden Gebieter, den Prairie-Indianer, tauglich zu sein. Sollte nicht mit dem fortschreitenden Einflusse der Zeit irgend eine günstige Veränderung in den Naturwirkungen entstehen, um die Ebenen und hohen Prairieen zu beleben, so sind die hier und da vorkommenden fruchtbaren Thäler zu vereinzelt und entlegen, als daß sie Wohnsitze gesitteter Menschen werden könnten.

Wie die Tafellande im nördlichen Mejico, könnten diese hochliegenden Prairieen jetzt nur als Weideland benutzt werden, und auch dieß nur in der Nähe von Flüssen. Das Gras, womit sie meist bedeckt sind, ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Von dem berühmten Büffelgrase giebt es zwei Gattungen, die beide Arten des Grama in Neu-Mejico und in allen Jahreszeiten nahrhaft sind. Wie ich glaube, ist es nichts Anderes als das Mezquite-Gras in Tejas, das von dem Mezquite-Baum, der mit ihm in denselben trockenen Gegenden wächst, den Namen erhalten hat. Diese unvergleichliche Weide in den großen westlichen Prairieen kann so viel Rindvieh nähren, als zu dem Bedarfe aller Vereinigten Staaten hinreichend ist. Sie ist vor-

züglich für Schafzucht geeignet, wie dieselbe Grasart in Neu-Mejico zeigt.

Was ich von der allgemeinen Unfruchtbarkeit und Unbewohnbarkeit der Prairieen gesagt habe, gilt nicht von jenem bereits angedeuteten Theile, der an die westliche Gränze der Vereinigten Staaten stößt. Das Hochland von der Gränze des Staates Arkansas bis zu den Croſſ Timbers ist überall mit einzelnen Prairieen und Lichtungen reizend bedeckt, von welchen viele sich fruchtbar zeigen, wiewohl einige zu flach liegen und daher leicht sumpfig werden. Die Flußthäler haben meist einen reichen Lehmboden, der zwar Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber gewöhnlich pflugbar ist. Die beholzten Hochlande sind meist von guter Beschaffenheit, ausgenommen auf dem zerrissenen Rücken und in den gebirgigen Gegenden, deren ich bereits erwähnte. Einige Hochlande aber scheinen, wie die sumpfigen Prairieen, eine Unterlage von Flugsand zu haben. Der Boden ist öde und unfruchtbar und mit kleinen Erhöhungen von verschiedener Gestalt bedeckt.

Das Gelände westlich vom Missouri, das die Quellengebiete des Neosho, des Verdigris, des Marais des Cygnes und andere Arme des Osage-Flusses und die unteren Theile des Kansas-Stromes umfaßt, ist jedem anderen Theile des Westlandes in der Anmuth seiner hohen Prairieen, in der Fruchtbarkeit des angeschwemmten Bodens seiner Thalgründe, in der Schönheit und Frische seiner Quellen und Bäche und in der Gesundheit seines Klimas zu vergleichen.

So haben wir längs der ganzen Gränze der Vereinigten Staaten einen Landstrich, wenigstens 200 Meilen breit und gegen 500 Meilen lang, ja noch länger, wenn wir ihn bis zum Missouri ausdehnen, ein Gebiet für zwei ansehnliche Staaten darbietend, das zwar ärmer an Holz, aber im Ganzen fruchtbarer ist als die beiden angränzenden Staaten Missouri und Arkansas. Aber der größte Theil dieses reizenden Landes ist den verschiedenen Stämmen der Gränz-Indianer abgetreten worden.

Derjenige Theil der Prairieen, der südlich vom Red River in Nord-Texas liegt, enthält nach den Angaben, die Dr. Conelly mir mitgetheilt hat, außer einigen schönen Geländen innerhalb der Croß Timbers, viele reizende Gegenden weiter westlich. „Zwischen den Flüssen Brazos und Red River" sagt er, „liegt gewiß die schönste und anmuthigste Gegend, die ich je gesehen habe. Ich fand dort das schönste Holz, meist Eichen, nicht jene dürftigen Eichen, die einen großen Theil des Gebietes von Texas bedecken, sondern mächtige Stämme, die zu allen Zwecken des stärksten Bauholzes dienen könnten. Das Land zwischen jenen Flüssen ist ohne Zweifel zu den volkreichsten und gedeihlichsten Ansiedelungen bestimmt. Der Boden ist so fruchtbar, als ich je einen gefunden habe, und bei der hohen wellenförmigen Oberfläche des Landes läßt sich nicht bezweifeln, daß es sehr gesund ist."

Dieser Reisende bezeichnet viele Thäler westlich vom Rio Brazos und südwärts von einigen sandigen und salzhaltigen Landstrichen, die die oberen Theile dieses Flusses begränzen, als fruchtbar und reizend, und sagt, daß das Hochland an vielen Stellen mit Mezquite-Bäumen bewachsen sei. Dieß ist der Fall besonders bei den Quellen des Colorado, wo das Land angenehm bewässert ist. Aber unmittelbar nördlich von dieser Gegend beginnt die unermeßliche Wüste Llano Estacado.

Der wichtigste Nachtheil, unter welchem die großen westlichen Prairieen leiden, ist der Mangel an schiffbaren Flüssen. In dem ganzen unermeßlichen Gebiete, das ich zu beschreiben versucht habe, findet man, außer dem Missouri, keinen während der ganzen Verkehrzeit schiffbaren Strom. Die übrigen Flüsse sind auf ihrem ganzen Laufe durch die Prairieen für alle Handelszwecke von sehr geringem Nutzen und können es nicht anders sein.

Die Hauptströme sind der Missouri, der Arkansas und der Red River mit ihren zahlreichen Nebenflüssen. Die westlichen Hauptarme des Missouri sind der Yellow Stone,

der Platte und der Kansas. Kleine flache Fahrzeuge und sogenannte Büffel-Boote haben bei Hochwasser die ersten zwei Nebenflüsse eine ziemliche Strecke weit abwärts befahren, aber diese können nie in irgend einer Ausdehnung mit Dampfbooten beschifft werden.

Der Arkansas geht weit in das Felsengebirge hinein, und seine Arme berühren einige Zuflüsse des Missouri, des Columbia, des San Buenaventura, des westlichen Colorado und des Rio del Norte. Das Bett des Arkansas ist in seinem Laufe durch die Prairieen sehr breit und seicht, und seine Ufer erheben sich an vielen Stellen kaum fünf Fuß über den niedrigsten Wasserstand. Er ist wahrscheinlich von seiner Quelle bis zur Gränze des Staates Arkansas 2000 Meilen lang. Die Mejicaner nennen ihn Rio Napeste, die älteren französischen Reisenden aber nannten ihn Arkansas oder eigentlich Akansa,*) von einem Stamme der Dacotah- oder Osage-Indianer, der unweit der Mündung des Flusses wohnte. Dieser Strom hat zahlreiche Nebenflüsse, deren einige von ansehnlicher Länge sind, doch ist keiner derselben schiffbar, ausgenommen nördlich der Neosho, auf welchem man mit kleinen Booten wenigstens hundert Meilen weit hinabgefahren ist.

Der Red River hat einen weit kürzeren Lauf und ein engeres Bett auf der westlichen Gränze als der Arkansas, und

*) Ein Fremder könnte leicht auf die Vermuthung kommen, daß man in den Vereinigten Staaten keine orthographischen Regeln habe, da man die französische Schreibung der indianischen Namen so allgemein angenommen hat, daß bald alle Spuren der Urnamen verwischt werden. Sie wurden zuerst von den Franzosen verderbt, und darauf in Nord-Amerika durch die Aussprache dieser entstellten Namen neue Namen gebildet. Diese Gewohnheit hat die Mehrzahl des ursprünglichen Namens Arkansa oder Arkansah in Arkansas verändert, obgleich das Volk noch immer annähernd Arkansah (Arkansaw) ausspricht. Osage und viele andere Namen haben ähnliche Umwandlungen erlitten.

nur eine etwas über die Hälfte so ansehnliche Wassermasse. Selbst in seinem geschlängelten Laufe kann er von der Gränze des Staates Arkansas bis zu seiner Quelle kaum über 1200 Meilen lang sein. Dieser Fluß entspringt im Tafellande des Llano Estacado und hat, nach der Versicherung von Kaufleuten und Jägern, keine bedeutenden Erhöhungen am Ufer seiner Quelle, obgleich man die Anwohner der unteren Ufer immer sagen hört, daß die im Junius vorkommenden Ueberschwemmungen durch das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen hervorgebracht werden. Die oberen Theile dieses Flusses, besonders von der Mündung des falschen Washita aufwärts, sind kaum zur Schifffahrt geeignet, da sie oft über Sandbänke sich ausbreiten, die mehre hundert Fuß breit sind. Ein sehr glaubwürdiger Indianer, der über 200 Meilen oberhalb des falschen Washita am Red River gewesen war, gab mir die Nachricht, daß er den Strom an einigen Stellen nicht über 150, an anderen wenigstens 1500 Fuß breit gefunden hätte. Diese und die meisten anderen Flüsse in den Prairieen haben gewöhnlich sehr niedrige Ufer und äußerst seichte Betten, die in der Zeit der Dürre zuweilen in ihrem Laufe durch die sandigen Ebenen austrocknen. *)

---

*) Unter allen Flüssen dieser Art ist der Cimarron, da er auf dem Wege von Missouri nach Santa Fe liegt, am meisten bekannt geworden. Sein Wasser verschwindet an so vielen Stellen im Sande und kommt wieder hervor, daß einige Reisende diesem Strome eine regelmäßige Ebbe und Fluth zugeschrieben haben. Dieß hat unstreitig darin seinen Grund, daß der kleine Strom, der während der Nacht oder bei bewölktem Himmel über dem Sande fließt, an heißen, sonnigen Tagen in einem unbeschatteten Bette vertrocknet. An einigen Stellen aber ist der Sand so durchlassend, daß das Wasser nie, außer bei Ueberschwemmungen, ihn bedeckt. Ich gerieth einst in große Ueberraschung, als ich nach einem stürmischen Regen in einen jener sandigen Theile des Flusses kam. Nicht lange nach Anbruch der Nacht, als unsere Karawane sich gelagert hatte,

Es würde weder anziehend, noch nützlich sein, wenn ich hier von allen Nebenflüssen der bereits erwähnten Hauptströme reden wollte. *) Ich muß nur noch bemerken, daß keiner derselben je für die Schifffahrt in bedeutendem Umfange benutzt werden kann.

Der Leser wird sich wahrscheinlich bereits ein ziemlich richtiges Bild von den Bodenerzeugnissen jener Gegenden gemacht haben, doch werden einige nähere Angaben nicht unwillkommen sein. In dem Hochlande desjenigen Gebietes der Vereinigten Staaten, das zwischen der Gränze des Staates Arkansas und den Croſſ Timbers liegt, findet man meist Eichen verschiedener Art, unter welchen diejenigen, die man Wasser-Eichen (Quercus aquatica) und „post-oak" nennt, vorwaltend sind, da diese, besonders die erstgenannten, den Prairieen-Bränden allein Widerstand leisten zu können scheinen und daher längs der Prairieen-Gränze häufig vorkommen. Die Wasser-Eiche hat ein schwärz-

---

sammelte sich eine finstere Wolke am westlichen Himmel, welche, von einem Sturmwinde gejagt, sich bald auf uns herabsenkte, und es folgte eine jener furchtbaren Entladungen von Donner, Blitz und Regen, welche die Stürme in den Prairieen, wie unter den Wendekreisen, so schrecklich machen. Schloßen von der Größe eines Truthennen-Eies und Regengüsse überschwemmten bald die ganze Umgegend, und die Ufer des Flusses wurden so schnell überfluthet, daß wir die größten Anstrengungen machen mußten, um die im Thale eingepfählten Maulthiere vor dem Ertrinken zu sichern. Als wir am nächsten Morgen über den Landrücken einer Flußkrümmung gezogen waren und uns wieder am Stromufer befanden, waren wir erstaunt, nur in dem feuchten Sande und einigen schnell auftrocknenden Lachen die einzigen Spuren der Ueberschwemmung zu finden. In diesem sandigen Bette des Cimarron und ähnlichen sogenannten trockenen Flüssen verschaffen sich die Reisenden Wasser, indem sie einige Fuß tief Becken eingraben, in welche das Wasser aus dem gesättigten Sande sickert.

*) Die bedeutendsten sind auf der Karte zum ersten Bande angegeben.

liches, dürftiges Ansehen und rauhe Aeste, was zum Theil darin seinen Grund hat, daß sie so oft von den Prairie-Feuern versengt wird. An den Flüssen finden wir gemischt die Ulme, die Vogelkirsche, den Paccan, (oder die Illinois-Nuß), die Esche, den Wallnußbaum, den Maulbeerbaum, den Kirschbaum, den Persimmon (oder die Dattelpflaume, Diospyros virginiana), den Baumwollenbaum, den weißen Bergahornbaum, die Birke, mit Abarten der Hickory-Nuß (Inglans alba), des Gummibaumes, der Korneel-Kirsche (dogwood, Cornus Florida) und anderer. All diese Bäume, mit Ausnahme des Paccan, des Gummibaumes und der Korneel-Kirsche, findet man auch westlich vom Missouri, wo zwar das Hochland fast ganz aus Prairieen besteht, in den Thälern aber der üppigste Pflanzenwuchs vorkommt.

In vielen der fruchtbaren Flachlande vom Canadian bis zum Red River, auf einer Strecke von beinahe 200 Meilen westlich von der Gränze, wächst das berühmte „bois d'arc", wörtlich Bogen-holz, in verderbter Aussprache gewöhnlich „bowdark" genannt. Die Franzosen gaben ihm jenen Namen, weil es sich besonders zu Bogen eignet. Dieser Baum hat zuweilen einen Stamm von zwei bis drei Fuß im Durchmesser, da er aber sehr viele Aeste hat, so ist er selten über vierzig bis funfzig Fuß hoch. Die Blätter sind groß und der Baum trägt eine Frucht, die der Pomeranze nicht unähnlich, aber rauher und größer, von vier bis fünf Zoll im Durchmesser ist, jedoch nicht zur Nahrung dient. Das Holz hat eine schöne gelbe Farbe, und wiewohl grob, ist es doch der Politur fähig. Es ist eines der härtesten und dauerhaftesten Hölzer und wird häufig von Wagnern und Mühlenbauern gebraucht, wie auch von den wilden Indianern, die aus den jüngeren Schößlingen Bogen machen.

Am Arkansas, besonders an seinen südlichen Nebenflüssen westlich bis zum Verdigris, und aufwärts an den Zuflüssen des Red River, bis fast zum falschen Washita, sind die Flachlande meist mit Zuckerrohr bedeckt, und in den südlichen Gegenden,

ungefähr in derselben Entfernung westlich, kommt häufig der Sassafras vor, der hier überall in jedem Boden wächst.

Die berühmte, oft erwähnte Waldung Croſſ Timbers erstreckt sich vom Flusse Brazos oder vielleicht vom Colorado in Texas über die Quellen des Trinity hinaus, geht über den Red River oberhalb des faschen Washita und dann nordwestlich zur rothen Gabel des Arkansas,*) wo nicht noch weiter. Es ist ein rauhes Hügelland, und wiewohl nicht aus ansehnlichen Höhen bestehend, scheint es doch eine Verlängerung der Kette niedriger Berge zu sein, die nördlich von Bejar und Austin in Texas streicht. Diese Waldung hat eine Breite abwechselnd von fünf bis dreißig Meilen, und sie schneidet die Verbindung zwischen den inneren Prairieen und den großen Ebenen gänzlich ab. Man kann sie als die Einfassung der großen Prairieen betrachten, da sie einen fortlaufenden Streif bildet, der aus verschiedenen Arten von Strauchholz besteht, z. B. Wasser-Eiche, und an einigen Stellen Hickorynuß, Ulme, u. s. w., untermischt mit einer sehr kleinen Zwerg-Eiche, welche die Jäger Schienbein-Eiche (shin-oak) nennen. Die beständigen Prairie-Brände scheinen den kleinen Wuchs der Bäume zu verursachen; denn da das Holz fast jährlich umkommt, so wird es beständig durch Schößlinge von Strauchholz ersetzt, und bei jeder Wiedererzeugung immer dichter. In einigen Gegenden aber sind die Eichen von so ansehnlicher Größe, daß sie den Bränden widerstehen können. Das Strauchholz ist an vielen Stellen mit wildem Wein und Hagbutten verflochten und bildet fast undurchdringliche Dickige, welche den wilden Thieren wie den wilden Indianern zu Verstecken dienen. Südlich vom Canadian springt ein Zweig dieser Waldung westwärts vor, geht dann über den Strom, und nachdem er gegen hundert Meilen sich erstreckt hat, senkt er sich nordwestlich über die Nord-Gabel hinaus, bis er sich end-

*) Unter 36° 30′ nördlicher Breite.

lich in den großen sandigen Ebenen jener Gegenden verlieren mag.

Diese Waldung ist meist gut bewässert und mit reizenden und fruchtbaren Strichen untermischt. Die flachen Ufer der Nebenflüsse des Red River, selbst in einiger Entfernung westlich von den Croſſ Timbers, und vielleicht fast bis an die Gränze der Vereinigten Staaten, sind meist sehr fruchtbar und mit schmalen Streifen von Ulmen, Vogelkirschen, Nußbäumen, Hickory, Maulbeerbäumen, Eichen und anderem üppigen Pflanzenwuchse bedeckt. Weiter nördlich aber und westlich von den Croſſ Timbers sind selbst die Flußufer fast nackt. Der Cimarron ist auf einer Strecke von mehr als hundert Meilen ganz unbeholzt, und der Arkansas, obgleich ein so großer Strom, ist auffallend dürftig mit Holz bewachsen. Das südliche Ufer, welches durch eine Kette von Sandhügeln, die sich zweihundert Meilen längs demselben erstreckt, gegen die Prairie-Brände geschützt wird, ist nicht so nackt als das nördliche, wiewohl es auch hier in den Buchten und Krümmungen des Flusses nur mit spärlichen Streifen von Baumwollenbäumen bewachsen ist. Auf den zahlreichen Inseln, die aus dem Bette des Arkansas sich erheben, wächst das meiste Holz, doch nur der Baumwollenbaum, aber es giebt meilenlange Strecken, wo nicht ein Baum zu sehen ist. Die Ufer des Canadian sind eben so nackt, und da dieser Fluß nicht so viele Inseln hat, so hat er ein noch öderes Ansehen. Man findet in der That fast nur den Baumwollenbaum, und auch diesen nur sehr dünn zerstreut, an den Flüssen in den meisten westlichen Prairieen.

Ohne Zweifel wird durch die Prairie-Brände der Holzwuchs auf den meisten westlichen Hochlanden gehindert. Die Streifen und Einfassungen, die ihrer Wuth entgangen sind, wurden durch die angränzenden Ströme geschützt. Man könnte glauben, daß die Prairieen lange nach der Entdeckung von Amerika sich bis zu den Ufern des Mississippi erstreckt haben. Marquette, der im Jahre 1673 diesen Strom hinabfuhr, be-

merkte, nachdem er unterhalb der Mündung des Ohio war: „Die Ufer des Stromes waren mit hohen Bäumen bedeckt, die uns hinderten, das Land zu überschauen, wie wir es seither gethan hatten, aber das Gebrüll der Ochsen (Büffel) ließ uns schließen, daß die Wiesen sehr nahe waren." Es giebt in der That südwestliche Landstriche, die jetzt dicht mit stattlichen Bäumen bedeckt sind, aber einst, wie die ältesten Bewohner sich erinnern, so nackt als die Prairieen waren, und das Ansehen der Bäume in vielen anderen Gegenden zeigt uns, daß sie kaum ein Jahrhundert alt sind. Wir sehen jetzt den Holzwuchs auf den Prairieen sich verbreiten, überall, wo die verheerenden Brände aufgehört haben.

Die Hochebenen scheinen zu dürr und unfruchtbar zu sein, als daß sie Holz erzeugen könnten, aber Umwandelungen in den Naturwirkungen könnten auch wohl Veränderungen in der Beschaffenheit der Jahreszeiten hervorbringen. Warum dürften wir nicht voraussetzen, daß die wohlthätigen Einflüsse der Gesittung, der ausgebreitete Anbau des Bodens zur Vermehrung von Regengüssen beitragen könnten, wie sie gewiß die Quellen vermehren? Müßten nicht schattige Gehölze, wenn sie sich über die Prairieen ausbreiteten, auch ihre Wirkung auf die Jahreszeiten haben? Alte Ansiedler behaupten wenigstens, daß die dürren Jahreszeiten jetzt weniger drückend im Westlande sind. In Neu-Mejico versicherte man uns, daß die Regengüsse in den letzten Jahren weit häufiger geworden wären, eine Erscheinung, die der Volksaberglaube der Ankunft der Händler aus Missouri zuschreibt. Dürften wir daher nicht die Hoffnung hegen, daß diese unfruchtbaren Gegenden doch noch neu belebt und befruchtet werden, und eines Tages blühende Ansiedelungen das Land bis zu dem Felsengebirge bedecken könnten?

Mit Früchten sind die Prairieen nicht reichlich versehen. Westwärts von der Gränze, in einer Strecke von beinahe zweihundert Meilen, sind sie an vielen Stellen mit wilden Erdbeeren bedeckt, und in den Gehölzen längs den Strömen findet man

häufig Trauben, Pflaumen, Persimmon, Maulbeeren, Paccan, Vogelkirschen und andere Waldleckerbissen. Die jenseitigen hohen Prairieen aber sind sehr arm an Früchten. Die Stachelbirn wächst auf den meisten dürren Ebenen, sie ist aber weder wohlschmeckend noch gesund, obgleich die Reisenden bei dem Mangel an anderen Früchten sie oft essen. An den Armen des Canadian, an der Nord-Gabel des Arkansas und dem Cimarron giebt es hier und da viele vortreffliche Pflaumen, Trauben, Würgkirschen, Stachelbeeren und drei Arten von Johannisbeeren, schwarze, rothe und weiße. An den Schluchten und auf sumpfigem Boden, besonders in den östlichen Gegenden, findet man verschiedene Arten kleiner Zwiebeln, womit der Reisende sein frisches Fleisch würzt. Auch auf den Ebenen fand ich eine Zwiebelart, die wie Knoblauch schmeckte.

Die Blumen gehören zu den anziehendsten Erzeugnissen der Gränz-Prairieen. Diese schönen Wiesen tragen den buntesten Schmuck von den ersten Frühlingstagen, bis die Herbstfröste sie entkleiden. Ist der Winter vorüber, aber ehe der Graswuchs hervorkeimt oder andere Pflanzen aus der Erde zu blicken wagen, so sind die Prairieen an vielen Stellen mit einer Art von Erythronium bedeckt, einer hübschen kleinen Blume, die auf dem schon lockeren Boden zwischen zwei lanzenförmigen Blättern hervorsprießt und bald in voller Blüte steht. Das Blumengebiet aber erstreckt sich nur zweihundert Meilen jenseit der Gränze, und die Hochebenen sind fast so arm an Blumen als an Früchten.

Das Klima ist in den meisten Theilen der Prairieen unstreitig ungemein gesund, denn schwerlich kann man eine reinere Luft finden. Die kalten Regengüsse der nassen Jahreszeit aber und der noch kältere Winterschnee, mit den lästigen Winden, die fast zu allen Zeiten herrschen, machen die Prairieen oft sehr unangenehm. Man kann nicht wohl sagen, daß die Prairieen ihre regelmäßigen trockenen und nassen Jahreszeiten haben, aber der Sommer ist oft so trocken, daß, wenn nicht eine Verän-

derung in der Natur vorgeht, der Anbauer ohne Zweifel zur Bewässerung seine Zuflucht nehmen müßte. Derjenige Theil aber, der an die westliche Gränze der Vereinigten Staaten stößt und ungefähr zweihundert Meilen westwärts sich zieht, hat in jeder Beziehung gleiches Klima mit den Staaten Missouri und Arkansas. In den südlichen Gegenden kommen wohl Erkältungen und Fieber vor, aber der nördliche Theil ist so gesund als die gesundesten Hochlande in Missouri.

Elfter Abschnitt.

Thiere in den Prairieen. — Das Mustang. — Der Büffel. — Vortrefflichkeit des Büffelfleisches. — Wahrscheinliches Schicksal dieser Thierart. — Büffeljagden. — Der graue Wolf, den Büffeln verderblich. — Der Prairie-Wolf. — Abenteuer mit einem Wolfe. — Das Elen, das Rothwild und der Bär. — Die Antilope. — Das Dickhorn. — Der Prairie-Hund. — Eulen und Klapperschlangen. — Der gehörnte Frosch. — Vögel und Bienen.

Man hat den Thieren in den Prairieen wahrscheinlich mehr Aufmerksamkeit zugewendet als anderen Gegenständen der Naturgeschichte. Dieß ist nicht ganz darin gegründet, daß die Thiere in den Prairieen ein besonderes Interesse haben, aber sie bilden einen so wesentlichen Theil der Gesellschaft des Reisenden, der unter ihnen wandert, daß er sie fast eben so sehr schätzt als seine Mitbürger im gesitteten Leben. In der That bilden die Thiere vorzugweise die Gesellschaft in den Prairieen.

Das edelste Thier, das daher auch den Vorrang in meiner kurzen Uebersicht verdient, ist das Mustang *) oder das wilde Pferd. Da es von den Pferden herkommt, welche die ersten spanischen Ansiedler nach Amerika brachten, so hat es ohne

*) Mustang scheint das verderbte spanische Wort mostrenco (herrnlos) zu sein, die Mejicaner aber nennen die wilden Pferde **mesteñas**, was in einer seiner Bedeutungen mit **mostrenco** zusammenfällt.

Zweifel eine Mischung von arabischem Blute, weil es aber von Hausthieren abstammt, so findet man es verschieden gefärbt und zuweilen schön gescheckt. Es ist eine sonderbare Thatsache in der Einrichtung der Natur, daß alle wilden Thiere von derselben Gattung eine gleichförmige Farbe haben, nur mit gleichförmigen Unterschieden zwischen männlichen und weiblichen, während die Farbe der Hausthiere, Vierfüßler sowohl als Vögel, mehr oder weniger verschieden ist.

Die Schönheit des Mustang ist sprüchwörtlich. Eines dieser Thiere besonders ist bei den Jägern berühmt, und man erzählt von ihm wunderbare Geschichten. Es soll ein Hengst von mittler Größe gewesen sein, ganz ebenmäßig gebaut, milchweiß, nur mit schwarzen Ohren, ein natürlicher Schrittgänger, und so flink, daß es jedes Pferd hinter sich zurückließ, womit man es zu verfolgen suchte, aber ohne seinen Schritt zu ändern. Ich halte aber diese Geschichte für etwas fabelhaft, da nicht leicht jemand den Wohnplatz dieses Heldenpferdes angeben kann; man kennt es nach Gerüchten überall in den großen Prairieen. Der Trapper erzählt, dieses Mustang habe in der Nähe des Felsengebirges gewohnt, der Jäger versetzt es an den Arkansas oder in die Mitte der Ebenen, wogegen Andere es an der Gränze von Texas eine Meile in einer Minute laufen gesehen haben. Man darf sich daher nicht wundern, daß ein Geschöpf, das überall gewesen sein soll, nie gefangen worden ist.

Die wilden Pferde sind gewöhnlich gut gebaut, mit schönen und feinen Gliedmaßen, aber ihre Zierlichkeit ist von Reisenden sehr übertrieben worden, weil sie diese Thiere im Freien sahen, wo sie sich ihrer wilden und natürlichen Munterkeit überließen. Dann erscheinen sie in der That prächtig, sobald sie aber gefangen und gezähmt werden, schwinden sie meist zu gewöhnlichen Kleppern zusammen. Sehr oft sieht man in den Prairieen große Schaaren, zuweilen Hunderte beisammen, die in kurzer Entfernung von den Karawanen hüpfen und springen. Es hält zuweilen schwer, sie abzuhalten, sich unter die Thiere

des Reisenden zu stürzen, was äußerst gefährlich sein würde; denn sind sie einmal beisammen, so lassen sie sich nicht leicht auseinander bringen, besonders wenn die Zahl der Mustang weit größer ist. Es ist ein sonderbarer Umstand, daß das sanfteste Wagenpferd, und wäre es noch so ermüdet von der Reise, so bald es einmal unter einer Mustang-Heerde ist, oft in einigen Stunden die ganze unbändige Wildheit seiner ungezähmten Gefährten erlangt.

Das Mustang wird zuweilen auf eine grausame Weise gefangen. Man schießt es nämlich durch den oberen Rand des Halses über den Halswirbeln, und wenn die Kugel einen Hauptnerv trifft, stürzt das Thier augenblicklich zusammen, als ob es durch das Gehirn geschossen wäre, und bleibt einige Minuten ohne Besinnung liegen, während man es mit einem Stricke bindet. Bald erholt es sich und springt auf die Beine, sieht sich aber seiner Freiheit beraubt. Nachher wird das Thier leicht gezähmt, und die Wunde heilt, ohne einen Schaden zurückzulassen. Ein solcher Schuß aber ist so schwierig, daß viele Thiere bei dem Versuche getödtet werden. Geht die Kugel ein wenig zu tief, so zerschmettert sie einen Halswirbel und tödtet augenblicklich das arme Thier.

Gewöhnlich aber wird von den Mejicanern und Indianern das Mesteña mit der Strickschleuder, dem Lazo, gefangen. Man verfolgt die Thiere auf raschen Pferden, und auf diese Weise werden viele mit der Schlinge gefangen und gezähmt. In Tejas hat man das Mustang häufig gefangen, indem man bei dem Uebergangspunkte über einen Fluß eine starke Hürde anlegte, in welche man sie scheuchte und dann fing. Auf den Ebenen gelang es mir einst, einen schönen Mustang-Hengst von seiner Heerde zu trennen, worauf er sogleich zu unseren Pferden sich gesellte und von einem Mejicaner mit der Schlinge gefangen wurde. Als das Mustang am Ende des Strickes hüpfte oder stehen blieb und majestätisch auf seine Besieger blickte, zog sein schönes Ebenmaß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und

unsere beßten Reitknechte schätzten es sogleich zu fünfhundert Dollars. Wie es schien, war es schon vorher gezähmt worden, denn es ließ sich bald den Sattel auflegen, und in einigen Tagen war es zu einem Gaul zusammengeschwunden, der kaum zwanzig Dollars werth war. Die Reisenden in den Prairieen haben sich oft genöthigt gesehen, Mustang-Fleisch zu essen, und wenn es jung und zart ist, hat man es schmackhaft genug gefunden, aber das Fleisch von ausgewachsenen Thieren soll sehr ranzig sein, besonders von fetten. Sie werden zuweilen von den Mexicanern des Oeles wegen gejagt, das von Lederarbeitern benutzt wird.

Der Büffel ist zwar nicht so zierlich und ebenmäßig gebaut als das Mustang, aber für den Reisenden in den Prairieen ein weit nützlicheres Thier. Man weiß, daß diese Thiere nur geringe Aehnlichkeit mit den Büffeln in Indien haben, daß sie aber von den Naturforschern für eine Art des Bison oder bos Americanus gehalten werden. Die Mexicaner nennen sie Cibolos, und gewiß würden Zweideutigkeiten vermieden werden, wenn man ihnen einen anderen Namen als Büffel gegeben hätte.

Ihre dunkle Farbe wird weit bleicher während der Zeit, wo sie lange Haare haben *). Man hat in den Prairieen oft einen weißen Büffel bemerkt, da aber, wie man sagt, die weiße Haut bei den geheimnißvollen Gebräuchen vieler nördlichen Indianerstämme gebraucht wurde, so hat dieß wahrscheinlich einen so großen Bedarf hervorgebracht, daß sie fast ausgestorben sind. Ihre ungewöhnliche Farbe hat man wohl als ein Naturspiel betrachtet, es ist aber wahrscheinlich, daß sie ungefähr in demselben Verhältnisse zu den schwarzen oder braunen Büffeln stehen, wie das schwarze Schaf zu dem weißen. Die Hörner des Büf-

---

*) Die Stiere verlieren das Haar gewöhnlich im Frühlinge, von den Schultern abwärts, aber nicht auf dem Vorderkopfe, wodurch sie ein ganz löwenartiges Ansehen erhalten.

fels sind kurz und schwarz und fast verborgen unter dem furchtbar zottigen, langen und wolligen Haare, das den Vorderkopf bedeckt, und dieß, wie auch der ziegenartige Bart und der häßliche Höcker, machen den Hauptunterschied zwischen ihnen und dem zahmen Rindvieh; sie sind in der That eine so nahe verwandte Gattung, daß sie sich zusammen paaren, obgleich ihre Nachkommen, wie das Maulthier, unfruchtbar sein sollen. Zwischen den männlichen und weiblichen Thieren findet man eine noch größere Ungleichheit der Gestalt als unter dem zahmen Rindvieh. Eine Büffelkuh ist ungefähr so schwer als ein gewöhnlicher Ochse, während ein großer fetter Stier doppelt so viel wiegt. Die Büffel leben sehr gern heerdenweise. In einigen Jahreszeiten aber halten sich die Kühe gern zusammen; zu anderen Zeiten sind sie meist in der Mitte der Heerde, während die Stiere, in beträchtlicher Entfernung, umher sich zerstreuen, offenbar in der Absicht, die Kühe und die Kälber zu hüten. An den Gränzen der Büffelweide begegnet man zuweilen kleinen Schaaren von Stieren, eine oder zwei Tagereisen weit, als ob sie der Hauptheerde zu Vorposten dienten.

Das Fleisch des Büffels ist so fein, als ich je etwas genossen habe, und der alte Jäger wird nicht eingestehen, daß irgend etwas darüber gehe. Der Umstand aber, daß in den Prairieen die Eßlust sehr geschärft wird und daß man gewöhnlich von gesalzenem Fleische gelebt hat, ehe man Büffelfleisch erhält, mag dazu beitragen, daß man es so schmackhaft findet. Das Fleisch ist gröber als Rindfleisch, saftiger, und Fettes und Mageres sind besser vertheilt. Auch ist es sehr leicht zu verdauen *) und hat sogar eröffnende Eigenschaften. Der Umstand, daß Stiere von jedem Alter, wenn sie fett sind, gute Speise geben, ist auch ein Beweis von der Vortrefflichkeit des Büffelfleisches. Die Stiere werden gewöhnlich für den Verbrauch im

*) Wie die Reisenden oft bemerkt haben, macht Büffelfleisch, so viel man auch davon essen möge, nie Beschwerden.

Winter und in der ersten Frühlingzeit ausgewählt, wo die Kühe, wenn sie nicht unfruchtbar sind, gewöhnlich mageres Fleisch haben, in den übrigen Jahreszeiten aber geben diese das fetteste und zarteste Fleisch. Das Euter ist ein Leckerbissen, der kaum der Zunge nachsteht. Was für den Trapper der Biberschwanz, das ist für den Jäger die Büffelzunge. Auch sind die Markknochen, das Schwanzstück und die Höckerrippen beliebt. Der Höcker besteht nicht aus einer knorpeligen Masse, wie man wohl behauptet hat, sondern aus senkrechten Rippen, die vom Rückgrat auslaufen und allmälich eine Krümmung über den Schultern bilden, während die mittleren Rippen zuweilen zwei Fuß lang sind. Das Büffelkalb ist selten gut, da es gewöhnlich mager ist, weil es von der Mutter sehr wenig Milch erhält und zu sehr von den Jägern und Wölfen gehetzt wird.

Der Büffel liefert den Prairie-Indianern fast ausschließend ihre Nahrung, wie auch die Bedeckung ihrer Hütten und meist ihre ganze Bekleidung, nicht weniger ihr Bettzeuch, Stricke, Beutel für ihre Speisen, Sehnen für ihre Bögen, Zwirn für ihre Schuhe und Beinbekleidung. Auch den zahlreichen Reisenden und den Jägern, welche die Weideplätze durchstreifen, geben die Büffel Nahrung. Würden sie aber bloß zur Nahrung erlegt, so würde ihre natürliche Zunahme vielleicht den Verlust ersetzen; die beständigen und muthwilligen Metzeleien aber, welche die Reisenden und Jäger unter ihnen anrichten, und die noch größeren Verheerungen, die von den Indianern gemacht werden, nicht bloß des Fleisches wegen, sondern oft nur um die Häute und die Zungen zu erhalten, die sie an die Kaufleute leicht absetzen — all diese Umstände vermindern schnell ihre Anzahl und müssen endlich ihre gänzliche Vertilgung auf dem Westlande herbei führen. Man glaubt, daß jährlich aus den Prairieen und dem angränzenden Weidegebiete gegen hunderttausend Büffelkittel ausgeführt werden, und die Anzahl der muthwillig oder nur der Nahrung wegen getödteten Thiere ist ohne Zweifel noch größer, da die Häute kaum ein halbes Jahr lang zur Kleidung

tauglich sind. Die große Ausdehnung der Prairieen, auf welchen die Büffel jetzt weiden, ist kein Grund gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer gänzlichen Vertilgung, wenn man bedenkt, daß sie, wie die ältesten Ansiedler sich erinnern, fast eben so zahlreich östlich vom Mississippi gefunden wurden als heutiges Tages in den westlichen Prairieen, und wir wissen aus der Geschichte, daß sie einst bis an die Küste des atlantischen Meeres streiften. Noch vor dreißig Jahren waren sie häufig in den Staaten Missouri und Arkansas, jetzt aber sieht man sie selten in geringerer Entfernung als zweihundert Meilen von der Gränze. Auf den Hochebenen haben sie in den letzten zehn Jahren merklich abgenommen. Noch immer aber ist die Zahl der Büffel in den Prairieen unermeßlich; da sie jedoch gern in großen Haufen von Ort zu Ort wandern, so geschieht es zuweilen, daß man mehre Tage lang reisen kann, ohne einem einzigen zu begegnen, an anderen Stellen sieht man aber oft auf einen Blick viele Tausende.

Die Indianer und die Mejicaner jagen die Büffel meist mit Bogen und Pfeil. Zu diesem Zwecke richten sie ihre schnellsten Pferde dazu ab, den Büffel dicht zu verfolgen, und wenn sie nahe genug sind, durchbohren sie, fast nie fehlend, ihn mit ihren Pfeilen, gewöhnlich hinter den kurzen Rippen, die vorn vorstehen, worauf der Büffel schnell entkräftet niederstürzt. Wenn ein Pfeil nicht gut gerichtet gewesen ist, oder nicht tief genug eindringt, und wohl auch, wenn er in's Leben gedrungen ist und noch ein Pfeil abgeschossen werden muß, reitet der Jäger zuweilen nach und zieht ihn heraus, während das Thier noch läuft. Ein rüstiger Indianer schießt nicht selten seine Pfeile mit solcher Kraft ab, daß ich einen Pfeil, dreißig Zoll lang, ganz in den Leib eines Büffels dringen sah, und Jäger haben mir versichert, daß die Pfeile, wenn sie nicht auf die Knochen trafen, mitten durch den ungeheueren Leib gingen und auf der anderen Seite herausfielen.

Die Gewandtheit, welche diese wilden Jäger in der Erlegung der Büffel erlangen, ist wahrhaft erstaunlich. Als einst in den Prairieen ein Haufen Witchita=Indianer neben uns gelagert war, ließ sich eine Büffelheerde in der Nähe sehen, und ich bat einen Häuptling, mein Pferd zu nehmen und einen Büffel zu schießen, den ich mit ihm theilen wollte. Der Vorschlag gefiel ihm; er nahm seine Pfeile, stieg auf mein Pferd, das nicht schnell und sehr mager war, und den Büffeln nachjagend, hatte er in einigen Minuten schon zwei niedergeschossen, und zwei entkamen so schwer verwundet, daß er sie mit geringer Anstrengung auch hätte erlegen können. Die Comanche=Indianer aber sind in der Büffeljagd noch weit gewandter als die übrigen Stämme. Die mejicanischen Ciboleros sind in dieser Jagd gewiß nicht weniger geschickt als die Indianer. Ich ging einst auf die Jagd mit einem Cibolero, der, außer einem Bogen und Pfeilen und einem Fleischermesser, keine Waffen hatte. Als er eine Büffelheerde erspähte, spornte er sein Pferd, und obgleich ich ihm folgte, so schnell als ein Maulthier traben konnte, so hatte er den Büffel doch schon abgehäutet, als ich ihn nach einer Jagd von zwei bis drei Meilen einholte. Dieß war allerdings eine ungewöhnliche Schnelligkeit, denn meist lebt das Thier noch eine Weile, nachdem der tödtliche Pfeil es getroffen hat.

Der erfahrene Jäger wählt sich den beßten Büffel als sein Opfer, und nachdem er ihm eine tödtliche Wunde versetzt hat, sucht er einen anderen aus und so weiter, bis die Ebene zuweilen im eigentlichen Sinne mit todten Thieren bedeckt ist.

Wie es scheint, hat der Hauptmann Bonneville sich höchlich gewundert, daß während seiner Reise durch das Felsengebirge einige Indianer ohne Flinte oder Pfeile und nur mit einer alten Lanze Büffel getödtet hatten, und ohne Zweifel irrte er in der Vermuthung, daß sie eine Büffelheerde in vollem Galopp gejagt hätten, bis sie entkräftet gewesen wäre, wo sie den Thieren dann leicht den Todesstoß geben konnten. Indianer sowohl als Mejicaner jagen aber oft mit einer langen Lanze, womit sie,

wenn das Pferd gut abgerichtet ist, die Büffel leichter tödten als mit Bogen und Pfeil. Ein geübter Lanzner dringt auf einen Haufen ein, und seitwärts reitend, durchbohrt er einen Büffel nach dem anderen, bis mehre niedergestreckt sind. Haben sie weder Bogen noch Lanze, so jagen sie mit der Flinte, aber selten so glücklich als mit jenen Waffen. Die Amerikaner jagen den Büffeln lieber mit der Reiter-Pistole nach, aber der Indianer tödtet doppelt so viele mit seinem Pfeile oder seiner Lanze. Zuweilen wird der Büffel auf dieser Jagd gefährlich, denn wenn seine Wunden ihn wüthend machen, springt er oft verzweifelt auf seinen Verfolger los, und wenn das Pferd nicht gut abgerichtet ist, werden ihm die Eingeweide herausgerissen, während der Reiter dem Büffel preisgegeben ist, wie man es zuweilen erlebt hat. Ist aber das Pferd gewandt, so wird es dem Büffel wie ein geschickter Fechter ausweichen.

Büffelkälber, nicht aber ausgewachsene Thiere, werden von Mejicanern und Indianern mit dem Lazo gefangen, wenn sie aber von ihren Müttern und von der Heerde während der Jagd getrennt sind, folgen die kleinen Thiere nicht selten den Pferden der Jäger bis in das Lager, so zahm, als wenn sie bei ihren Müttern wären. Hat man zahme Kühe im Lager, so können die Kälber ohne Mühe aufgezogen werden.

Einige nördliche Indianer, besonders die Assinaboins, fangen, wie man sagt, die Büffel auf eine eigenthümliche Weise. Es wird an einem passenden Platze eine starke Verpfählung gemacht, und nachdem ihre Aerzte *) geheimnißvolle Gebräuche verrichtet haben, gehen sie an's Werk. Die Büffel werden nach der Hürde getrieben, während ein Indianer, in eine wollige Haut gekleidet, in einiger Entfernung voran läuft. Sehen ihn die Thiere, so halten sie ihn für einen Büffel und folgen ihm in die Hürde. Sind sie einmal in der Einfriedigung eingefangen, so erlegen die Indianer sie mit ihren Pfeilen, weil sie angeblich

*) Siehe unten Abschnitt XIV.

glauben, daß es den großen Geist beleidigen und künftige Jagden unglücklich machen würde, wenn sie das gefangene Wild mit Feuergewehren erlegten.

Die Hinterwäldler ziehen allen anderen Jagden die Schleichjagd vor, indem sie zu Fuße mit dem Rifle den Thieren nachschleichen. Man kann sich dem Büffel weit leichter nähern als dem Rothwild. Sieht der Jäger eine Heerde gelagert oder ruhig weiden, so kriecht er ohne Schwierigkeit hinter einer Erhöhung, einem Strauche oder dickem Grase ihr entgegen, vorausgesetzt, daß er den Wind von ihr hat, wie die Jäger sagen, d. h. wenn der Wind von den Büffeln herweht. Im umgekehrten Falle aber wird er es unmöglich finden, sich ihnen zu nähern, wie sicher er sich auch vor ihren Blicken verborgen haben mag. Ihr Geruch ist so fein, daß sie sich mehr darauf zu verlassen scheinen als auf ihr Gesicht; denn wenn Büffel aus irgend einer Gegend aufgeschreckt werden, so richten sie ihren Lauf gegen den Wind, um unterwegs die Witterung von dem Feinde zu haben. Ist es dem Jäger gelungen, seinen ersten Schuß abzufeuern, so kann er oft mehre Büffel aus derselben Heerde erlegen; denn wenn die Büffel ihn weder sehen, noch wittern, so hören sie das Gewehr knacken und sehen ihre Gefährte einen nach dem anderen niederfallen, ohne darauf zu achten, ausgenommen, daß sie die Köpfe aufrichten und vielleicht bei jedem Schusse ein wenig stutzen. Es könnte scheinen, daß sie glauben, die gefallenen Thiere hätten sich nur zur Ruhe niedergelegt, und daß sie dieselben nicht gern verlassen möchten. Einst sah ich am Cimarron zehn bis zwölf Büffel in geringer Entfernung von einander auf der Erde liegen, die einige unserer Jäger aus derselben Heerde niedergeschossen hatten. Hätte nicht die Annäherung der Karawane die Thiere aufgeschreckt, so würde man vielleicht noch eben so viele erlegt haben.

Ein geübter Jäger schleicht zuweilen auf einer ganz flachen Ebene gegen eine Büffelheerde. Da ihr Gesicht wenigstens nicht scharf ist und immer mehr oder minder durch das zottige Stirn-

haar verdunkelt wird, so bemerken sie kaum beim Weiden einen sich nahenden Feind, wenn anders nicht der Wind ihnen die Witterung bringt. Der Jäger ist daher darauf bedacht, den Wind von ihnen zu haben, und kriecht langsam und dicht auf der Erde fort, bis er in der Schußweite ist. Hat er den ersten Büffel erlegt, so entfernen sich die anderen vielleicht auf eine kurze Strecke, und er nähert sich ihnen dann zuweilen hinter dem getödteten Thiere und schießt mehre andere.

Die Büffel haben ein ungemein zähes Leben. Ist einer auch tödtlich verwundet, so scheint er doch oft nicht verletzt zu sein und gar nicht fliehen zu wollen, sondern krümmt seinen Schwanz und trabt weiter, als ob er nichts fühle oder fürchte. Läßt man ihn aber ungestört, so schwankt er und fällt in einigen Augenblicken todt nieder; wird er aber aufgereizt, so läuft er zuweilen meilenweit, ehe er fällt. Ich sah einst, wie eine Jagdgesellschaft einen verwundeten und wüthenden Büffel umringte, in geringer Entfernung viele Schüsse abfeuerte, die alle auf das Herz gezielt waren, aber dem Anscheine nach ohne alle Wirkung; sobald aber die Wuth des Thieres sich abgekühlt hatte, stürzte es augenblicklich todt nieder. In solchen Fällen zielt der ungeübte Jäger oft auf das Gehirn, aber ohne Erfolg. Der Schädel ist so dick und das wollige Haar auf dem Vorderkopfe so verflochten, daß nie eine Kugel in das Gehirn eines Büffelstieres dringt.

Der Schleichjäger muß auf seiner Hut sein; denn der verwundete Büffel setzt sich leicht zur Wehre, wenn sein Feind ihm zu nahe kommt. Bei einiger Geistesgegenwart aber kann man diesen Angriffen leicht ausweichen. Macht das Thier einen Satz, so braucht der Jäger nur plötzlich auf die Seite zu springen, da der Büffel meist in gerader Linie vorübergeht. Ich habe nie von ernstlichen Zufällen dieser Art etwas gehört; doch sind in solchen Fällen manche furchtbar scheinende, aber lustige Ereignisse vorgekommen.

Nur ein verwundeter Büffel jedoch wagt einen Angriff; selbst die zahlreichsten Heerden, auch im wildesten Laufe, lassen sich durch einen einzigen Menschen leicht ablenken, der ihnen gerade in den Weg kommt, wiewohl einige Reisende das Gegentheil behauptet haben. Ich lag einst im hohen Grase auf dem geraden Wege eines aufgeschreckten Haufens, und als ich auf die Thiere bei ihrer Annäherung feuerte, flohen sie bestürzt nach beiden Seiten. Ihre Annäherung ist jedoch etwas furchtbar; ihr donnernder Trab über die trockene Ebene, ihre löwenartigen Stirnen und herabhangenden Bärte, ihr offener Rachen und die heraushangende Zunge, ihr Schnauben bei jedem Satze, den Tönen eines Dampfwagens gleich, können anfänglich wohl Furcht einjagen.

Der Gang der Büffel ist ein plumper Galopp, und jeder gewöhnliche Klepper kann sie auf der Jagd leicht einholen. Die Kühe sind gewöhnlich schneller als die Stiere. Reisende haben die Bemerkung gemacht, daß der Büffel ganz anders als die übrigen vierfüßigen Thiere vom Boden aufspringt. Das Pferd erhebt sich zuerst auf den Vorderfüßen, die Kuh auf den Hinterfüßen, der Büffel aber scheint mit allen vier Beinen zugleich aufzustehen.

Die amerikanischen Jäger sowohl als die Indianer legen den Büffel, um ihn auszuschlachten, gewöhnlich auf den Bauch und fangen mit dem Rücken an. Haben sie die Höckerrippen, die Schwanzstücke und einige andere erlesene Bissen sich zugeeignet, so lassen sie den Ueberrest gewöhnlich für die Wölfe liegen. Die Haut wird hauptsächlich zu Büffelkitteln gebraucht, aber die Indianer benutzen sie dazu nur im Herbst und Winter und dann auch selten anders als von Kühen und Stieren, da das Haar zu jener Zeit lang und wollig ist. Ich habe nie gesehen, daß Büffelhäute gegerbt waren, und sie scheinen zu porös und schwammig zu sein, um vestes Leder geben zu können. Wären sie etwas werth, so könnte man mehre tausend Häute sichern, die jährlich den Wölfen auf den Prairieen überlassen werden.

Obgleich der Büffel das größte Thier in den Prairieen ist, so hat er doch keineswegs über die anderen Mitbewohner der Ebene die Herrschaft, die vielmehr dem großen grauen Wolfe zusteht. Zwar ist dieser nicht viel größer als der Wolf in den Vereinigten Staaten, aber weit wilder. Häufig findet man dieselbe Gattung im nördlichen Mexico, wo diese Wölfe oft Pferde, Maulthiere und Rindvieh tödten, und in den Prairieen richten sie große Verheerungen unter den Büffeln an. Man erzählt viele merkwürdige Geschichten von den Listen und Mitteln, die diese Thiere zur Sicherung ihrer Beute anwenden. Wie man versichert, sammeln sie sich in Haufen und jagen abwechselnd einen Büffel, bis er ermattet ist, vereinigen sich dann wieder und machen ihm ein Ende; nach anderen Berichten aber schnappen sie, während sie den Büffel hetzen, nach der weit heraushangenden Zunge, bis sie abgerissen ist, worauf dann das Thier, weil es nicht mehr fressen kann, vor Hunger ermattet und bald überwältigt wird; und wieder andere erzählen, daß der Wolf im Laufe die Beine und Kniefl echsen des Büffels zernagt und zerfleischt, bis er seinen Gegner entkräftet hat, und dann der Trupp ihn tödtet. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Wölfe viele der größten Büffel überwältigen, wobei sie vielleicht verschiedene Mittel anwenden und ohne Zweifel auch das zuletzt erwähnte, denn ich habe selber Büffel mit grausam zerfleischten Schenkelmuskeln gesehen, unstreitig eine Folge solcher Angriffe. Büffelkälber werden immer das Opfer der Raubgier dieser Wölfe; sind aber Büffelheerden beisammen, so vertheidigen sie ihre Abkömmlinge mit großer Tapferkeit. Die Farbe dieses Wolfs ist zwar gewöhnlich schmuzig grau, zuweilen aber beinahe weiß. Ich glaube jedoch, daß die Verschiedenheit der Farbe hauptsächlich von dem verschiedenen Alter des Haares herkommt, und zum Theil auch von dem Alter des Thieres selbst. Die wenigen weißen Wölfe, die ich gesehen habe, waren mager, langhaarig und dem Anscheine nach sehr alt. Man findet diese

Wölfe in unermeßlicher Anzahl auf den Prairieen. Oft sieht man Schaaren wochenlang Karawanen, Jagdgesellschaften und wandernden Indianerhaufen folgen, nicht aber, wie der Schakal, um die Leichen auszugraben, wiewohl dieß auch zuweilen geschieht, sondern um sich von den zurückgelassenen Gerippen der Büffel zu nähren, die so oft muthwillig getödtet und verwüstet werden. Außer in diesen Fällen, sieht man sie selten anderswo als in der Nähe von Büffeln, und wenn daher der hungrige Wanderer Wölfen begegnet, so findet er darin eine gewisse Bürgschaft, daß seine Lieblingsnahrung nicht fern ist. So raubgierig diese Thiere aber auch sind, ich habe doch nie erfahren, daß sie Menschen anfallen; es möchte aber wahrscheinlich wohl geschehen, wenn sie sehr hungrig wären und eine günstige Gelegenheit sich zeigte. Ich werde nicht so leicht ein Abenteuer vergessen, das ich vor vielen Jahren an der Gränze von Missouri mit einem Wolfe zu bestehen hatte. Als ich am Rande der Prairieen ritt, erblickte ich einen der größten und grimmigsten Wölfe, der eben aus dem Westlande herabgekommen war und verzweifelt hungrig zu sein schien. Ohne Waffen, hob ich einen Knüttel auf und rüstete mich tapfer zum Angriffe. Der Wolf aber hatte nicht Lust zu fliehen, sondern kam mir kühn auf halbem Wege entgegen. Ich war bald wehrlos, da mein Knüttel auf dem Schädel des Wolfes zerbrach. Er griff alsbald nach den Beinen meines Pferdes, das aber von einem Kampfe nichts wissen wollte, auf die Seite sprang, mich über seinen Kopf warf und die Flucht nahm, während ich und der Wolf uns zu vertheidigen hatten. Kaum war ich wieder aufgesprungen, als mein Gegner seinen Angriff wiederholte, da ich aber unbewaffnet war und ihm nur durch die Einbildung einen Schreck einjagen konnte, so nahm ich meinen großen schwarzen Hut ab, den ich wie einen Schild brauchte und gegen seinen geöffneten Rachen hielt. Meine List hatte den gewünschten Erfolg. Der Wolf machte einige Sprünge gegen mich, schwenkte sich dann, trabte einige Schritte weg und

blieb stehen, um mich anzustieren. Ich fürchtete, er möchte sich besinnen und zu einem neuen Angriffe umkehren, und da ich einsah, daß ich bei dem Vergleiche den beßten Handel hatte, so machte ich mich entschlossen auf die Beine und ließ gern das Spiel unentschieden, obgleich ich selber dazu herausgefodert hatte.

Es giebt eine kleinere Gattung an der Gränze, der Prairie-Wolf, von den Mejicanern Coyote genannt *), und auch in den Prairieen in unermeßlicher Anzahl vorkommend. Er ist etwas kleiner als ein gewöhnlicher Hund, hat beinahe die Farbe des grauen Wolfes, und obgleich eben so raubgierig als die größere Art, so scheint er doch zu feig zu sein, starkes Wild anzufallen. Er nährt sich von den Ueberresten der Büffel, welche die Jäger und die größeren Wölfe getödtet haben, auch von kleinem Wilde, wie Hasen und Prairie-Hunde, und selbst von kriechenden Thieren und Insecten. Man sieht ihn stundenlang vor einem Hundeloche liegen, und sobald der kleine Inwohner herausblickt, stürzt der Feind auf ihn los. Man hat den Coyote den Schakal der Prairieen genannt, und einige Natur-

*) **Canis latrans**, eine Bezeichnung, wozu sein lärmendes Wesen ihn eignet. Clavigero sagt, der **coyote**, von den Mejicanern **coyotl** genannt, gleiche dem Wolfe in Gefräßigkeit, dem Fuchse in List, dem Hunde in der Gestalt, in anderen Eigenschaften dem Schakal, daher man ihn in Mejico zu verschiedenen jener Gattungen rechne, wiewohl er ohne Zweifel von allen verschieden sei. — Eine ähnliche Neigung bemerkt man unter den Bewohnern der Vereinigten Staaten, fast alle amerikanischen Thiere auf europäische Gattungen zurückzuführen, obgleich nur sehr wenige, in dem westlichen Vestlande wirklich heimische mit den Thieren der alten Welt in allen Beziehungen übereinstimmen. Es würde unstreitig den Reichthum und Wohlklang der Sprache befördert und die Unterscheidung der Gattungen erleichtert haben, wenn man, wie die Mejicaner, die indianischen Namen der einheimischen Thiere beibehalten hätte.

forscher zählen ihn wirklich zu dieser Thiergattung, doch wohl nicht angemessen, da er weit weniger von der Natur des Schakals als des gemeinen Wolfes hat. So lärmend aber der Schakal sein mag, er kann doch den Prairie-Wolf nicht übertreffen. Wie Bauchredner, lassen ein paar Wölfe ein Dutzend verschiedene Stimmen in so schneller Folge hören, Gebell, Geschnatter, Gekläff, Gewinsel und Geheul in so mannigfaltigen Tönen, daß man ein ganzes Schock derselben zu hören glauben könnte. Dieser Lärm und die langgezogenen kläglichen Töne des großen Wolfes machen zuweilen eine Nacht in den Prairieen wahrhaft scheußlich. Wie einige Jäger versichern, paaren sich der Coyote und der Hund. Wie dem auch sei, es ist nicht zu läugnen, daß die Hunde der Indianer ein wunderbar wölfisches Ansehen haben.

Man findet zuweilen sowohl das Elenthier als das Rothwild häufig am Arkansas, bis hinauf zu der nach Santa Fe führenden Straße, aber weiter westwärts von hier sind beide sehr selten, da diese Thiere nicht in die hohen Prairie-Ebenen ziehen. Weiter südlich aber in den Prairieen, die an die gestrüppvollen Nebenflüsse des Canadian und des Red River gränzen, ist Rothwild ungemein häufig, und man sieht zuweilen Heerden von Hunderten zusammen, aber in jenen südlichen Gegenden giebt es nur wenig Elenthiere.

An den buschigen Ufern jener Ströme, wie auch in den Croff Timbers, ist der schwarze Bär heimisch, der meist von Eicheln und anderen Früchten lebt. Die Reben und die Zweige der Zwergeichen und der Pflaumenbüsche sind in einigen Gegenden von den nach Früchten ausgehenden Bären so zerrissen und zerbrochen, daß ein Fremder glauben könnte, es habe ein heftiger Sturmwind unter ihnen gewüthet.

Die Gattung der Gazelle, die unter dem Namen Antilope bekannt ist, findet sich sehr häufig auf den Hochebenen. Dieses schöne Thier, das man als ein Mittelglied zwischen Reh

und Ziege betrachtet, steht dieser letzten Thierart weit näher. Es hat fast die Größe und auch ziemlich die Gestalt einer großen Ziege. Auch in den Hörnern ist es der Ziege ähnlich, da dieselben gleichfalls bleibend sind, aber sie haben eine geradere Gestalt und eine kurze auf der Stirne vorragende Zinke. In der Farbe gleicht die Antilope dem gemeinen Rothwild, doch sieht man einige weißliche Streifen auf jeder Seite des Körpers. Die Antilope zeichnet sich durch ihre Schnelligkeit aus. Sie hüpft nicht wie das Reh, sondern sie streift über den Boden, wie auf Schlittschuhen. Das schnellste Pferd wird sie selten einholen. Ich war einst Zeuge, wie man eine Antilope zu fangen suchte, die ein Hinterbein gebrochen hatte, aber sie ließ unser schnellstes Büffelpferd weit hinter sich zurück. Sie ist zu schnell, als daß man sie hetzen könnte. Ich habe gesehen, daß Hunde, die dieses Thier jagten, bald umkehrten, als ob sie sich geschämt hätten, so weit zurückzubleiben. Das Fleisch der Antilope ist wie Ziegenfleisch, ziemlich grob, und wird wenig geschätzt, daher giebt man sich auch nicht viel Mühe, das Thier zu fangen. Es ist eben so scheu als schnell und sehr schwer zu jagen, außer wenn es durch seine Neugier sich verlocken läßt. Begegnet die Antilope einem Fremden, so scheint sie ihn ungern zu verlassen, ehe sie ihn ganz ausgekundschaftet hat. Oft macht sie einen weiten Kreis um den Gegenstand ihrer Neugier und kommt gewöhnlich immer näher, bis sie in der Schußweite ist, während sie oft stehen bleibt, ihn anzusehen. Oft werden sie auch durch einen Scharlachrock oder ein an die Spitze eines Ladestockes bevestigtes rothes Taschentuch gelockt und dadurch zuweilen verleitet, in die Schußlinie des Jägers zu kommen. Dieses interessante Thier wird aber, wie der Büffel, jetzt in geringerer Entfernung als 200 Meilen von der Gränze sehr selten gesehen, obgleich es nach den Berichten früherer Reisenden in den Gegenden östlich vom Mississippi einst zu finden war.

Das Dickhorn, von den Mexicanern „carnero Cimarron" und von den Trappers zuweilen das Bergschaf genannt,

das in der Kette des Felsengebirges so häufig ist, findet man in den Ausläufern und Klippen des Hochlandes um die Quelle des Cimarron, der daher seinen Namen hat, wie auch in den Hochlandschluchten und anderen Theilen jener Gebirggränzen. Das Fleisch dieses Thieres soll vortrefflich sein und wird von vielen Jägern dem Wildpret vorgezogen. Das Dickhorn ist größer als das gemeine Schaf und hat statt der Wolle ein bräunliches Haar, dunkler als das Haar des Rothwildes, aber weißlich am Bauche. Es zeichnet sich durch seine großen, schneckenförmig gewundenen Hörner aus, die in Gestalt und Krümmung dem Horne des Schafes gleichen, aber zuweilen über drei Fuß lang sind und an der Grundfläche vier bis sechs Zoll im Durchmesser haben. *) Das Dickhorn ist berühmt wegen seiner Behendigkeit und seiner Gewohnheit, sich hinter den unzugänglichsten Bergklippen zu verbergen. Es scheint Vergnügen daran zu finden, am Rande der furchtbarsten Abgründe und überragender Felsen zu sitzen und zu hüpfen und von Felsen zu Felsen zu springen, ohne auf die gähnenden, mehre hundert Fuß tiefen Klüfte zu achten. Wird es verfolgt, so soll es sich nicht bedenken, von einer Klippe in ein mehr als hundert Fuß tiefes Thal zu springen, wo es, auf seine ungeheueren Hörner fallend, unverletzt wieder aufspringt, da sein Nacken dick und stark genug ist, den größten Stoß auszuhalten, den die Schwere des Thieres verursachen kann. Es ist so furchtsam, daß es selten in die Thäler hinabgeht, sondern auf den Felsenklippen, die Wölfen und anderen Raubthieren unzugänglich sind, sich nährt und schläft. Dieses Thier scheint Buffon's Mouflon an Farbe, Gestalt und Hörnern, aber in seinen Gewohnheiten der Gemse ähnlich zu sein.

---

*) Nach Irving mißt ein männliches Thier von der Nase bis zum Ende des Schwanzes fünf Fuß, der Schwanz ist vier Zoll lang, der Umfang des Leibes hat vier Fuß, und die Höhe beträgt drei Fuß acht Zoll.

Unter allen Thieren in den Prairieen aber ist bei weitem das merkwürdigste und keineswegs am wenigsten berühmte der kleine Prairie-Hund. Dieser sonderbare Vierfüßler ist nicht viel größer als das gewöhnliche Eichhorn, da sein Leib beinahe einen Fuß lang ist und der Schwanz drei bis vier Zoll mißt. Die Farbe geht von Braun in schmuziges Gelb über. Das Fleisch, obgleich oft von Reisenden gegessen, wird für unschmackhaft gehalten. Die früheren Reisenden nannten dieses Thier das bellende Eichhorn oder das Erdeichhorn,*) Namen, die wohl passender sind als der jetzt übliche. Sein Bellen, das dem Gebell eines Schooßhündchens gleicht, möchte seine einzige hündische Eigenschaft sein. Es scheint zwischen dem Kaninchen und dem Eichhorn zu stehen, da es wie jenes sich nährt und in Erdhöhlen wohnt, wie dieses hüpft und springt, aufrecht sitzt und ungefähr denselben Ton hören läßt. Einige Naturforscher haben den Prairie-Hund für eine Art des Murmelthieres (arctomys Ludoviciana) gehalten, aber er scheint mit diesem Thiere kaum eine andere Eigenschaft gemein zu haben, als daß er in Erdhöhlen wohnt. Einige haben zwar vermuthet, daß er, wie das Murmelthier, in der kalten Jahreszeit erstarre, und wie Long in seinem Reiseberichte bemerkt, sammlt er keine Wintervorräthe ein, aber dieß ist unstreitig ein Irrthum, da nach dem übereinstimmenden Zeugnisse mehrer Reisenden, die den Winter in den Prairieen zugebracht haben, die Prairie-Hunde, wie das Kaninchen und das Eichhorn, an milden Tagen aus ihren Löchern hervorkommen und daher ohne Zweifel einen Vorrath von Heu, fast die einzige Nahrung, die in der Nähe ihrer Wohnplätze zu finden ist, für den Winterbedarf einlegen. Ihre Erdhöhlen sind von Reisenden eine Hundestadt genannt worden, die aus einem Dutzend bis zu einigen tausend Höhlen in derselben Gegend besteht und oft einen Flächenraum von

---

*) Ground-squirrel, Sciurus striatus Americanus.

mehren Quadratmeilen bedeckt. Gewöhnlich wohnen sie auf vesten trockenen Ebenen, die mit feinem und kurzem Grase bewachsen sind, wovon sie leben, da sie ohne Zweifel ausschließend von Pflanzen sich nähren. Aber selbst in Gegenden, wo sie von langem und grobem Grase umgeben sind, scheinen sie es gewöhnlich in ihren Straßen zu zerstören, welche fast immer eine feine Grasart bekleidet, die ihnen schmeckt. Sie müssen nur wenig Wasser brauchen, oder trinken vielleicht gar nicht, da man ihre Städte oft, ja gewöhnlich, mitten in den dürresten Ebenen findet, wenn wir anders nicht voraussetzen, daß sie unterirdische Quellen aufgraben, wenigstens wühlen sie sich sehr tief in die Erde. Man hat versucht, sie auszugraben oder durch Wasser aus ihren Höhlen zu treiben, aber immer ohne Erfolg. Nähert man sich einer solchen Ansiedelung, so sieht man die kleinen Thiere in ihren Straßen hüpfen, von Höhle zu Höhle gehen, als ob sie Besuche machten, zuweilen einige in Haufen beisammen, gleichsam berathschlagend, hier das zarte Gras abweidend, dort ihre Wohnungen reinigend oder den kleinen Hügel vor den Höhlenöffnungen kehrend, aber immer ganz ruhig. Erblicken sie einen Fremden, so rennt jedes Thier zu seiner Wohnung, verweilt aber wohl vor dem Eingange und verbreitet allgemeine Unruhe, indem es, gewöhnlich aufrecht sitzend, ein wiederholtes gellendes Gebell hören läßt. Fällt aber ein Schuß oder kommt der Besucher zu nahe, so eilen sie in ihre Höhlen hinab und lassen sich nicht mehr sehen, bis die Ursache der Beunruhigung verschwunden zu sein scheint.

Zwei andere Thiere leben, wie man sagt, in Gemeinschaft mit dem Prairie-Hunde, die Klapperschlange und eine kleine Eule.*) Aber beide sind ohne Zweifel Eindringlinge,

*) Man hat sie die Coquinho-Eule genannt. Ihr Ton, natürlich oder nachgeahmt, gleicht sehr dem Kläffen des Prairie-Hundes.

die in den Erdhöhlen Zuflucht suchen und, wie man vermuthet, von den Jungen der Inwohner sich nähren. Die Klapperschlangen sind ungemein häufig auf jenen Ebenen. Sie werden zuweilen an einem Tage schockweise getödtet, sind aber ganz unschädlich; denn ich habe nie erlebt, daß ein Mensch von ihnen gebissen worden wäre, obgleich sie sogar in das Nachtlager der Reisenden kriechen. *) Die Maulthiere werden zuweilen, doch nur selten, von ihnen gebissen, wiewohl sie täglich über unzählige hinweggehen müssen.

Der gehörnte Frosch, wie neuere Reisende sie getauft haben, oder die gehörnte Eidechse, **) wie man sie früher richtiger genannt hat, ist das berühmteste und merkwürdigste kriechende Thier in den Ebenen. Wie den Prairie-Hund, findet man ihn nur in trocknen Gegenden, oft viele Meilen weit vom Wasser entfernt. Er lebt fast, wo nicht durchaus, ohne zu trinken, und nährt sich vermuthlich meist von Ameisen und anderen Insecten, wiewohl viele Mejicaner meinen, dieses Chamäleon, wie sie ihn nennen, lebe von der Luft. Man hat ihn mehre Monate ohne die mindeste Nahrung erhalten. Ich fing einst einige auf den westlichen Ebenen, die ich in einer Schachtel in eine der östlichen Städte brachte, wo ich sie mehre Monate aufbewahrte, ehe sie starben, ohne daß sie Nahrung oder Wasser genossen hätten, obgleich ihnen beides oft angeboten wurde. Der gehörnte Frosch ist zwei bis fünf Zoll lang, der Leib horizontal abgeflacht, eirund und ungefähr zwei Zoll breit in der Mitte. Der Rücken ist schön bunt gefärbt, weiß und braun und zuwei-

---

*) Ich habe es zwar nicht versucht, aber man behauptet, daß Schlangen nicht über ein auf dem Boden gezogenes Haarseil kriechen, und daß man sie dadurch von den Betten abhalten könne.

**) Man hat sie die runde Eidechse genannt. Sie scheint eine Art des Chamäleon zu sein, da sie einigen, wiewohl nur geringen Wechsel der Farbe zeigt.

len gelblich purpurfarbig. Der Bauch ist weißlich mit braunen Flecken. Das Thier erhielt seinen Namen von zwei kurzen Hörnern, die auf dem Kopfe hervorstehen, und man sieht auf dem Kopfe und auf dem Leibe noch andere kleinere hornige Hervorragungen. Es hat einen kurzen Schwanz, der ihm das Ansehen einer Eidechse giebt. Es ist ein sehr unschädliches Geschöpf und kann, so häßlich es aussieht und so tückisch es sich zuweilen gebärdet, ungestraft angetastet werden.

Vögel sind auf den Ebenen nur sehr selten zu finden, da sie meist beholzte Gegenden lieben. In den Cross Timbers und an allen gestrüppevollen Bächen giebt es sehr viele wilde Truthähne, welche oft durch die angränzenden Prairieen in großen Haufen ziehen. Jene Art des amerikanischen Haselhuhns, das man im Westlande das Prairie-Huhn nennt, findet sich sehr häufig an den Gränzen und richtet im Herbste große Verheerungen auf den Getreidefeldern in den Prairieen an. Selten sieht man diesen Vogel weiter als zweihundert Meilen von der Gränze. Eben dieß gilt von den Rebhühnern, die aber überall jenseit der Gränzen der Ansiedelungen sehr selten vorkommen. An den Flüssen giebt es verschiedene Arten von Gänsen und Enten, den Sandhügel-Kranich und den weißen Kranich, wie auch eine Art des Regenpfeifers und des Brachvogels. Rechnet man noch die Habichte und Raben hinzu, so hat man die meisten Vögel in den Prairieen aufgezählt. Schaaren von Raben folgen den Karawanen noch unabläßiger als die Wölfe.

Die Biene wird unter den westlichen Uransiedlern sprüchwörtlich als die Vorläuferin angloamerikanischer Bevölkerung bezeichnet. Die Ureinwohner an der Gränze haben diese Ansicht meist bestätigt, denn sie wußten, wie sie zu sagen pflegten, daß die Weißen nicht weit entfernt wären, sobald die Bienen sich unter ihnen zeigten. Dieses Zusammentreffen hat vermuthlich darin seinen Grund, daß die Wanderung der Bienen westwärts

mit der Wanderung der Ansiedler gleichen Schritt hält. Doch hat man noch keine Honigbienen, wie es scheint, weiter westwärts als bis zum Felsengebirge gefunden. Sie sind jedoch bis auf eine Entfernung von ungefähr dreihundert Meilen westlich der Gränzen von Missouri und Arkansas zerstreut, wo es Gehölze giebt, die ihnen ein passendes Obdach darbieten. Auf dem Wege nach Santa Fe jenseit Council-Grove hat man nur wenige gefunden.

Zwölfter Abschnitt.

Amerikas Ureinwohner. — Ueberlieferungen von ihrem Ursprung. — Uebereinstimmung der Glaubensansichten. — Verehrung der Sonne. — Die Shawnees. — Tecumseh. — Missionare und Erfolge der Katholiken. — Der Indianer-Himmel. — Begräbnißgebräuche. — Leichen auf Gestellen. — Aberglaube und Zauberei. — Vielweiberei und andere eheliche Verhältnisse. — Charakterverschiedenheit der Indianer. — Gastfreiheit. — Namen. — Stammverwandtschaft. — Furchtbare Verminderung der Indianer.

Man wird in einem Werke, welches so wenig Anspruch auf wissenschaftliche Genauigkeit und Vollständigkeit macht, kaum erwarten, daß die Bemerkungen, die ich nach meinem Plane über die Urbewohner des westlichen Amerika machen muß, kritisch oder umfassend sein sollen. Ich fühle jedoch, daß dieß ein Gegenstand ist, den ich nicht ganz unbeachtet lassen kann. Ich habe so viele Gelegenheiten gehabt, den Charakter und die Gewohnheiten der westlichen Indianer kennen zu lernen, daß ich glaube, eine kurze Nachricht von ihnen werde in mancher Hinsicht neu und für mehre meiner Leser anziehend sein. In dieser Voraussetzung werde ich auf den folgenden Blättern diejenigen Thatsachen mittheilen, welche den Reiz der Neuheit für sich haben und früher gemachte Mittheilungen zu bestätigen scheinen. Ich werde in diesem Abschnitte diejenigen Charakterzüge der Urbewohner darstellen, die am bemerkenswerthesten zu sein scheinen,

und in den folgenden viele Eigenschaften hervorheben, welche die auffallendsten Unterschiede zwischen ihnen bilden.

Man hat, so viel ich weiß, noch nie ein Urvolk entdeckt, das sich nicht geheimnißvolle Ahnen von einem mythischen Charakter beigelegt hätte. Es ist interessant, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen all diesen Systemen zu betrachten. Unter denjenigen Stämmen, die viel Verkehr mit den Weißen gehabt haben, ist zwar die Kosmogonie bedeutend mit den mosaischen Berichten verschmolzen worden, so daß es jetzt oft schwer ist, das Ursprüngliche von dem Eingeführten genau zu unterscheiden. Aber alle amerikanisch-indianischen Stämme haben mehr oder minder ihre Ueberlieferungen über diesen Gegenstand beibehalten. Die alten echten Choctaws z. B. erzählen, daß der Erstling ihres Stammes aus einer Höhle Nunnewaja, östlich vom Mississippi, hervorgegangen sei; aber diese Ueberlieferung hat nur wenig Anhänger unter den jungen Leuten und denjenigen von vermischtem Blute unter diesem Stamme. Man kann jetzt nicht leicht eine genaue Angabe von diesem angeblichen Ursprung erhalten, man kann aber einen Begriff davon sich verschaffen, wenn man eine ähnliche Ueberlieferung unter den Mandan-Indianern damit vergleicht, welche in dem Reiseberichte von Lewis und Clark mitgetheilt wird. „Das ganze Volk wohnte in einem großen Dorfe unter der Erde, nicht weit von einem unterirdischen See. Eine Rebe streckte ihre Wurzeln tief in diese Wohnungen hinab und gab ihnen eine Ansicht des Lichtes. Einige der kühnsten erkletterten die Rebe und waren erfreut über den Anblick der Erde, die sie mit Büffeln bedeckt und reich an Früchten aller Art fanden. Als sie die Trauben zurückbrachten, die sie gepflückt hatten, waren ihre Landsleute so entzückt über den Geschmack derselben, daß das ganze Volk sich entschloß, seinen traurigen Aufenthalt mit den Reizen der Oberwelt zu vertauschen. Männer, Weiber und Kinder erkletterten die Rebe, als aber ungefähr die Hälfte des Volkes auf die Oberfläche der Erde gekommen war und eine wohlbeleibte Frau

die Rebe hinankletterte, brach diese unter ihrer Last zusammen und versperrte ihr und dem übrigen Volke das Licht der Sonne."

Auch andere Stämme, außer den Mandan-Indianern, scheinen ähnliche Ansichten von ihrem Ursprunge gehabt zu haben. Wie ein älterer Reisender uns erzählt, glaubten die Osages, daß ihre Vorväter von einer Schnecke abstammten, welche, Mensch geworden, die Tochter eines Bibers heirathete und das gegenwärtige Geschlecht erzeugte. Die Aehnlichkeit der amerikanischen Indianer unter einander zeigt sich am auffallendsten in ihren religiösen Meinungen. Sie scheinen kein bestimmtes Glaubensbekenntniß zu haben, aber die meisten bekennen sich zu dem Glauben an eine erste Ursache, einen großen Geist, einen Herrn des Lebens, der die Geschicke der Welt regiert. Die verschiedenen Völker haben sich zwar nicht immer ihre Gottheit auf gleiche Weise bildlich vorgestellt, die meisten aber scheinen die Sonne als den schicklichsten Gegenstand ihrer Verehrung angesehen zu haben. „Nach dem Virachocha oder ihrem höchsten Gott," sagt Acosta von den Indianern in Peru, „beten die Ungläubigen gewöhnlich die Sonne an." Mehre Stämme in Mejico bekannten sich zu demselben Glauben,*) besonders die Bewohner von Neu-Mejico. Auch unter den Comanches und anderen wilden Stämmen in den Prairieen scheint dieser Glaube der vorherrschende zu sein; und bei den Choctaws und mehren anderen Gränzstämmen scheint die Sonne wenigstens in hoher Verehrung gestanden zu haben. Kein indianischer Stamm aber scheint der Quelle des Lichtes die besonderen Eigenschaften der Gottheit in höherem Grade zugeschrieben zu haben als die Shawnees. Sie sagen, daß die Sonne Alles belebe und daher

*) Clavigero behauptet von den Indianern in Mejico, daß sie ihren ersten Himmel, den Wohnsitz ihrer Krieger, das Sonnenhaus (la casa del sol) genannt haben, und sie beteten dieses Gestirn jeden Morgen bei Sonnenaufgang an.

offenbar die Gebieterin des Lebens oder der große Geist sei, daß alle Dinge ursprünglich aus dem Schooße der Erde erzeugt seien und daß diese daher die Mutter der Schöpfung sei. Ein glaubwürdiger Mann hat mir eine Anekdote von der Zusammenkunft des Indianers Tecumseh mit dem General Harrison erzählt, welche die Glaubensmeinungen der Shawnees sowohl als den Stolz und unabhängigen Geist jenes Häuptlings dieses Stammes bezeichnet. Als der General den Indianer zu sich eingeladen hatte, bat er ihn, sich zu setzen, und sprach: „Kommt, Tecumseh, und setzt Euch zu Euerem Vater!" — „„Ihr, mein Vater?"" antwortete der Häuptling mit finsterem Blicke. „„Nein, die Sonne dort ist mein Vater und die Erde meine Mutter, darum will ich mich auf ihren Schooß setzen."" Mit diesen Worten setzte er sich nach der Sitte der Indianer auf den Boden. *)

Die Shawnees betrachten die Sonne zwar als das Bild, wo nicht das Wesen des großen Geistes; viele aber glauben auch an einen bösen Geist, der alle bösen Dinge in der Welt hervorbringt und Allem entgegenwirkt, was der gute Geist geschaffen hat. Als dieser z. B. ein Schaf, eine Rose und heilsame Kräuter geschaffen hatte, setzte jener ihnen einen Wolf, einen Dornstrauch, giftige Pflanzen und Aehnliches entgegen. Sie scheinen auch an eine Art von Fegefeuer zu glauben, worin die Seelen böser Menschen gereinigt werden, ehe sie in ihr Elysium eintreten.

Der Gottesdienst aller Ureinwohner scheint hauptsächlich in Festen und Tänzen zu bestehen. Ein würdiger Missionar unter

---

*) Ich habe diese Anekdote später auch in Schoolcraft's Werke gefunden. (Schoolcraft's mündliche Ueberlieferungen zur Charakteristik der nordamerikanischen Indianer sind sehr anziehend. Er hatte vielfache Gelegenheit, eine genaue Bekanntschaft mit dem eigentlichen Wesen der Indianer zu erlangen, und durch seine Heirath mit einer Indianerin wurde er noch mehr in Stand gesetzt, interessante Züge mitzutheilen. L.)

den Shawnees erzählte mir eine Ueberlieferung, welche ihre Ansichten von einer anderen Welt und die Einrichtung ihres Gottesdienstes erklärt, und sie kann zugleich als eine Probe von den Ueberlieferungen vieler anderer Stämme gelten.

„In den Tagen der Vorzeit," sagen die Shawnees, „lebten einmal ein frommer Bruder und eine zärtliche Schwester, die durch innige Anhänglichkeit mit einander verbunden waren. Die Schwester erkrankte und starb und ward in die Geisterwelt geführt. Der gute Bruder war untröstlich und weigerte sich einige Zeit, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Er wünschte seiner geliebten Schwester zu folgen. Endlich entschloß er sich, sie aufzusuchen, und begann seine Pilgerfahrt, indem er sich gegen die untergehende Sonne wendete. Standhaft verfolgte er seinen Weg Tage und Monate lang, bis er endlich an eine Stelle kam, wo Himmel und Erde sich berührten, und da er eine Oeffnung fand, so stieg er in die Oberwelt hinan. Er nahm nun seine Richtung nach der aufgehenden Sonne und setzte seinen Weg über den Himmel fort, bis er zu der Wohnung seines Großvaters kam, was nur ein anderer Name für einen der guten Geister zu sein scheint. Dieser Weise, der die Absicht des Mannes kannte, gab ihm Arznei, um ihn in einen Geist zu verwandeln, damit er durch die himmlischen Höfe wandern könnte. Auch gab er ihm Anweisungen, wie er sich benehmen sollte und wo er seine Schwester finden würde. Er sagte, sie würde bei einem Tanze sein, und wenn sie aufstehen wollte, um an dem Vergnügen Theil zu nehmen, so sollte er sie ergreifen und in der Höhlung eines Rohres verbergen, das er ihm gab, und die Oeffnung mit dem Ende seines Fingers bedecken. Nach einer beschwerlichen Wanderung durch das Land der Geister fand der Bruder seine Schwester und verschloß sie in das Rohr, wie ihm vorgeschrieben war. Er kehrte dann in die Wohnung seines Großvaters zurück, der nun durch eine andere Arznei beide in leibliche Wesen verwandelte, damit sie ihre Brüder auf Erden besuchen könnten. Auch erklärte ihnen der

weise Mann die Geheimnisse des Himmels und die gottesdienstlichen Gebräuche, damit sie ihren Stamm darin unterrichten könnten. Als sie aufbrechen wollten, sagte ihnen der ehrwürdige Geist, der Weg, den der Bruder eingeschlagen hätte, wäre ein großer Umweg, und es gäbe einen weit näheren, und als er nun eine Fallthür im Himmel öffnete, sahen sie ihr heimatliches Dorf gerade unter sich. So stiegen die Geschwister hinab, und als sie in ihre Heimat zurückkehrten, wurde ein großes Fest gefeiert, verbunden mit einem festlichen Tanze nach den Belehrungen des Großvaters. So entstanden, sagt man, die heiligen Tänze und andere, jetzt übliche gottesdienstliche Gebräuche."

Da man glaubt, daß der Himmel der Indianer von der Geisterwelt der Weißen abgesondert und wesentlich verschieden sei, so hat diese Meinung einen ernstlichen Widerstand gegen die Bemühungen der Missionare hervorgebracht. *) In der Absicht,

*) Bei den Shawnees giebt es vier Missionen, nämlich Methodisten, Baptisten, Herrnhuter und Quäker. Auch unter den Gränzstämmen giebt es Missionare verschiedener Glaubensparteien, deren Bemühungen nicht ganz ohne Erfolg geblieben sind. Wie ich glaube, giebt es nur eine katholische Mission an der Gränze und zwar unter den Potawatomies, von welchen ungefähr Tausend den katholischen Glauben angenommen haben. Die Katholiken scheinen aber in ihren Missionen mehr Glück gehabt zu haben als die meisten anderen Glaubensparteien; so ist es in Mejico, so in Canada und so scheint es überall zu sein, wo sie es übernommen haben, die Heiden zu Christen zu machen. Ich will dieß nicht einem inneren Vorzuge ihres Glaubens zuschreiben, sondern den Eigenheiten der Formen und Gebräuche dieses Glaubens. Der Prunk ihres Gottesdienstes, die handgreifliche Darstellung der göttlichen Geheimnisse durch die Einführung von Bildern — all dieß paßt besser zu dem ursprünglichen Götzendienst der Indianer als ein geistigerer Glaube. Die Katholiken sind so schlau gewesen, den Indianern, wenigstens in einigen Gegenden, zu gestatten, viele ihrer eigenen heidnischen Feierlichkeiten mit den christlichen Gebräuchen

die Maßregeln dieser Glaubensprediger zu vereiteln, fiel es vor einigen Jahren einem bekannten antichristlichen Weisen ein, eine Erscheinung vorzugeben. Der Mann war sehr krank, starb dem Anscheine nach, wurde steif und kalt bis auf eine Stelle auf seiner Brust, die noch Lebenswärme behielt. In diesem Zustande brachte er mehre Tage zu, bis er endlich wieder athmete und zu den Lebenden zurückkehrte. Er rief hierauf seine Freunde zu sich und erzählte ihnen, was ihm begegnet war. Er war in den indianischen Himmel gestiegen, wie er sagte, und beschrieb ihn wie gewöhnlich — als ein reizendes Land mit Ueberfluß an Wild und Allem, was ein Indianer wünschen konnte. Hier traf er seinen Großvater, und dieser sprach zu ihm: „Es ist passend, mein Sohn, daß Du auf die Erde zurückkehrst und deine Brüder vor den Gefahren warnest, die ihnen bevorstehen. Sage ihnen, sie möchten sich vor dem Glauben der Weißen hüten, denn jeder Indianer, der zu ihm sich bekenne, müsse den Weg zu dem Himmel der Weißen antreten, und dennoch wird kein rother Mann dort eingelassen werden, sondern für immer ohne irgend einen Ruheplatz umher wandern müssen."

Die Uebereinstimmung der Ansichten, welche die verschiedenen Stämme von einem künftigen Leben und dem Charakter der Geisterwelt haben, scheint noch allgemeiner zu sein. Sie halten den Himmel nur für eine andere materielle Welt, besser als diese Welt, jedoch ihr ähnlich, für eine Art von elysischem Thal oder Paradies, für ein herrliches Jagdgebiet, reich an Wild und allen Lebensbequemlichkeiten, die sich ohne Mühe erlangen lassen. Dieses Elysium versetzen sie gewöhnlich über den Himmel, den

---

zu verschmelzen, wodurch ein seltsames Gemisch von römischem und heidnischem Gottesdienst entsteht, wie es besonders in Mejico der Fall ist. Auch haben die minder strengen Glaubensformen und Gebräuche der Katholiken die Indianer nicht von ihren gewöhnlichen Belustigungen, ja Lastern abgehalten, daher kommt es, daß zuweilen ganze Stämme zum Katholicismus übergehen.

sie sich als ein vestes Gewölbe denken. Es scheint ihnen in ihrer Barbarei unmöglich zu sein, ein geistiges Dasein oder eine von der sie umgebenden Welt verschiedene sich zu denken.

Hennepin, der um das Jahr 1680 schrieb, wurde von den Indianern über das Leben im Himmel gefragt. Als ich ihnen sagte, erzählt er, daß sie dort, ohne zu essen oder zu trinken, leben würden, antworteten sie mir: „Wir wollen nicht dahin, weil wir nicht essen sollen." Als ich hinzufügte, daß dort Nahrung nicht nöthig sein würde, schlugen sie sich verwundert mit den Händen auf den Mund und riefen: „Du bist ein großer Lügner! Kann irgend jemand leben, ohne zu essen?"

Ich habe unter verschiedenen Stämmen ähnliche Meinungen gehört, und wenn es eines weiteren Zeugnisses bedürfte, so würden ihre Begräbnißgebräuche ihre Ansichten von einem künftigen Zustande andeuten können. Die Cherokees, Choctaws, Creeks, Kansas und verwandte Stämme, neben vielen anderen oder vielleicht den meisten anderen an der Gränze, haben die Gewohnheit, mit den Todten das werthvollste Eigenthum derselben und viele Lebensbedürfnisse zu begraben. „Ihr ganzes Eigenthum wird mit ihnen begraben," sagt ein verständiger Cherokee, in einigen handschriftlichen Anmerkungen über seine Vorfahren, die in meinem Besitze sind, und glaubwürdige Eingeborene haben mir die Versicherung gegeben, es wären, so viel sie sich erinnern könnten, immer mit den Todten Lebensbedürfnisse, Salz und andere Dinge für ihre lange Reise begraben worden. Die meisten Prairie-Indianer haben etwas von diesen Gewohnheiten. Viele tödten die liebsten Jagdpferde des Verstorbenen und legen seine Waffen zu der Leiche, damit er sie auf der Jagd brauchen könne, wenn er in dem glücklichen Jagdgebiet ankommt. Der Hauptmann Bonneville und andere Reisende erzählen uns daß dieß bei einigen, wo nicht bei allen Eingeborenen jenseit des Felsengebirges der Fall ist. Von den Navajos, Apaches und

anderen nicht katholisch gewordenen Stämmen im nördlichen Mejico wird Gleiches erzählt.

Der gelehrte Peter Martyr, der sein Werk über die neue Welt um die Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb, bemerkt: „Wenn in vielen Gegenden des Vestlandes einer der Könige stirbt, tödten sich seine Dienstboten, so wohl weibliche als männliche, die beständig bei ihm in Diensten gewesen sind, weil sie glauben, daß, wie der Teufel Tuyra ihnen eingegeben hat, diejenigen, welche sich nach dem Tode des Königs tödten, mit ihm in den Himmel kommen und ihm an demselben Orte und in gleichem Dienste wie bei seinen Lebzeiten dienen werden.*) Wer sich aber weigert, dieß zu thun, wird nach seinem natürlichen oder auf andere Weise erfolgten Tode das Schicksal haben, daß seine Seele mit dem Leibe stirbt und in Luft aufgelöst und vernichtet wird, wie die Seelen der Schweine, Vögel, Fische und anderer wilden Thiere." Ein ähnlicher Gebrauch unter den Anwohnern des Mississippi im Jahre 1542 wird durch Herrera's Erzählung bestätigt. Als Fernando de Soto gestorben war und seine Gefährten sich westwärts gewendet hatten, begegnete ihnen ein junger Mann, der nach seiner Angabe entflohen war, um nicht mit seinem verstorbenen Herrn begraben zu werden, wie es in seinem Lande üblich war. Reisende, die von den oberen Seen nach dem Mississippi kamen, reden von einer ähnlichen Gewohnheit in früheren Zeiten unter den Stämmen in jener Gegend.

Wie es scheint, glauben sie, daß alle Dinge, belebte und unbelebte, Thiere, Waffen, Zierathen, u. s. w., unsterbliche Eigenschaften besitzen und in der Welt der Geister wieder auf-

*) Clavigero spricht von einem ähnlichen Glauben und Gebrauche unter den Indianern in Mejico, besonders bei den Leichenbegängnissen der Könige, und setzt hinzu, die Zahl der Opfer richte sich nach der Großartigkeit des Begräbnisses, und nach einigen Schriftstellern belaufen sie sich zuweilen auf zweihundert.

erstehen werden. Wenn indeß ihre Beweggründe durch die bestimmten Hindeutungen auf ihre Ansichten von der Zukunft nicht so klar ausgesprochen wären, so könnten wir glauben, wie es oft geschehen ist, daß das Begraben des Eigenthums, der Sclaven und anderer Gegenstände mit den Verstorbenen nur als ein Zeichen von Ehrerbietung gelten solle, was freilich nicht viel vernünftiger ist als unsere Gewohnheit, köstlichen Schmuck mit den Todten zu begraben.

Einige der von den Ureinwohnern angenommenen Gebräuche sind, wie ich glaube, von den Gewohnheiten aller anderen Völker verschieden. Wie es unter den gesitteten Völkern üblich ist, haben zwar selbst die wildesten Stämme zuweilen gewöhnliche Gräber, oft oder legen sie ihre Todten in sitzender und selbst in aufrechter Stellung in Gruben, Höhlen und hohle Bäume, und zuweilen wird der Leichnam auf ein Gestelle gelegt, das an Baumzweigen hängt, oder auf denselben ruht, wo es sich einrichten läßt, um ihn gegen die Wölfe und andere wilde Thiere zu schützen. Als ich einst mit einer kleinen Karawane am Arkansas hinaufzog, wurden wir plötzlich bei anbrechender Nacht von einem Gewittersturme überrascht und brachten unsere Wagen so schnell als möglich an das Ufer, um unser Lager aufzuschlagen. Kaum hatten wir unser Zugvieh ausgespannt und gesichert, damit es vom Sturme nicht aufgeschreckt werden sollte, als wir über unseren Köpfen an den Zweigen eines Baumwollenbaumes ein Gestelle bemerkten, worauf wir bei näherer Untersuchung eine Indianerleiche fanden, von deren Gebeinen das in Fäulniß gerathene Fleisch sich noch nicht abgelöst hatte. Dieser Gebrauch, die Leichen aufzubewahren, scheint einst sehr weit verbreitet gewesen zu sein und war nicht nur auf den westlichen Prairieen, sondern auch unter den Potawatomies in den nördlichen und den Choctaws in den südlichen Gegenden üblich, wenigstens so lange sie wanderten. In diesem Falle ließ man, wo es möglich war, mehre alte Männer zurück, Knochennager genannt, welche die Gebeine, nachdem das Fleisch gefault

war, reinigen und sie in das Dorf zur Beerdigung bringen mußten. Barbaren sind gewöhnlich äußerst abergläubig und glauben an Kobolde, Zauberei, Gaukeleien und Mummereien aller Art. *) Wie manche Großmütter unter den Hinterwäldlern, erzählen sie gern von seltsamen Erscheinungen, Wanderungen und Bezauberungen, wovon sie selbst Zeugen gewesen sein wollen. Sie glauben an die ungereimtesten Dinge. So versicherte mir einst ein verständiger Potawatomie, er sei Zeuge von dem Tode eines seiner Stammgenossen gewesen, der einen Messerstich in die Seite bekommen hatte, und da es unter seinen Freunden nicht bekannt war, wie er war verwundet worden, so wurde allgemein behauptet und geglaubt, er wäre aus der jetzigen Heimat an der Gränze von Missouri zu den alten Wohnsitzen des Stammes in Michigan gegangen, hätte dort einen

---

*) Die Indianer haben vor Zeiten leichtgläubigen Berichterstattern die Meinung beigebracht, daß sie in unmittelbarer Verbindung mit dem Teufel wären. Peter Martyr hat ein ganzes Kapitel: „Von dem Verkehr gewisser Indianer mit dem Teufel, und wie sie von ihm zukünftige Dinge erfahren," und er setzt ganz ernsthaft hinzu, daß der Teufel als ein so alter Astronom die Zeit der Ereignisse kenne und sehe, wie sie sich natürlich begeben. Er führt mehre Beispiele an, wie der böse Geist künftige Dinge seinen Dienern, den Zauberern, offenbart habe. Noch im Jahre 1721 spricht der Pater Charlnvoix, daß in einem gewissen von ihm erwähnten Falle und in vielen ihm bekannten anderen Fällen der Teufel bei den Zaubereien der Wilden betheiligt sei. Die Choctaws und vielleicht einige andere Stämme bestraften die Zauberei eben so strenge als unsere eigenen Vorfahren, und tödteten unglückliche Geschöpfe bei dem geringsten Verdacht eines Verkehrs mit der schwarzen Kunst; doch ist diese Barbarei in ihren verbesserten neuen Gesetzen verboten werden. Die rohen Stämme aber haben noch immer ihre Beschwörer und Aerzte, welche sich mit Prophezeiungen und geheimnißvollen Gebräuchen abgeben.

Feind vergiftet, die tödtliche Wunde erhalten und wäre zurückgekehrt und gestorben, und all dieß an einem Tage.

Sagt man einem Indianer, solche Dinge wären ungereimt und unmöglich, so pflegt er zu antworten: „Es kann bei den weißen Männern so sein, aber wißt ihr, daß es bei den Indianern unmöglich ist? Ihr erzählt uns viele seltsame Dinge, die Eueren Vätern begegnet sein sollen, und wir widersprechen nicht, wiewohl wir glauben, daß sich solche Dinge unter den rothen Männern nie hätten zutragen können“; oder sie antworten vielleicht, wie einst dem Pater Hennepin in einem ähnlichen Falle: „Pfui, Du weißt nicht, was Du sagst. Du magst wohl wissen, was in Deinem eigenen Lande vorgegangen ist, denn Deine Vorfahren haben es Dir erzählt, aber wie kannst Du wissen, was in unserem Lande geschehen ist, ehe die Geister (d. h. die Europäer) dahin kamen?“

In ihren Heirathgebräuchen findet sich gleichfalls eine Aehnlichkeit unter den meisten amerikanischen Wilden. Vielweiberei scheint einst allgemein gewesen zu sein und ist es, wie ich glaube, noch immer unter den ungesitteten Stämmen. Jeder nimmt so viele Weiber, als er erlangen kann oder zu ernähren im Stande ist. Die Weiber lassen sich diese Vielheit um so lieber gefallen, da sie dadurch Gehilfinnen bei ihren Arbeiten erhalten. Man könnte in der That glauben, daß Vielweiberei unter diesen Wilden eine nicht ganz unpassende Einrichtung sei. Sie findet wenigstens eine Entschuldigung unter einem so kriegerischen Volke, das so viele Männer in beständigen Kriegen verliert, wodurch ein großer Ueberschuß an Weibern entsteht, und wo die Pflichten dieser Weiber so zahlreich und so schwer sind.

Die Gewohnheit, Weiber zu kaufen, oder wenigstens den Aeltern der Braut ansehnliche Geschenke zu machen, scheint sehr allgemein gewesen zu sein, und sie besteht noch jetzt nicht bloß unter den wilden, sondern selbst unter vielen zum Theil gesitteten Stämmen. Trotz ihrer Verderbtheit in anderen Beziehungen, ist doch ein Umstand in ihren ehelichen Verhältnissen sehr

bemerkenswerth. Alle neueren Beobachter scheinen darin mit den alten Schriftstellern übereinzustimmen, daß Blutschande allgemein verabscheut wird. Unter den Creeks wurde selbst die Heirath zwischen Vettern und Muhmen mit Ohrabschneiden bestraft. Nach der bereits erwähnten Handschrift war es den Cherokees bei Todesstrafe verboten, aus ihrem eigenen Clan, d. h. ihrer Verwandtschaft, zu heirathen, und ihre Stammgenossen selbst vollzogen die Hinrichtung. Obgleich aber die Indianer Heirathen unter Blutsverwandten so strenge verbieten, so ist es doch bei vielen Stämmen anders mit Verbindungen unter Verschwägerten. Die Otos, Kansas und andere verwandte Stämme heirathen nicht nur verschiedene Schwestern, sondern auch die Witwen ihrer verstorbenen Brüder, ja man scheint dieß als eine Pflicht zu betrachten, damit die verwaisten Kinder des Bruders nicht ohne Schutz seien. Man hat zwar den Ureinwohnern der neuen Welt mehr als allen anderen ungesitteten Völkern Rachgier und Grausamkeit gegen ihre Feinde vorgeworfen, doch bemerkt man in dieser Beziehung unter ihnen große Verschiedenheit. Die Indianer an den Küsten des stillen Meeres, so wie die meisten in Mejico waren immer sanfter und friedlicher als ihre Brüder in den Vereinigten Staaten. Daher fanden die Spanier nicht jenen furchtbaren Widerstand gegen ihre Eroberungen, der ihnen unter den feurigen Stämmen in Florida begegnete, oder jene beharrliche und verzweifelte Feindseligkeit, welche die Anglo-Amerikaner bei ihrer Ansiedelung in den meisten Theilen der Vereinigten Staaten erfuhren.

Alle westlichen Stämme zeichnen sich durch Gastfreundschaft gegen Fremde aus. Der Reisende wird von ihnen fast überall mit dem größten Wohlwollen aufgenommen und behandelt, und obgleich sie ihn vielleicht bis auf die Haut ausplündern und selbst sein Leben in Gefahr setzen, wenn er Mißtrauen gegen sie zeigt oder seine Habseligkeiten zu verbergen sucht, so ist sein Eigenthum doch gesichert, so bald es unter ihrer Obhut ist. Sie

scheinen eine Verletzung des Vertrauens als eines der größten Verbrechen zu betrachten.

Unter den wilden Stämmen, wie unter den meisten unverderbten Gränzindianern, hält man es nicht nur für eine Handlung der Gastfreundschaft, sondern für eine nothwendige Höflichkeit, einem Freunde und selbst einem Fremden gleich bei seiner Ankunft in einer Hütte Speise vorzusetzen, und eine Weigerung, etwas davon zu genießen, wird als ein Beweis von Unfreundlichkeit, ja als eine Beleidigung gegen die Familie betrachtet. Den Reisenden wird es oft in dieser Beziehung sehr schwer, sich das Wohlwollen ihrer Wirthe zu bewahren, zumal unter den Prairie-Indianern. Wer beim Essen etwas ekel ist, wird es schwer finden, Speisen aus einem schmierigen Hornlöffel zu genießen, den jeder Junge gebraucht hat, und aus einem Topfe zu löffeln, aus welchem alle Kinder und junge Thiere in der Hütte gegessen haben, oder von einem Stücke Fleisch zu essen, das in eine moderige Haut oder in eine schmuzige Decke gewickelt ist. Selbst die Entschuldigung, daß man bereits sechsmal zu Mittag gegessen habe, würde die Beleidigung einer Verweigerung kaum beschönigen, und wenn man im Laufe eines Tages funfzig Hütten besucht, so muß man in jeder etwas genießen.

Das Häuptlingsystem der Indianer, das noch immer üblich und fast überall sich ähnlich ist, ausgenommen bei den Cherokees, Choctaws, Chikasaws und Creeks, scheint sehr dem alterthümlichen Patriarchenthum zu gleichen, und dieser Umstand, so wie ihre Stammeinrichtungen, die der Sitte unserer Väter so ähnlich sind, beweisen vielleicht mehr als irgend etwas den asiatischen Ursprung der Indianer. *) Man kann dazu auch ihre

*) Der Ursprung der amerikanischen Indianer ist von zu vielen tüchtigen Schriftstellern erörtert worden, als daß ich hier darüber sprechen möchte, und ich werde es auch nicht versuchen, die Aehnlichkeiten anzudeuten, die man in ihren verschiedenen Sprachen bemerken kann. Aber es möchte für den Leser nicht ohne Interesse

Namen zählen. Die Indianer geben ihren Abkömmlingen allgemeine Namen, die sich auf Handlungen, Eigenschaften, Thiere,

---

sein, die verwandtschaftlichen Verhältnisse zu erfahren, die zwischen vielen der Indianer bestehen. Man kann sie in folgende Abtheilungen bringen: 1) der Dahcotah-Hauptstamm, der stärkste unter den Eingeborenen im Westen vom Mississippi. Er umfaßt die Arkansas (wovon die Quapaws jetzt noch die einzigen Ueberreste sind), die Osages, Kansas oder Kaws, Jowas, Winnebagos, Otos, Missouris, Omahas, Poncas und die verschiedenen Haufen der Sioux, die alle eine Sprache sprechen, welche noch immer gleichen Ursprung verräth, obgleich einige von ihnen seit Jahrhunderten getrennt gelebt haben. Ich nenne die Stämme Eingeborene des Westlandes, weil die meisten davon seit der Zeit der frühesten Erforscher des Mississippi es gewesen sind; aber nach der unter ihnen bestehenden Ueberlieferung kamen sie von den nördlichen Seen her, was in der Thatsache Bestätigung zu finden scheint, daß die Sprache der Nadowessies, Assiniboins und vielleicht noch anderer in jenem Bezirk ihre Abstammung von derselben Familie verräth. 2) Die verschiedenen Haufen der Comanches und Shoshonies oder Snakes, die einen anderen ausgebreiteten Stamm bilden, der ein und dieselbe Sprache spricht; 3) die Blackfeet, Groß-Venters oder Minnatarees, Crows und Arrapahos, deren Sprachen sich nur als Dialekte unterscheiden; 4) die Pawnees und Rickaras im Norden und die Wacos, Witchitas, Towockanos, Towyash und Kerchys am Red River, von gleichem Ursprung. Die Chayennes, ursprünglich aus der Nähe des Sees Winnipeg, und die Kiawas (oder Caiguas nach mejicanischer Schreibart) scheinen keinem der erwähnten Völker anzugehören. Unter den nördlichen und östlichen scheint der Algonquin-Stamm der ausgebreitetste zu sein und umfaßt die Potawatomies, Ottawas, Chippewas, Knisteneaux, Crees, Sacs und Foxes, auch die Delawares hat man hierzu gezählt, obgleich ihre Sprache jetzt ganz verschieden zu sein scheint. 6) Die Wyandots, Senecas und andere von den sechs Nationen sind Huronen oder Irokesen; 7) die Shawnees und die Kikapoos sind von einem Stamme; 8) die Kaskaskias, Piorias, Piankeshaws und Weaws sind Abkömmlinge der Miamies; 9) die Choctaws und Chikasaws sind fast ein und dasselbe Volk; 10) die Creeks und Seminoles — ob-

Vögel, u. s. w. beziehen, eine Gewohnheit, die unter den alten Asiaten allgemein herrschend gewesen zu sein scheint *). Nur gebildete Familien oder solche, die eine gemischte Abstammung unter den Gränzindianern haben, kennen Zunamen, die gewöhnlich von ihren Missionaren oder von werthen Freunden entlehnt werden, wenn sie anders nicht von weißen Vorfahren Zunamen geerbt haben.

Es ist bekannt genug, daß die Zahl der Indianer in Amerika abnimmt, aber viele Stämme schwinden schneller dahin, als man gewöhnlich vermuthet. Die Zahl der Osages hat in den letzten zehn Jahren sich um funfzig Procent vermindert; der einst mächtige Stamm der Missouri-Indianer ist jetzt zu einem bloßen Ueberrest herabgeschmolzen, während die Mandans als Volk gänzlich erloschen sind, und andere haben dasselbe Schicksal getheilt oder können ihm entgegen sehen. Dieß ist zum Theil den Verheerungen der Blattern und anderen Krankheiten zuzuschreiben, unstreitig aber nicht minder den verderblichen Wirkungen berauschender Getränke. In dieser Hinsicht ist die Ver-

---

gleich ältere Schriftsteller die Creeks als einen mit den Choctaws verwandten Stamm bezeichnen; aber es läßt sich jetzt in ihrer Sprache nur wenig Verwandtschaft entdecken, während die Sprache der Cherokees ganz eigenthümlich zu sein scheint.

*) Die Stämme erhalten oft ihre Namen von abgegangenen Häuptlingen oder auch von einem besonderen Umstande bei ihrer Trennung, oft aber nehmen sie einen Namen von einem bedeutsamen Worte in ihrer Sprache an. So sollen Choctaw und Chikasaw Namen von Häuptlingen gewesen sein; Seminole (oder Seminoleh) und Pioria bedeutet einen Flüchtling oder Abtrünnigen, während Illinois in der Sprache jenes alten Stammes, und Lunnapae, wodurch die Delawares sich unterscheiden, Mann heißt. Dieß letztere ist vielleicht das Gewöhnlichste, denn da jedes Volk über alle anderen sich erhaben dünkt, so nennen sich seine Angehörigen Männer, im Gegensatz zu Knaben und Weibern, wie sie ihre Feinde zu nennen pflegen.

minderung gewöhnlich geringer in Gegenden, wo sie von den Weißen entfernter wohnen. Der rothe Mann aber hat nicht allein in dieser Beziehung durch seinen Verkehr mit den Weißen gelitten; die Verlockungen zu Ueppigkeit und Habsucht, womit die Weißen ihm immer entgegenkommen, haben einen sehr verderblichen Einfluß gehabt. In früheren Zeiten begnügten sich die Wilden mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen, waren meist nüchtern, gerecht und mildthätig, jetzt aber opfern sie ihre Lebensbequemlichkeiten, setzen sich in Todesgefahr und begehen die grausamsten Gewaltthaten, um ihre Eitelkeit und ihre Gelüste zu befriedigen und sich mit Tand und Putz zu zieren.

Dreizehnter Abschnitt.

Gränz-Indianer. — Ursachen ihrer Entfernung. — Ihre Unzufriedenheit. — Verbesserung ihres Zustandes. — Vorzüge ihrer jetzigen Wohnsitze. — Sclaverei. — Manufacturen. — Lebensweise. — Bildunganstalten. — Betrügereien. — Spiele. — Gesellschaftliche Verfassung. — Vielweiberei. — Alte Gesetze und Gewohnheiten. — Unmäßigkeit. — Vorbauende Maßregeln. — Das Enthaltsamkeit-Gesetz der Choctawsehen und Begräbnißgebräuche der Choctaws. — Die Creeks. — Einrichtungen. — Trauergebräuche. — Indianernamen. — Die nördlichen Stämme. — Zählung der Gränz-Indianer.

In der Absicht, eine etwas genauere Uebersicht von den Indianerstämmen jenseit der westlichen Gränzen der Vereinigten Staaten zu geben, will ich sie nach der herkömmlichen Abtheilung des Westlandes als Gränz-Indianer bezeichnen, worunter auch diejenigen begriffen sind, die den Bezirk bewohnen, der dicht an der westlichen Gränze der Staaten Arkansas und Missouri liegt und unter dem Namen des Indianergebietes bekannt ist*), sowie auch die wilden Stämme oder Prairie-Indianer, worunter diejenigen verstanden werden, die westlich von jenen wohnen und in den unermeßlichen Ebenen von der Gränze des Indianergebietes bis zu dem Felsengebirge umherziehen. Von diesen werde ich im nächsten Abschnitt reden.

Die wichtigsten Stämme der Gränz-Indianer sind bekanntlich

*) Siehe die Karte zum I. Bande.

die Cherokees, Choctaws, Chikasaws, Creeks, Seminoles, Shawnees, Delawares u. s. w. Eben so bekannt ist, daß die meisten dieser Stämme aus dem Inneren der Vereinigten Staaten entfernt wurden, und zwar sowohl wegen der lasterhaften Neigungen, welche sie annahmen, und wegen der Betrügereien, welchen sie beständig ausgesetzt waren, als auch wegen der Schwierigkeit, ein friedliches Verhältniß zwischen ihnen und den Bürgern der Staaten zu erhalten, so lange sie in deren Mitte blieben. Ihre Stellung im Inneren der Staaten war unstreitig eine Anomalie in der Verwaltung, unabhängige Mächte innerhalb der Gränzen anderer, die eine oberste Gerichtsbarkeit anerkannten.

Eine mißverstandene Menschenfreundlichkeit — mißverstanden aus Mangel vollständiger Kenntniß aller Verhältnisse — hat auf diesen Theil der Politik der Vereinigten Staaten großen Tadel gehäuft *). Vergleichen wir aber die Behandlung, welche die Ureinwohner Amerikas von anderen Völkern erfuhren, so werden die Maßregeln der Vereinigten Staaten in solchem Gegensatz

*) Büttner's „Briefe aus und über Nordamerika oder Beiträge zur richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung, in kirchlicher sittlicher, socialer und politischer Hinsicht und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten." Zwei Bände, Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1845 — reich an schätzbaren Mittheilungen, sprechen ausführlich (Bd. I. S. 69 flg. und S. 84 flg.) über die Maßregeln der Regierung der Vereinigten Staaten und ihrer Beamten gegen die Indianer, über die gegen sie ausgeübten Gewaltthätigkeiten und Betrügereien, über die wahrscheinlichen Folgen der erzwungenen Auswanderung der Indianer und ihrer Vereinigung an den westlichen Gränzen der Republik, und über das Schicksal, das den verdrängten Urbewohnern bevorsteht. Er stimmt nicht in allen Puncten mit Gregg überein, und seine Angaben widersprechen der Behauptung des Amerikaners, daß die Indianer stets mit ihrer eigenen Bewilligung entfernt worden seien. L.

ein sehr wohlthätiges Ansehen gewinnen. Die Indianer sind stets mit ihrer eigenen Bewilligung entfernt worden, die ihre Häuptlinge und ihr Volksrath aussprachen; sie haben nicht nur einen gleichen Flächenraum von Ländereien westlich von der Gränze erhalten, sondern auch gewöhnlich auf Kosten der Regierung den Unterhalt für ein Jahr, ja überdieß werthvolle Entschädigungen an Werkzeugen und anderen Bedürfnissen und regelmäßige Jahrgelder empfangen. Diese Jahrgelder sind gewöhnlich Geldsummen, die für eine Reihe von Jahren an die verschiedenen Stämme bezahlt werden und in der Regel mit der Größe des Stammes und dem Umfang des von ihnen erlangten Gebietes im Verhältniß stehen. Diese Jahrgelder aber, die in sehr wohlthätiger Absicht eingeführt wurden, sind unstreitig der verderblichste Theil der Politik der Vereinigten Staaten gegen die Indianer gewesen. Man hat ihnen dadurch das Mittel gegeben, ohne große Arbeit zu leben; sie haben es versäumt, sich auf Manufacturen und selbst auf Ackerbau zu legen, und Viele von ihnen, an Trägheit und Zerstreuung sich gewöhnt und da nun die Jahrgelder abnahmen, so sahen sie sich hilflos, ohne die Thatkraft, die Betriebsamkeit oder die Mittel, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen.

Aber ungeachtet der beständigen Bemühungen der Regierung der Vereinigten Staaten, sie in einen behaglichen Zustand zu versetzen, ungeachtet der unermeßlichen Geldsummen, die man ihnen bezahlt hat, ja ungeachtet sie in Gegenden versetzt worden sind, die weit besser für ihre Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten paßten als die abgetretenen, so scheinen doch Viele unter ihnen mit der Veränderung und mit der Regierung sehr unzufrieden zu sein. Dieß scheint einen schmerzlichen Beweis jener Verkehrtheit und unstäten Neigung zu liefern, die stets dem Betragen halbgesitteter Völker eigen gewesen ist. Ein angeblicher Grund ihrer Abneigung gegen die Auswanderung ist ihr Widerwille gewesen, ihre Heimat und die Gräber ihrer Väter zu verlassen. Man hat viele fabelhafte Dinge von der Anhänglichkeit der In-

dianer an ihren heimatlichen Boden erzählt, wer aber mit ihren Gewohnheiten bekannt ist, wird darauf nicht viel Gewicht legen. Ihre eigenen Ueberlieferungen, so wie auch die Erfahrung haben gezeigt, daß sie, sich selber überlassen, zu wandern geneigt sind, wie das Beispiel der Azteken in Mexico der Osages und anderer Gränzbewohner auffallend beweist; und es giebt in der That kaum irgend einen Stamm an der Gränze, der nicht seine Ueberlieferungen von Wanderungen in irgend einem Zeitpuncte hätte. Die Shawnees sagen, ihre Väter seien aus dem Südlande in die Gegenden nördlich vom Ohio ausgewandert; die Creeks und viele Choctaws wollen aus dem Lande westlich vom Mississippi stammen. Ich will bloß hinzusetzen, daß, so viel ich urtheilen kann, die Zustände des rothen Mannes durch diese Veränderung wesentlich verbessert worden sind. Die Ländereien, die sie jetzt besitzen, sind meist fruchtbarer als die aufgegebenen; das Klima ist gleich oder vielleicht im Allgemeinen noch heilsamer, trotz der furchtbaren Sterblichkeit, die viele Stämme gleich nach ihrer Auswanderung traf. Diese Trübsal war zwei Umständen zuzuschreiben, erstens der Veränderung des Klimas, so wie der Veränderung der Gewohnheiten, die durch ihre neuen Wohnsitze bedingt war, und zweitens dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke, die ihnen oft sowohl von Eingeborenen als von weißen Krämern und Händlern zugeführt wurden, ehe Maßregeln zur Hemmung dieses Uebels entweder von ihnen selbst oder von der Regierung der Vereinigten Staaten getroffen wurden. Aber obgleich diese letzte Ursache noch immer in gewissem Grade obwaltet, so zweifle ich doch nicht, daß die Sterblichkeit unter den Gränzstämmen jetzt im Durchschnitt geringer ist als vor ihrer Auswanderung.

Jedem Stamm ist in der Regel eine größere Zahl von Morgen mit bestimmten Gränzen bewilligt worden, als von ihm östlich vom Mississippi abgetreten wurde. Die Ländereien jedes Stammes sind das Eigenthum der Indianer-Gemeinde, und daher hat selbst nuter den gesittetsten Stämmen der Ansiedler nur auf

das von ihm angebaute Land einen Rechtsanspruch und kann es nach Belieben verkaufen. Um aber Streitigkeiten bei dem Fortschritt des Anbaues zu verhüten, ist der erste Besitzer berechtigt, bis in eine gewisse Entfernung in jeder Richtung sich auszubreiten. Unter den Cherokees kann Niemand innerhalb einer Viertelmeile von dem Hause oder Felde eines Anderen das Land bauen, und so geschieht es, daß die Wohlhabenderen zuweilen einzelne Ländereien anbauen, die in verschiedenen Richtungen eine halbe Meile von einander entfernt liegen.

Da das Wild in den zwischenliegenden Waldungen jetzt selten geworden ist und das Jagdgebiet der westlichen Prairieen zu entfernt liegt, so haben die Gränz-Indianer ihre Aufmerksamkeit meist dem Ackerbau und der Viehzucht zugewendet, und die meisten von ihnen haben eine große Anzahl von Pferden, Rindvieh und Schweinen. Einige dieser Indianer, besonders die südlichen, haben auch ansehnliche Landgüter, aber die Masse der Bevölkerung geht in dem Anbau des Landes nicht weiter, als das dringende Bedürfniß zu erheischen scheint. Der Reisende, der durch den Bezirk der Cherokees geht, wundert sich über den Gegensatz eines stattlichen Wohnhauses mit angränzenden ausgebreiteten Ländereien zu den elenden Hütten der Armen, die zuweilen nicht zehn Fuß im Geviert halten, mit einem Fleckchen Getreidefeld, das kaum groß genug für einen Familiengarten ist. Unter allen Stämmen, die keine Sclaven halten, wird der Anbau des Landes meist von den Weibern besorgt. Ueberall im Lande zerstreut, zeigen sich uns verfallene Hütten mit unbedeutenden Spuren von Anbau, die von den Eigenthümern verlassen wurden, weil sie Lust zu einer entfernteren Ansiedelung hatten, wo sie mehr Bequemlichkeit zu finden und bei geringerer Arbeit leben zu können hofften. Unter den reicheren Klassen der Cherokees, Choctaws, Chickasaws, Creeks und Seminoles wird der größte Theil der Arbeit von Negersclaven verrichtet, denn sie haben dem Wesen nach das Sclavensystem der südlichen Staaten angenommen. Einzelne Personen unter diesen Völkern

besitzen über funfzig Sclaven, aber sie sind die einzigen Sclavenhalter unter den Gränzstämmen, mit geringen Ausnahmen, die man unter den Shawnees findet. Unter einigen Stämmen, besonders unter den geringeren Klassen der Creeks, zeigt sich eine Neigung, sich in Städten, wie man es nennt, anzusiedeln, die aus großen Ländereien bestehen, welche gemeinschaftlich angebaut werden und deren Ertrag man nach Verhältniß vertheilt; aber diese Städte sind viel eher Ansiedelungen als Dörfer, da sie nur aus zerstreuten Gruppen unregelmäßig angelegter Hütten bestehen. Ich glaube in der That, es giebt im ganzen Indianer-Gebiete nicht einen einzigen regelmäßig angelegten Ort, nichts was auch nur den Namen eines Dorfes verdienen könnte, ausgenommen Doaksville bei Fort Towson und vielleicht Park-Hill unter den Cherokees.

Außer dem Ackerbau betreiben die Gränzstämme einige Manufacturen, doch keineswegs mit großem Eifer. Die Weiber haben gewöhnlich spinnen, weben und nähen gelernt, womit sie sich zuweilen in der Zeit beschäftigen, welche die Feldarbeit ihnen übrig läßt. Sehr wenige Männer lernen Handwerkarbeiten oder treiben irgend ein Gewerbe. Die Arbeiten des Zimmermannes, des Wagners und des Hufschmieds werden von wenigen Arbeitern besorgt, welche von den Staaten den Indianerstämmen vertragmäßig überlassen sind, und insbesondere sind jedem Stamm ein oder mehre Schmiede von den Vereinigten Staaten überlassen worden. Die meisten Gränzstämme leben in Blockhütten, den Wohnungen der amerikanischen Hinterwäldler gleich, und viele sind, ausgenommen in Farbe, Sprache und zum Theil in der Tracht, von den ärmeren Klassen ihrer weißen Nachbarn nicht zu unterscheiden. Selbst in Kleidung und Sprache werden die gesitteteren Klassen den Weißen mehr und mehr ähnlich. In vielen Familien, besonders unter den Cherokees wird nur Englisch gesprochen, und viele unter ihnen, wie unter den Choctaws und Chickasaws, kleiden sich nach amerikanischer Sitte. Aber die Ungebildeteren selbst unter diesen am meisten aufgeklärten Völker-

schaften, wie auch fast unter allen nördlichen Stämmen, tragen den Jagdanzug, der zuweilen aus Häuten, doch jetzt gewöhnlich aus Kattun oder Halbwollenzeuche besteht. Statt der Hüte umwickeln sie den Kopf mit einem bunten Shawl oder Tuch. Auch die Weiber dieser Classen tragen keine Hauben, sondern bedecken den Kopf nur mit einem Shawl, ungefähr wie die Mejicanerinnen. Ihre gewöhnlichste Tracht ist ein kurzer Unterrock von Kattun oder, wie häufig unter den nördlichen Stämmen, von grobem rothen oder blauen Tuche.

Die Gelegenheiten zur Ausbildung, welche man den Gränzstämmen gegeben hat, sind in ihren Folgen so bedeutend, daß sie eine Erwähnung verdienen. Jeder Stamm hat von den Vereinigten Staaten Geldmittel für eine Schule erhalten, die in der Regel mit dem Umfange des Stammes im Verhältniß stehen. Die Cherokees und Choctaws scheinen diese Bewilligung mit dem größten Vortheil benutzt zu haben. Sie haben ihre Schulcapitale meist in amerikanischen Staatspapieren angelegt und benutzen die Zinsen zur Beförderung der Erziehung, zur Anlegung von Schulen u. s. w *). Wie ich glaube, genießen die Indianer in

*) Der Schulunterricht wird meist in englischer Sprache ertheilt, einige Stämme aber unterrichten in ihrer Muttersprache. Wie in anderen Beziehungen, haben die Cherokees auch in literarischer Hinsicht die größten Fortschritte gemacht. Ihr eigenthümliches Buchstabensystem, das eine Sylbenschrift darstellt und von einem ungelehrten Eingeborenen erfunden wurde, wird vielen Lesern bekannt sein. Mit diesen Buchstaben sind viele Bücher in ihrer Muttersprache gedruckt worden. Viele Cherokees und Choctaws aber haben eine gute englische Erziehung erhalten. In der Sprache der Choctaws sind auch viele Bücher gedruckt worden, doch mit den gewöhnlichen Lettern. Auch in den Sprachen der Creeks, der Wyandots, Potawatomies und Ottawas, Shawnees, Delawares und in einigen der verschiedenen Dialekte der Osages, Kansas und Otos hat man einige Bücher gedruckt. Es befindet sich jetzt eine Druckerei zu Park-Hill im Gebiete der Cherokees und eine andere unter den Shawners in der Baptisten-Mission.

allen Fällen freien Unterricht, aber man hört mit Bedauern, daß nur Wenige unter den gemeinen Volksklassen ihre Kinder in die Schule schicken. Die umfassendste literarische Anstalt, die je zum Vortheil des rothen Mannes eingerichtet wurde, war die Choctaw-Akademie in Kentucky, welche durch die gemeinschaftlichen Mittel mehrer Stämme erhalten wurde. Die Anstalt hatte jedoch nicht den Erfolg, den die Unternehmer erwarteten, und soll jetzt versetzt und in eine Akademie im Choctaw-Lande nicht weit vom Fort Towson verwandelt werden, die allein vom Schulcapital der Choctaws unterhalten werden soll. Diese Anstalt wurde nämlich für viele der dabei betheiligten Stämme ungenügend; sie sagten, wie es scheint nicht ohne Grund, daß ihre dort erzogenen Knaben ihre Gewohnheiten, ihre Sprache, ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse, ihre volkthümlichen Neigungen vergäßen und dafür oft träge, weibische, ja lasterhafte Sitten sich aneigneten und dadurch unfähig würden, unter ihren Stammgenossen zu leben, oder sich durch ihre Arbeit Unterhalt zu verschaffen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Schulcapital jedes Stammes mit größerem Vortheil im eigenen Gebiete verwendet werden könnte. Der Einfluß solcher Anstalten würde sich dort wahrscheinlich auf alle Volksklassen erstrecken und durch allmälige, hier allein ausführbare Mittel könnte eine Veränderung unter dem ganzen Volke herbeigeführt werden.

Es ist eine der Trübsale der Unwissenheit, worin die meisten dieser armen Indianer noch befangen sind, und eine Folge ihrer innigen, ja politischen Verbindung mit dem gesitteteren Volke der Vereinigten Staaten, daß sie fortwährend von den gewissenlosen Harpyen ausgeplündert werden, die stets ihre Gebiete durchstreifen und ihnen durch List und Betrug ihr Geld und ihre Habseligkeiten abzunehmen suchen *).

---

*) Nicht die unbedeutendsten Betrügereien werden von Regierungbeamten gegen die Gränz-Indianer verübt. Man kann dieselben nach einem Beispiele beurtheilen, das in Beziehung auf die südwestlichen

Die verderblichsten Mittel, die zu diesem Zwecke angewendet werden, sind die Lieferungen berauschender Getränke und das Spiel, und da die Indianer beiden leidenschaftlich ergeben sind, so werden sie oft um ihr Geld gebracht, so bald sie es erhalten haben. Außer den gewöhnlichen Karten- und Würfelspielen haben die Indianer an den Gränzen noch eigenthümliche Spiele; unter diesen ist das berühmteste das Ballspiel, das dem alten europäischen in einigen Beziehungen gleicht. Es werden dabei große Wetten in Pferden, Decken und anderen Dingen, ja selbst in Geld gemacht.

Außer dem Ballspiel ist die beliebteste Belustigung dieser Stämme, ja aller Gränz- und Prairiee-Indianer, der Tanz.

Gränz-Indianer erzählt und sehr allgemein geglaubt wird. Es ist ziemlich bekannt, daß einige von den Leuten, die sich verpflichtet hatten, mehre südliche Stämme im Jahre **1838** und später mit Lebensbedürfnissen zu versehen, sowohl die Indianer als die Regierung durch verkürzte Antheile und andere Vergehungen gröblich betrogen hatten, wobei die betheiligten Parteien einen sehr bedeutenden Gewinn zogen. Als sie mit diesen Geschäften beinahe zu Ende waren, hatte einer der Angestellten, der listiger als die Vorgesetzten war, wegen einer erlittenen Mißhandlung den Einfall, die Verhandlungen zu veröffentlichen. Er hatte einen schriftlichen Verhaltungbefehl in den Händen, der natürlich von vertraulicher Art war, worin das Verfahren bei den zu verübtenden Betrügereien dargelegt wurde. Um die Sache zu seinem besondern Vortheil zu wenden, drohte er den Betheiligten, die ganze Angelegenheit an's Licht zu bringen, wenn er nicht eine genügende Vergütung erhielte. Es wurde eine Unterhandlung angeknüpft, aber der drohende Kundmann wollte sich nicht zum Schweigen bringen lassen, bis ihm **13000** Dollars baar bezahlt wurden, worauf er die leidige Schrift ablieferte und sich versteckte. Die Regierung soll von diesen Thatsachen Kunde erhalten haben, und wie eine Untersuchung vermieden worden ist, und noch mehr, wie man die Aufmerksamkeit des Aufsehers des Bezirkes hat ablenken können, ist für Diejenigen, die einige Kenntniß von diesen Umständen hatten, nicht wenig überraschend gewesen.

In früheren Zeiten hatten sie viele Arten von Tänzen, den „Grünkorn-Tanz“, den „Arzneitanz“, den Adlertanz“, den „Schädelhaut-Tanz“ und den „Kriegstanz“. Diese Tänze sieht man aber jetzt nur unter den Roheren der Gränz-Indianer und den minder gesitteten Stämmen, unter welchen noch die ursprünglichen Belustigungen üblich sind. Der Korntanz dauert gewöhnlich mehre Tage und beginnt um die Zeit, wo das Getreide zu reifen anfängt. Es wird eine große Laube von grünen Zweigen errichtet, und zahlreiche Haufen von beiden Geschlechtern tanzen zu ihren heimischen Gesängen und ihrer rohen Musik, begleitet von ihrem eintönigen „He! He! He!“, während von Zeit zu Zeit ein Geschrei im Chor erschallt und ihre Bewegungen mit den lächerlichsten Gebärden verbunden sind. Nachdem sie durch eine Abkochung gewisser aufreizenden Kräuter, die von ihren Aerzten bereitet werden, sich gereinigt und alle Feuer ausgelöscht haben, wird durch Reiben von trockenen Stäben ein neues Feuer angezündet und sobald man Korn, Hülsen- und andere Früchte der Jahreszeit dabei gekocht hat, wird der Tanz mit einer allgemeinen Mahlzeit beschlossen. Ein merkwürdiger und heilsamer Einfluß dieser Gewohnheit soll noch unter einigen Stämmen bei diesem Feste vorkommen, indem sie nämlich alle alten Streitigkeiten und Zwiste schlichten oder vergleichen.

Unter den am meisten vorgeschrittenen Stämmen der Gränz-Indianer haben die Cherokees und die vereinigten Stämme der Choctaws und Chickasaws ein Regierungsystem angenommen das auf die Verfassung der nordamerikanischen Staaten gegründet ist. Es werden hier einige Angaben über die Verfassung der Cherokees, die am vollständigsten ist, an ihrer Stelle sein. Am ersten Julius 1839 wurden die Weisen dieses Stammes zusammen gerufen, welche eine Verfassung entwarfen, die in einigen Beziehungen der früher bei diesem Stamme in seinen ehemaligen Wohnsitzen eingeführten ähnlich war. Ich will die Hauptzüge angeben. Die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche Gewalt sind geschieden und bestimmt. Die gesetzgebende Gewalt

besteht aus einem Nationalcomite und einem Rath. Zu dem Comite gehören zwei und zu dem Rathe drei Mitglieder aus jedem der acht oder zehn Bezirke, in welche der Stamm zerfiel, und sie wurden von dem Volke auf zwei Jahr erwählt *). Sie versammeln sich jährlich am ersten Montag im October und jede jener beiden Abtheilungen wählt einen Präsidenten aus ihrer Mitte. Es werden Gesetzentwürfe vorgelegt, erörtert und angenommen nach parlamentarischem Gebrauch. Die vollziehende Gewalt, aus den ersten Häuptlingen und einem anderen Häuptlinge als Gehilfen bestehend, wird von dem Volke auf vier Jahre gewählt. Sie hat das gewöhnliche Veto und das Begnadigungrecht. Neben ihr steht ein vollziehender Rath von fünf Mitgliedern und Staatssecretären. Die richterliche Gewalt besteht aus dem obersten Gerichtshof, dem wandernden Gerichte und den gewöhnlichen Friedensrichtern. Geschworene sind eingeführt, und wie es scheint, ist das Landrecht Englands allgemein angenommen. Glaubensduldung ist verbürgt, doch kann Niemand ein öffentliches Amt verwalten, der das Dasein Gottes und Belohnungen und Bestrafungen in einem künftigen Leben läugnet. Nach den später angenommenen Gesetzen wird Mord mit dem Tode bestraft und ein Mordversuch mit einer dem zugefügten Schaden angemessnen Geldbuße zum Vortheil des Beleidigten; Nothzucht mit hundert Geißelhieben, Kindermord aber nur mit fünf und zwanzig bis funfzig. Geißelhiebe scheinen die Strafe für alle geringeren Verbrechen zu sein, was auch bei den Choctaws und Creeks der Fall ist, unter welchen die Henker die leichten Reiter genannt werden, eine Art von Polizeiwache, die früher auch bei den Cherokees gebräuchlich war, jetzt aber durch den Sheriff und sein bewaffnetes Geleite ersetzt wird. Wie aus ihren Einrichtungen hervorgeht, sind die Cherokees unter den rothen Leuten durch Gesittung ausgezeichnet, obgleich sie in Betriebsam-

*) Vergl. Büttner's Briefe aus und über Nordamerika. Bd. I. S. 105. L.

keit, Sittlichkeit und Nüchternheit unstreitig von den Cherokees und Chickasaws übertroffen werden, die unter den Gränz-Indianern vor allen ruhig und Christen ähnlich sind.

Man hat bis jetzt nur unter den Cherokees Gesetze zur Eintreibung von Schulden eingeführt, aber sie haben es für nothwendig gehalten, die Wirksamkeit derselben für zwei Jahre aufzuschieben. Selbst die gesittetsten Stämme haben die Vielweiberei noch nicht durch Gesetze verboten, wiewohl das Beispiel der Weißen und der gesitteteren Stammgenossen, wie auch die Bemühungen der Missionare, die Wirkung gehabt haben, daß diese Sitte bei den meisten Gränz-Indianern sich verliert. Sie kommt jedoch zuweilen noch immer vor und wie ich glaube, nehmen die rohen Volksklassen unter allen Stämmen eine beliebige Anzahl von Weibern und scheiden sich von ihnen nach Gefallen. Die gebildeteren Stammgenossen werden von Priestern oder bürgerlichen Beamten getraut.

Unter dem vereinigten Volke der Choctaws und Chickasaws besteht die vollziehende Gewalt aus vier Häuptlingen. Aus jedem der Bezirke, in welche das Land getheilt ist, wird ein Häuptling gewählt und der Stamm der Chickasaws bildet einen dieser Bezirke. Diese Häuptlinge werden auf vier Jahre gewählt und haben das Veto und das Recht der Begnadigung. In den übrigen Bestimmungen ihrer Verfassung gleichen sie den Cherokees; die Choctaws und die Creeks bestrafen den Mord mit Erschießen, was gewöhnlich nach dem Verhör von den leichten Reitern vollzogen wird.

Es hat sich jedoch ergeben, daß geschriebene Gesetze und Gerichtshöfe, Richter und Geschworene einem Zustande der Gesittung der roheren Klassen, selbst unter diesen am meisten aufgeklärten Stämmen, vorausgeeilt sind. Man hat es sehr schwierig gefunden, sie an Zucht zu gewöhnen. Diese Einrichtungen haben deßungeachtet in vielen Fällen eine heilsame Wirkung gehabt, besonders in Beziehung auf den Mord. Unter den meisten dieser Stämme, wie auch unter den wilden Indianern, war es in

früheren Zeiten herkömmlich, die Bestrafung des Mordes den Verwandten des Getödteten zu überlassen. Bei den Choctaws und Cherokees insbesondere war der ganze Clan oder die Familie des Mörders verantwortlich für das Verbrechen, und obgleich der wirkliche Thäter entkommen mochte, so hatte doch die Familie das Recht, jeden der nächsten Verwandten desselben zu tödten, den sie finden konnte, bis in die entferntesten Grade der Verwandtschaft. Man schien keine Ausnahme für zufälligen Todtschlag oder Mord aus Nothwehr zu machen. Die Mosaische Vorschrift: Leben für Leben, mußte erfüllt werden, wenn anders nicht genügende Vergütung gegeben wurde. Diese barbarische Gewohnheit hatte jedoch eine heilsame Wirkung. Die Verwandten selbst, statt das Entkommen des Verbrechers zu begünstigen, wie es so oft im gesitteten Leben geschieht, waren gewöhnlich zuerst darauf bedacht, den Flüchtling zu ergreifen und vor Gericht zu stellen. Bei den Choctaws konnte Jeder die Stelle des Mörders einnehmen. Das Gesetz wurde durch den Tod des Stellvertreters befriedigt und der eigentliche Verbrecher blieb unbestraft. Ein verständiger und glaubwürdiger Choctaw erzählte mir eine rührende Geschichte, für deren Wahrheit er einzustehen erklärte. Ein Indianer hatte sich verbürgt, daß sein Bruder, der einen Mord begangen hatte, sich an einem gewissen Tage vor dem Richter stellen sollte. Als der Tag erschien, verrieth der Mörder Widerwillen, die Bürgschaft zu lösen, worauf der Bruder zu ihm sagte: „Bruder, Du bist nicht tapfer und fürchtest Dich vor dem Tode — bleibe hier und sorge für meine Familie; ich will an deiner Stelle sterben." Er begab sich sogleich an den bestimmten Ort und wurde hingerichtet. Es gilt unter den Indianern für die höchste Ehre, ein tapferer Mann zu sein, und es giebt das größte Ansehen, dem Tode muthig entgegen zu treten. Das begangene Verbrechen bringt ihm keine Schande unter seinem Stamme, sondern macht vielmehr seinen Namen berühmt, wenn er den Folgen desselben ohne Furcht oder Weigerung entgegen geht, wogegen ein Versuch, dem Tode auszuweichen, für Feig=

heit gehalten wird. Man würde es für eben so schändlich gehalten haben, wenn der Mörder der durch das Gesetz bestimmten Todesstrafe entronnen wäre, als es in dem Ehrengesetzbuch gesitteter Völker für unehrenhaft gehalten werden will, einem Zweikampfe auszuweichen. Aber unter den meisten Gränz-Indianern und unter den wilden Stämmen, war eine Vergütung, wiewohl für den Thäter nicht ehrenvoll, üblich und ist es noch immer, ausgenommen bei den Cherokees und Choctaws. Jede Vergeltung, womit die beleidigte Familie sich begnügte, befreite den Mörder von weiterer Strafe.

Es giebt keine Versuchung, der die Indianerstämme so häufig ausgesetzt sind und die ihrer gesellschaftlichen Verbesserung so nachtheilig ist, als die Unmäßigkeit. Sie wissen dieß selber, und die Meisten haben Maßregeln angenommen, die Einführung von Branntwein zu verbieten und dem Hang zum Genuß desselben entgegen zu wirken, und zwar mit mehr oder weniger Erfolg. Unter den Choctaws wurde ein Gesetz über diesen Gegenstand gegeben, welches zwar nicht gänzlich, aber doch zum Theil von Erfolg war. Wie es scheint, hatte dieser Stamm den verderblichen Einfluß starker Getränke auf seinen Wohlstand und sein Glück gefühlt und verschiedene Maßregeln versucht, die jedoch erfolglos blieben. Endlich wurde von den Häuptlingen und den angesehensten Männern beschlossen, einen Streich zu führen, der das Uebel an der Wurzel treffen sollte. Man berief einen Volksrath, hielt viele und lange Reden und sprach mit Begeisterung gegen das Ungeheuer Branntwein und die ganze von ihm erzeugte Gräuelbrut. Es schien jedoch Jedermann abgeneigt, auf den Untergang des Ungeheuers anzutragen. Endlich erhob sich ein Häuptling von ungewöhnlicher Verwegenheit und beantragte den Beschluß, daß Jedermann, der es künftig wagen würde, Branntwein in ihr Land einzuführen, mit hundert Geißelhieben auf den bloßen Rücken gestraft und der Branntwein weggegossen werden sollte. Dieß wurde mit geringen Veränderungen einstimmig angenommen, da man es aber für ungerecht hielt, rück-

wirkende Beschränkungen einzuführen, so wurde Allen, die Branntwein vorräthig hatten, der Verkauf desselben gestattet. Der Volksrath vertagte sich, aber die Mitglieder erwogen bald die verderblichen Folgen, welche die längere Benutzung des in den Läden vorhandenen Branntweins herbeiführen würde, und kamen zu dem Schlusse, daß dem Uebel um so schneller abgeholfen werden müßte, je schneller der Branntwein aufgetrunken würde. Sie fielen darüber her, und in weniger als zwei Stunden sah man keinen trunkeneren Haufen als diese Enthaltsamkeit-Gesetzgeber. Die Folgen waren von dauernder Wichtigkeit. Man hat das Gesetz mit geringen Verbesserungen seitdem strenge vollzogen.

Unter den meisten Indianerstämmen haben die Töchter bei der Wahl ihrer Gatten sehr wenig zu sagen. Die Aeltern wollen gewöhnlich zuerst befriedigt sein, und haben sie ihre Einwilligung gegeben, so erwartet man nie, daß die Tochter bedeutenden Widerstand leisten werde. Die echten Indianer vom Choctaw-Stamm haben eine Gewohnheit, die einer Erwähnung werth ist. Jahrelang, ja vielleicht so lange sie lebt, ist es der Mutter nach der Heirath ihrer Tochter verboten, ihren Schwiegersohn anzusehen. Sie dürfen zwar mit einander sprechen, aber er muß vor ihren Blicken verborgen sein, durch eine Mauer, ein Zelt, einen Vorhang oder, wenn sich sonst nichts darbietet, durch die Hand auf den Augen. Wie man sagt, sollen diese armen abergläubigen Mütter bei der Auswanderung des Stammes in großer Verlegenheit gewesen sein, diese Sitte nicht zu verletzen. Auf der Reise oder während sie oft ohne Zelte gelagert waren, fürchtete sich die Schwiegermutter, ihr Haupt zu erheben oder ihre Augen zu öffnen, um nicht den verbotenen Gegenstand zu erblicken.

Die Choctaws haben eine andere Eigenheit mit einigen der nördlichen Stämme gemein. Eine Frau von der alten Schule darf ihren Mann nie beim Namen nennen; haben sie aber Kinder, so nennt sie ihn „meines Sohnes Vater“, oder ge-

wöhnlicher braucht sie den Namen des Kindes, und ist dieser z. B. Ok=ne=lo=wa, so nennt sie ihren Mann „Ok=ne=lo=wa's Vater." Noch eine andere Seltsamkeit bei den Namen! Der unwissende Choctaw scheint eine abergläubige Abneigung zu haben, seinen eigenen Namen zu sagen, ja es scheint unmöglich zu sein, den Namen von ihm zu erfahren, wenn anders nicht ein Bekannter zugegen ist, den er dann bittet, die Frage zu beantworten.

Bei ihren Begräbnissen haben die gesitteten Choctaws die Gewohnheiten der Weißen angenommen. Die roheren Volksklassen aber halten noch immer an ihren ursprünglichen Gebräuchen. Es wird ein bemalter Pfahl mit einer Fahne auf das Grab gesteckt, der gewöhnlich drei Monate stehen bleibt. Während dieser Zeit halten sie jeden Morgen und Abend regelmäßige Trauerübungen, und zu jeder anderen Stunde des Tages verlangen sie den Beistand eines Freundes, der sie etwa besucht und ihnen weinen helfen muß. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Zeit versammeln sich die Freunde der Familie in dem Trauerhause zu einem Gastmahle, und nachdem sie die ganze Nacht getanzt haben, besuchen sie am nächsten Morgen das Grab und ziehen den Pfahl heraus. Die Trauer hat dann ein Ende, und es ist der Familie erlaubt, an den gewöhnlichen Belustigungen und Festlichkeiten des Stammes wieder Theil zu nehmen, was ihnen vorher nicht gestattet war.

Die Creeks *) sind zwar im Ganzen ein sehr betriebsames Volk und bauen viel Getreide und Gemüse, sind aber hinter ihren Nachbarn, von welchen ich gesprochen habe, sowohl in politischer als in geselliger und literarischer Hinsicht noch weit zurück.

---

*) Diese Indianer nennen sich selbst Muscogee oder Muscohgeh. Sie haben den Namen Creeks durch die Weißen erhalten und zwar von der großen Anzahl kleiner Flüsse, welche das vor Zeiten von ihnen bewohnte Land durchschneiden, und sie wurden früher die Indianer in dem Bachlande genannt.

Ihre vollziehende Gewalt besteht aus zwei oberen Häuptlingen, und ihre Gesetzgebung oder ihr Volksrath aus ungefähr vierzig geringeren Häuptlingen, welche von Amtswegen auch Friedensrichter sind. Sie haben keine Geschworenen und ihre gerichtlichen Verhandlungen sind sehr kurz, oft ohne alle Zeugen, da die Krieger gewöhnlich zu stolz sind, eine Beschuldigung abzuläugnen, um nicht der Feigheit beschuldigt zu werden. Hinrichtungen geschehen zuweilen eine Stunde nach dem Anfange des Verhörs. Mord, Nothzucht und ein dritter Diebstahl werden mit dem Tode, gewöhnlich durch Erschießen, bestraft. Bei einem Todtschlag aber wird der Verbrecher, wenn die Verwandten des Getödteten es verlangen, mit einer ähnlichen Waffe oder wo möglich mit derselben hingerichtet, womit der Mord begangen wurde. Die meisten geringeren Verbrechen werden mit Geißelhieben bestraft; auf einen ersten Diebstahl stehen funfzig Hiebe, auf den zweiten hundert und Ohrabschneiden. Ehebruch wird an der Ehebrecherin durch Abschneiden der Nase und der Ohren bestraft, aber der Ehemann ist berechtigt, zu bestimmen, ob das Gesetz vollzogen werden soll, und gewöhnlich vollzieht er die Strafe, und zwar oft ohne Verhör. So strenge diese Gesetze sind, so werden sie doch meist unerbittlich vollzogen, obgleich eine dem Beleidigten genügende Umwandlung der Strafe gestattet ist, um den Verbrecher zu erlösen. Ihre Gesetze sind bei einem zufälligen Todtschlag noch grausamer als unter anderen Völkerschaften.

Bei ihren Leichenbegängnissen haben die Creeks die eigenthümliche Sitte, daß im Augenblick des Todes ein Gewehr abgefeuert wird. Ihre Gräber befinden sich gewöhnlich unter dem Fußboden ihrer Wohnungen, und so ist der Mann zuweilen unter dem Bette der Witwe begraben. Das Schicksal der unglücklichen Witwe ist elend genug in jedem Lande; aber unter den Creeks hat sie ein grausam hartes Schicksal. Sie muß vier Jahre lang tief trauern *) und darf ihr Haar nicht auskämmen,

*) Dieser Gebrauch scheint alt zu sein. Adeir bemerkte vor 1775: „Die Witwen der Muscohgeh müssen vier Jahre lang ein keusches,

wenn nicht die Verwandten des Verstorbenen sich einmischen, wo denn die Trauer zuweilen in einigen Monaten ein Ende hat, vorausgesetzt, daß die Bekümmerniß der Witwe offenbar und ihr Betragen rühmlich ist. Bei ihrer Trauer weinen und schreien sie aber nicht mit so lärmender Heftigkeit als die Choctaws und andere Stämme; die Shawnees und Delawares aber sind noch berühmter wegen ihrer stillen Trauer; als kriegerische Stämme scheinen sie das laute Trauern und Wehklagen zu verschmähen, das unter dem größten Theile der wilden Stämme üblich ist.

Die Indianer haben zwar keine Familiennamen, gewöhnlich nehmen sie aber eine Art von Ehrentitel oder Beinamen an, bei Gelegenheit eines wichtigen Vorfalls oder nach einer verdienstlichen That, was auch bei den wilden Stämmen der Fall ist. Bei den Cherokees, den Creeks und vielleicht auch anderen Stämmen, ist eine sonderbare Art der Beerbung gebräuchlich. Die Weiber werden zwar in anderen Beziehungen als sehr untergeordnete Wesen betrachtet, die Kinder aber sind der Mutter angehörig, und die Güter vererben durch die weibliche Linie auf die Familie. Sie sagen, es sei leicht genug, die Familienmütter auszumitteln, schwer aber, die Väter zu bestimmen.

Die übrigen Stämme, welche die nördlichere Gränze bewohnen, wie auch die Seminoles, die unter den Creeks ihren Wohnsitz haben, besitzen so wenig auffallende Eigenheiten und sind meist so wenig zahlreich, daß es unnöthig sein möchte, genauere Nachricht von ihnen zu geben. Wie ich glaube, haben alle noch ihr altes System von willkürlich gebietenden Häuptlingen und Räthen der Weisen und Tapferen ziemlich in seinem ursprünglichen Zu-

---

ehrbares Leben führen; die Weiber der Chickasaws drei Jahre, sonst wird das Ehebruchgesetz gegen sie angewendet." Ich habe jedoch von dieser Sitte unter den heutigen Chickasaws nie etwas gehört.

stande behalten, und die meisten leben in Blockhütten und bauen den Boden in beträchtlichem Umfang an. Die Shawnees, die Delawares und die Kickapoos betreiben unter den nördlichen Stämmen am meisten den Ackerbau, aber einige von ihnen widmen den größten Theil ihrer Zeit der Jagd in den Prairieen und dem Handel mit den wilden Stämmen *).

*) Man hat seit der Entfernung der Gränz-Indianer keine vollständige Zählung derselben veranstaltet. Nach dem Berichte der Commissare der Indianer-Angelegenheiten im Jahre **1843**, beträgt jedoch die Gesammtbevölkerung der westlich von der Gränze angesiedelten Indianer, mit Ausschluß der Osages, der Kansas und anderer nördlichen Stämme, die richtiger zu den Prairie-Indianern gerechnet werden, **81,541** Köpfe. Von diesen rechnet man auf die Cherokees **25,911**, die Choctaws **15,177**, die Chickasaws **4930**, die Creeks **24,594**, die Seminoles oder Florida-Indianer **3824**, die Senecas von Sandusky **251**, die Senecas und Shawnees **211**, die Quapaws **476**, die Wyandots **664**, die Potawatomies, Chippewas und Ottawas am Ufer des Osage, **2350**, die Kaskasias und Piorias **150**, die Piankeshaws **98**, die Weaws **176**, die Shawnees **887**, die Delawares **1059**, die Stockbridges, Munsees u. s. w. **278**, die Kickapoos **505**. Hierzu kommen noch östlich vom Mississippi **1800** Cherokees, **3323** Choctaws, **80** Chickasaws, **744** Creeks, **500** Potawatomies u. s. w., **50** Weaws und einige Ueberreste von Stämmen. — Viele der vorstehenden Angaben sind jedoch seit der Entfernung jener Stämme stehende Zahlen in den Tabellen der Behörde gewesen, und da es bekannt ist, daß die meisten derselben seitdem abgenommen haben, so ist die angegebene Gesammtsumme ohne Zweifel übertrieben. Ein einsichtvoller Beamter rechnete z. B. im Jahre **1842** die Zahl der Cherokees, die in vorstehendem Berichte auf **25,911** angegeben sind, nur zu etwa **18,000**. Eben so werden die Creeks nur auf ungefähr **20,000** geschätzt, und in dem „**Choctaw Almanac**" für **1843** finde ich die Bevölkerung dieses Stammes nur zu **12,690** angegeben. (B ü t t n e r Bd. I. S. **106** giebt die Gesammtzahl jener Stämme auf ungefähr **90,000** an. E.)

Vierzehnter Abschnitt.

Prairie-Indianer. — Häuptlinge. — Kriegführung. — Der Schädelhaut-Tanz. — Die Friedenspfeife. — Verträge. — Neuigkeit-Ausrufer. — Indianer-Waffen. — Tänze. — Zeichensprache. — Telegraphen. — Wohnhütten. — Packhunde. — Gebräuche. — Bemalen und Tätowiren. — Indianische Stutzer. — Die Büffelkittel. — Speisen und Fasten. — Hausthiere. — Der Wampum. — Zeitrechnung.

Die wilden Horden, welche man als die eigentlichen Prairie-Indianer betrachten kann, haben nur geringe oder doch nicht merkliche Fortschritte in der Gesittung gemacht. Sie leben meist von Plünderung und Jagd, wiewohl einige ihren Unterhalt durch Ackerbau gewinnen. Sie bestehen aus mehren verschiedenen Stämmen, doch findet man unter ihnen eine größere Verschiedenheit der Sprache als der Gewohnheiten. Ich will jedoch nicht sagen, daß alle Gewohnheiten jedes Stammes ganz gleich seien; es ist diese Voraussetzung und die Gewohnheit, als ständige Gebräuche anzunehmen, was man bei besonderen Gelegenheiten beobachtet hat, wodurch in den Berichten flüchtiger Reisenden oft so große Abweichungen hervorgebracht wurden.

Es giebt jedoch kaum einen Indianerstamm in den Prairieen, wie wenig zahlreich er auch sein möge, der nicht aus kleineren Haufen, jeder unter einem eigenen Häuptling, bestände. Ihre Regierungsysteme sind oft halb patriarchalisch, halb mili-

tärisch. Die angesehensten Familienhäupter üben eine kleine Herrschaft, die sich nicht selten über ihr eigenes Haus hinaus auf einen Kreis von Anhängern erstreckt. Mehre dieser durch verwandtschaftliche oder freundschaftliche Bande vereinigten Abtheilungen kommen durch gemeinschaftliche Uebereinkunft unter die Leitung eines einflußreichen Häuptlings, der vielleicht in Kriegen Ruhm erworben hat. Aber eine regelmäßige Abstammung scheint nur selten eingeführt zu sein. Diese kleinen Abtheilungen vereinigen sich nicht oft unter einen allgemeinen Anführer, außer zu gegenseitiger Vertheidigung, wann Gefahren drohen. Zuweilen erhebt sich ein gewaltiger Geist, ein tapferer und ausgezeichneter Weiser, der im Stande ist, seinen ganzen Stamm zu vereinigen, wobei er gewöhnlich durch hinlängliche Zauberkünste unterstützt wird, um ihm den Charakter eines großen Arzneimannes zu geben.

Der Krieg scheint das Element der Prairie-Indianer zu sein, wiewohl nur wenige viel inneren Muth besitzen. Sie sind in der That die feigsten Wilden östlich vom Felsengebirge, und haben in dieser Beziehung nur wenig Aehnlichkeit mit den Urbewohnern im Inneren der Vereinigten Staaten. Selten greifen sie einen Feind an, wenn sie nicht einen entschiedenen Vortheil erwarten können, denn die Aussicht, auch nur einen einzigen Krieger zu verlieren, wird sie oft abschrecken, das einladendste Abenteuer zu wagen. Außer ihrer Furchtsamkeit werden sie auch durch den Umstand abgehalten, daß der Verlust eines Kriegers oft den glänzendsten Sieg trübt und einen ganzen Clan in Trauer versetzt. Darum greifen sie gewöhnlich durch einen Ueberfall und bei der Nacht an, wo sie Alle schlafend zu finden erwarten, und wenn sie einem furchtbaren Feinde entgegen stehen, so achten sie darauf, daß die Nacht lang genug sei, damit sie vor der Morgendämmerung sich aus dem Bereiche der Verfolgung zurückziehen können. Geht der Mond spät auf, so ist die Zeit kurz vor dem Aufgange ein günstiger Augenblick, da sie dann Licht genug haben, sich zu sammeln und das Vieh

mitzunehmen, das sie aus einander geschreckt haben. Diese um ein Lager schleichenden Haufen bedienen sich zuweilen eines Signals, indem sie die Stimmen von Wölfen, Eulen und anderen nächtlichen Thieren nachahmen, wodurch sie sich einander Mittheilungen machen, und die Nachahmungen sind so täuschend, daß sie argwohnlose Reisende nicht beunruhigen können.

Selten wird ein Krieg beschlossen oder auch nur ein Feldzug unternommen, ohne einen allgemeinen Volksrath, in welchem alle Häuptlinge und die ausgezeichnetsten Tapferen und Weisen versammelt sind. Nachdem sich Alle in einen Kreis gesetzt haben, macht die Pfeife die Runde, bis ihr Gehirn hinlänglich beruhigt ist, um sie in Stand zu setzen, den großen Geist zu befragen und die wichtigen Gegenstände der Berathung frei zu besprechen. Der Tabakrauch wird daher gewöhnlich aufwärts geblasen als ein Sühnopfer für die angerufenen Geister, die über dem Himmel wohnen. Sie ziehen dabei gewöhnlich den Dampf in die Lunge und blasen ihn in düsteren Wolken durch die Nase. Wird ein Volksrath vor einem Feldzuge gehalten, so fangen die Krieger zuweilen den Tabakrauch mit der Hand auf und reiben ihren Leib damit, weil sie glauben, daß sie dadurch, wo nicht unverwundbar, doch sicherer gegen die Pfeile ihrer Feinde werden. Bei ihrer Kriegführung bedienen sie sich zwar jeder Kriegslist und treulosen Ausflucht, um ihre Feinde zu hintergehen, und in der Schlacht sind sie äußerst erbittert und grausam, selten aber erlauben sie sich gegen ihre Gefangenen jene furchtbaren Züchtigungen und Martern, welche die Wilden im Inneren der Vereinigten Staaten während ihrer früheren Kriege gegen die Weißen verübten. Die Gewohnheit, ihre Gefangenen lebendig zu verbrennen, die vor vielen Jahren unter einigen Prairie-Stämmen herrschend gewesen sein soll, scheint jetzt ganz sich verloren zu haben.

Kehren sie nach einer Niederlage aus dem Feldzuge zurück, so hört man in dem Dorfe viele Tage lang das Geschrei und die Wehklagen der Weiber und Kinder, worein nicht nur die

trauernden Familien, sondern auch alle Verwandten und die meisten Freunde der Gefallenen einstimmen. Sind aber die Krieger glücklich gewesen und bringen sie die Schädelhäute ihrer Feinde mit, so vereinigen sich Alle zu ihrem größten Feste, dem Schädelhauttanz. Es werden dabei die barbarischen Siegeszeichen gewöhnlich auf eine Stange in der Mitte der Tanzenden gesteckt, oder die tapferen Sieger behalten sie wohl auch in den Händen und schwingen sie um ihre Köpfe, wobei sie diese furchtbaren Repräsentanten ihrer Feinde heftig anreden und mit den beleidigendsten Prahlereien verhöhnen, dem feindlichen Stamm Feigheit und Verweichlichung vorwerfen, ihn herausfodern, hervorzutreten und das Blut seiner Erschlagenen zu rächen, und dann mit Höhnereien und Jubelgeschrei schließen über das feige Schweigen ihrer Feinde, die nach ihrer Meinung sich fürchten, einen Rachelaut gegen ihre überlegenen Gebieter, die siegreichen Eroberer, zu flüstern. Sind die Krieger müde geworden, so pflegen die Weiber und Kinder die barbarische Festlichkeit fortzusetzen, wobei zuweilen ein großsprecherischer Krieger in ihre Mitte tritt und die prahlerischen Anreden wiederholt und äußert, daß selbst die Weiber und Kinder die Feinde in tiefer Unterwürfigkeit halten, und daß nur diese künftig zu ihrer Unterjochung entsendet werden sollten, während die Krieger für edlere Feinde sich aufsparen würden. Sind diese barbarischen Gebräuche und Prahlereien geendet, so werden die Schädelhäute ihren Eigenthümern übergeben, welche sie trocknen und bemalen, um sie für künftige Kriegstänze aufzubewahren.

Will ein Stamm einen Friedensvertrag mit einem Feinde schließen, so gehen einige Krieger als Gesandte, oder vielleicht eine ganze Volksabtheilung, und bringen das Calumet oder die Friedenspfeife, welche die Stelle der Stillstandsflagge unter gesitteten Völkern vertritt *). Wenn jedoch die Gesandtschaft an

*) Die Friedenspfeife scheint unter den Wilden in Nord-Amerika ein alter und allgemeiner Gebrauch gewesen zu sein. „Ich muß hier,"

die Weißen gerichtet ist, so nehmen sie gewöhnlich auch eine Flagge mit, weil sie wissen, daß dieß das Friedenszeichen derselben ist. Wird die Friedenseröffnung angenommen, so versammeln sich die Häuptlinge und die angesehensten Männer jeder Horde zu einer Berathung, zuweilen in einer Hütte, Wigwam, wenn man eine passende findet, sonst unter freiem Himmel, und setzen sich wie gewöhnlich mit untergeschlagenen Beinen in einen Kreis. Werden Geschenke mitgebracht, die von Seiten der Weißen unumgänglich nothwendige Freundschaftzeichen sind, ohne welche eine Unterhandlung erfolglos sein würde, so werden diese in den Kreis gelegt. Einer der Indianer zündet dann die Friedenspfeife an, die er dem obersten Häuptling überreicht, welcher, ehe er raucht, das Pfeifenrohr

---

sagt Marquette, „von dem Calumet sprechen als dem geheimnißvollsten Dinge in der Welt. Selbst die Scepter unserer Könige werden nicht so hoch geachtet, denn die Wilden haben so viel Ehrfurcht vor dieser Pfeife, daß man sie den Gott des Friedens und des Krieges, und den Schiedsrichter über Leben und Tod nennen könnte. Mit diesem Calumet kann sich Jeder unter seine Feinde wagen, und sie legen im heftigsten Kampfe vor dieser heiligen Pfeife ihre Waffen nieder." Diese Ehrfurcht ist jetzt vielleicht nicht mehr so groß, obgleich die Friedenspfeife noch immer in hoher Achtung steht. Selbst die Asche aus dem Calumet scheint heilig gehalten zu werden; denn nach dem Rauchen wird die Pfeife gewöhnlich in einem Winkel der Wohnung ausgeleert, der besonders zu diesem Zwecke bestimmt ist. Doch da die Wilden allgemein wissen, daß das Rauchen zu solchen Gelegenheiten bei den Weißen nicht gebräuchlich ist, so hält man es nicht mehr allgemein für wichtig, mit ihnen zu rauchen, sondern erwartet statt dessen Geschenke. In alter Zeit jedoch waren sie strenger, denn an einer anderen Stelle erzählt derselbe Schriftsteller (1673): „Sobald wir uns gesetzt hatten, boten sie uns dem Gebrauche gemäß das Calumet dar, das Jeder annehmen muß, wenn er nicht für einen Feind oder einen rohen Menschen gelten will; aber es ist nicht nöthig, zu rauchen, und es genügt, die Pfeife an den Mund zu setzen."

nach den vier Himmelsgegenden und gegen Himmel und Erde richtet, dann einige, gewöhnlich drei Züge thut und die Pfeife dem Nachbar überreicht, der eben so viele Züge thut. So geht die Pfeife in dem Kreise ringsum in der Richtung des Sonnenlaufs, während Jeder den Dampf durch die Nase aufsteigen läßt. Man scheint es für eine Entweihung zu halten, wenn Jemand vor der Pfeife vorübergehen wollte, während die Häuptlinge rauchen, und Unbesonnene oder Unverschämte, welche es wagen, werden zuweilen strenge dafür bestraft. Dann folgt die Besprechung und die Geschenke werden durch einen Häuptling vertheilt, der dabei den Bevollmächtigten macht. Bei kleinen Waffenstillständen unter den Stämmen aber werden selten Geschenke erwartet, außer wenn eine mächtigere Partei sie als eine Art Tribut verlangt.

Reisende und Jäger sehen sich gewöhnlich genöthigt, mit jeder Horde von Prairie-Indianern, der sie begegnen, einen Vertrag zu schließen oder eine Besprechung zu halten, wenn sie ein freundschaftliches Verhältniß mit ihnen unterhalten wollen. Zu verschiedenen Zeiten haben auch Beamte der Regierung der Vereinigten Staaten mit den meisten wilden Stämmen Verträge abgeschlossen, doch in der Regel mit sehr geringem Erfolg, denn gewöhnlich werden die Vertragsbedingungen vergessen oder mißachtet, sobald die empfangenen Geschenke verbraucht worden sind. Diese Verträge, wie auch andere Rathsbeschlüsse, werden gewöhnlich durch eine Art von Ausrufer bekannt gemacht, der die Bedingungen und die festgesetzten Bestimmungen von Hütte zu Hütte bringt, und das Ereigniß wird dem Gedächtnisse der Weisen zur Kunde für die Nachwelt übergeben. Unter einigen Stämmen wird das Gedächtniß durch den Wampum-Gürtel unterstützt, welcher aus Kügelchen besteht, die mit hieroglyphischen Figuren verflochten sind, so daß sie ein Andenken an wichtige Ereignisse bilden. Andere bewahren die Erinnerung durch hieroglyphische Gemälde auf ihrem Büffelkittel und ähnlichen Dingen.

Die Waffen der wilden Indianer sind meist Bogen und Pfeile, in deren Gebrauch sie außerordentlich geschickt sind. Ein gewandter Wilder wird gegen viele Büchsenschützen eine Wette eingehen. Es giebt in der That keine wirksamere Waffe als Bogen und Pfeil in der Hand eines geübten Schützen. Während der Musketier einmal ladet und feuert, schießt der Bogenschütze zwölf Pfeile ab, und zwar auf eine Entfernung unter hundertfunfzig Fuß mit einer Genauigkeit, die fast einem Büchsenschuß gleich kommt. Beim Angriffe sind sie ungemein nützlich, denn der Indianer scheint seine Pfeile fast eben so sicher abzuschießen, wann er in vollem Laufe ist, als wann er still steht. Der Bogen der Indianer ist gewöhnlich drei, zuweilen aber auch vier Fuß lang. Er wird in der Regel von elastischem Holze gemacht, zuweilen aber wird auch das Horn des Elenthieres dazu gebraucht, und in dem letzteren Falle nimmt man zwei der längsten und geradesten Theile des Geweihes, welche in das gehörige Verhältniß geschabt, an den Enden zusammen gefügt und mit Sehnen vestgebunden werden. Man hat wohl auch Bögen auf gleiche Weise aus zwei Büffelrippen gemacht, aber diese sowohl als die aus Elengeweihen gemachten sind eher Seltenheiten als zum Dienste tauglich, wenigstens sind sie nicht den aus dem Holze des Bogenbaumes *) gemachten gleich. Die Pfeile sind gewöhnlich dreißig Zoll lang und haben eine eiserne Spitze, wiewohl die alterthümlichen Spitzen von Flintenstein noch immer bei einigen der wildesten Stämme üblich sind. Außer dem Bogen ist die Lanze, deren Gebrauch die Indianer von den Mejicanern angenommen haben mögen, eine wirksame Waffe, sowohl zum Angriff als auf der Jagd. Viele sind auch mit der Flinte der nordwestlichen Ansiedler versehen, und einige haben Rifles (gezogene Büchsen). Sehr wenige aber haben die Gewandtheit erlangt, welche die Gränz-Indianer in dem Gebrauche dieser tödtlichen Waffe besitzen. Kein Indianer aber hält

---

*) Siehe Abschnitt X.

seine Ausrüstung für vollständig ohne das Skalpirmesser. Unter den westlichen Prairie-Indianern ist jedoch das Tomahawk nur wenig bekannt. Sie bedienen sich statt desselben der Kriegskeule oder der Kriegsaxt; jene ist ein Knüttel mit eingefügtem Stein, wogegen bei dieser eine Klinge oder eine Metallspitze eingefügt ist. Viele sind mit Schilden von ungegerbter Büffelhaut oder Elenhaut versehen, worauf oft hieroglyphische Zeichen gemalt sind, welche die erschlagenen Feinde oder irgend eine merkwürdige That vorstellen, deren sie sich rühmen können. Diejenigen, die keine Schilde haben, bezeichnen ihre Ruhmansprüche gewöhnlich auf den Stielen ihrer Streitärte, ihrer Kriegskeulen, oder tätowiren sie auch wohl auf der Brust oder den Armen.

Außer dem Kriege scheint man nur die Jagd für eine ehrenhafte Beschäftigung eines Kriegers zu halten. Jede andere Arbeit wird den Weibern aufgelegt, und selbst wenn eine Jagdgesellschaft auszieht, versorgt man sich gewöhnlich mit einer hinlänglichen Anzahl dieser Mägde, die für das erlegte Wild zu sorgen haben, da sich der Indianer nur dazu herabläßt, die Jagdthiere zu erlegen. Außer den Stämmen, welche auf Schießgewehre geübt sind, jagen nur sehr wenige Prairie-Indianer anderes Wild als den Büffel, nicht weil sie, wie man wohl geglaubt hat, das Kleinwild ihrer unwürdig achten, sondern weil die Büffel am leichtesten gefangen werden und die reichlichste Nahrung gewähren. Die Antilope ist zu wild und flüchtig für ihre Jagdart und wird nur zuweilen durch List gefangen, wogegen das Rothwild, das sich auf der Jagd schwer erlegen läßt, nicht so leicht gefangen wird. Auf seinem wohlgeübten Pferde und mit Pfeil oder Lanze bewaffnet, ist der Indianer ein unvergleichlicher Jäger. Einige von ihnen, die unter eine Büffelheerde stürzen, haben die Ebenen bald mit erlegten Thieren bedeckt.

Unter den Belustigungen der Indianer ist der Tanz vielleicht die beliebteste; außer als Zubehör eines Krieges wird er auch als Unterhaltung betrachtet und ist oft mit ihrer Gottes-

verehrung verbunden. Bei ihren gesellschaftlichen Belustigungen, an welchen auch die Weiber gewöhnlich Theil nehmen dürfen, zeigen sie sich nicht so wild als bei ihren Kriegstänzen, wiewohl auch diese mit den wildesten und lächerlichsten Gebärden und mit eben so munteren als unzüchtigen Gesängen begleitet sind. Bei diesen, wie bei den Kriegs- und Schädelhauttänzen, sind eine kleine Trommel und eine schrillende Pfeife die gewöhnlichen Instrumente.

Da die Prairie-Indianer so viele gänzlich verschiedene Sprachen haben, so ist eine Zeichensprache die allgemeine Vermittelung zwischen den verschiedenen Stämmen geworden. Sie haben dieses Zeichensystem zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß die verwickeltsten Mittheilungen von denjenigen gemacht werden, die in dieser stummen Sprache geübt sind. Sie haben eine ganz eigenthümliche Art Telegraphen, und wiewohl dieselben anfänglich unausführbar zu sein scheinen, so werden sie doch von den Wilden so völlig verstanden, daß man sich ihrer oft mit großem Vortheil bedient. Man läßt Rauch aufsteigen, wodurch viele wichtige Thatsachen auf eine beträchtliche Entfernung mitgetheilt werden, und sie werden verständlich durch die Art und Weise, die Größe und die Zahl der Rauchsäulen, die gewöhnlich durch Ansteckung des trockenen Prairiegrases bewirkt werden. Auf Wanderungen häufen sie oft Steine auf Hügeln oder vorragenden Stellen auf, so geordnet, daß ihre vorüberziehenden Gefährten die Bedeutung derselben verstehen. Zuweilen werden auch die weißgebleichten Büffelschädel aufgehäuft, womit die Ebenen überall bestreut sind, und man zeigt dadurch die Richtung des Zuges oder andere Umstände an, die mitgetheilt werden sollen.

Fast jeder Stamm hat seine Eigenheiten in der Erbauung der Hütten, in der Anordnung des Lagers und in der Verschiedenheit des Anzugs, und einige oder all diese Eigenheiten können dem erfahrenen Reisenden andeuten, zu welchem Stamme der Eigenthümer gehört. Wird ein Moccasin oder ein anderer

Theil des Anzugs gefunden, so weiß er sogleich den Volkstamm anzugeben, welchem derselbe gehört, ja selbst eine Fußspur ist oft hinlänglich dazu*). Besonders auch durch die Ueberreste des Feuers kann der Reisende die Zwischenzeit, die seit dem Aufbruch der Indianer verflossen ist, mit merkwürdiger Genauigkeit bestimmen.

Die Hütten der Indianer bestehen aus einem Gerüste von kleinen Pfählen, gewöhnlich mit Büffelhäuten bedeckt, die fast keine andere Zubereitung erhalten, als daß sie enthaart werden. Einige geben ihren Hütten die rundliche Gestalt einer Wagenbedeckung, wie die Wohnungen der Osages, die gewöhnlich aus einem Gerüste von gekrümmten Stäben bestehen und mit Häuten, Baumrinden oder, wie gewöhnlich in ihren Dörfern, mit Gras und Erde bedeckt sind. Einige stellen die Stangen in zwei parallele Linien und neigen sie gegen eine Querstange, wodurch das Wigwam die Gestalt eines Hausdaches erhält; Andere pflanzen kleine Stangen in einen Kreis und binden die Spitzen zusammen, so daß sie bedeckt einem abgerundeten Heuschober gleichen. Am gewöhnlichsten aber werden unter den wilden Stämmen beim Bau einer Hütte die Stangen so gestellt, daß sie eine Kreisfläche von zehn bis zwanzig Fuß im Durchmesser einschließen, und sind die Spitzen zusammengefügt, so entsteht ein kegelförmiges Gerüste, das dicht mit Häuten bedeckt wird und nur auf dem Gipfel eine Oeffnung hat, um den Rauch herauszulassen. So bauen die Comanches und die meisten übrigen Stämme in den großen Ebenen. Die Thüren der Hütten sind mit einer Haut bedeckt und im Winter bei einem kleinen Feuer sehr behaglich. Das Feuer wird in der Mitte angezündet, und der Rauch steigt durch die obere Oeffnung so frei empor, daß

*) Da viele Stämme ihren Schuhen eine verschiedene Gestalt geben, einige sie spitzig, andere breit machen, einige mit dem Saume auf der Sohle, so findet man immer eine auffallende Verschiedenheit in den Spuren.

er im Inneren nur selten lästig wird. Diese Hütten werden immer von den Weibern und mit solcher Schnelligkeit aufgerichtet, daß wenn ein reisender Haufen Halt macht, in einem einsamen Thale ein Dorf in wenigen Minuten wie durch Zauber emporsteigt. Die Hüttenpfähle sind oft sauber gearbeitet und werden von einem Lager zum anderen mitgenommen. Bei der Fortschaffung derselben schleppt ein Ende dieser Stangen gewöhnlich auf dem Boden, und man erkennt an der Spur, daß ein Haufen mit Familien vorangezogen ist, da Kriegerzüge nie Hüttenpfähle mitnehmen. Die Chayennes, Sioux und einige andere nördliche Stämme gebrauchen oft Hunde zur Fortschaffung der Bedeckungen und Pfähle ihrer Hütten und auch für das leichte Gepäcke; zu gewöhnlichen Reisezwecken aber und für schweres Gepäcke bedienen sie sich meist der Pferde. Die Prairieen werden von so wenig schiffbaren Flüssen durchströmt, daß kein Indianerstamm in den Hochebenen den Gebrauch von Kähnen oder Fahrzeugen irgend einer Art kennen gelernt hat.

Man findet unter den verschiedenen Stämmen einige Verschiedenheit in der Bekleidung, wiewohl alle Moccasins und eine Beinbekleidung tragen, und wenn sie nicht mit Arbeiten beschäftigt sind, hüllen sie den Leib gewöhnlich in Büffelkittel, Decken oder Mäntel von grobem Tuche. Einige der nördlichen Stämme zeigen viel Geschicklichkeit und Geschmack in der Verfertigung der Moccasins; dieß ist das Geschäft der Weiber, welche dieselben oft mit Glaskügelchen, Stachelschweinspitzen sehr schön verzieren. Die Beinbekleidung, das Leggin, besteht aus Häuten oder Tuch und bedeckt Bein und Schenkel. Gewöhnlich läßt man auf der linken Seite des Saumes eine überflüssige Leiste, welche, wenn die Bekleidung aus einer Haut besteht, in lange Troddeln geschnitten wird, und besteht sie aus Tuch, so bleibt der breite Rand ganz und hängt als Klappe auf den Beinen. Ein Streif von grobem Tuche, ungefähr einen Fuß breit und drei Fuß lang oder noch länger, bildet gewöhnlich diesen Latz, welcher zwischen die Beine gezogen wird, und wenn die Leg-

gins aufgezogen werden, bindet man die Enden unter dem Gürtel um den Leib. Da der Latz zuweilen sechs Fuß lang ist, so sieht man vorn und hinten anderthalb bis zwei Fuß von jedem Ende herabhangen.

Die Indianer haben keine Kopfbedeckung, sondern setzen den nackten Kopf dem heftigsten Regen und der heißesten Sonne aus. Ihr grobes schwarzes Haar scheint jedoch dadurch befeuchtet zu werden, denn selten ergraut es eher als im höchsten Alter, und ich erinnere mich nicht, je einen kahlköpfigen Indianer gesehen zu haben. Auch bleibt ihre Sehkraft ungemein stark, ungeachtet ihre Augen nicht durch Wimpern und Brauen geschützt werden; die sie herausziehen, und trotz dem beständigen Gebrauche anscheinend schädlicher Farben, womit sie den Rand der Augenlider bemalen. Obgleich sie gewöhnlich keine Kopfbedeckung haben, so tragen sie doch zuweilen als zeitweiligen Zierath eine seltsame Mütze von Fellen, und es ist nicht ungewöhnlich, einen Tapferen zu sehen, der die ganze zottige Stirnhaut eines Büffels mit den Hörnern auf seinen Kopf gesetzt hat, was mit seinem bemalten Gesicht einen teuflisch grimmigen Anblick gewährt.

Die Indianer in den Prairieen tragen fast ohne Ausnahme langes Haar, welches in dicken Flechten über die Schulter hängt, die mit Gummi, Fett und Farben beschmiert und mit Federn und anderem Tand verziert sind. Die meisten der näher an der amerikanischen Gränze wohnenden Stämme haben einen eigenthümlichen Haarputz.

Cochenille scheint ein unumgängliches Zubehör des Putzes der Indianer zu sein, in Ermangelung dieser Farbe aber bemalen sie sich mit Farbenerden. Gehen sie in den Krieg, so wird der Leib schwarz bemalt, mit Schlamm, Holzkohle oder Schießpulver, was ihnen ein furchtbares Ansehen giebt. Die Bemalung zum Putz aber ist weit munterer und zierlicher. Das Gesicht und zuweilen auch Arme und Brust sind seltsam streifig und würfelig verziert, mit Schattirungen von gelbem und weißem

Thon, zuweilen auch mit schwarzer Farbe, wiewohl diese hauptsächlich dem Kriege eigen ist. Besondere Sorgfalt wird darauf verwendet, die Augenlider hochroth zu färben.

Außer der Bemalung ist bei den meisten Stämmen das Tätowiren üblich, bei einigen nur spärlich, während andere Gesicht, Brust und besonders Arme ganz buntscheckig machen. Diese Sitte scheint bei allen Wilden vom atlantischen bis zum stillen Meere eingeführt zu sein. Es werden mit einem scharfen Instrumente Figuren in die Haut geritzt, oft mit den scharfen Stacheln des Cactus, und in die frischen Ritzen wird gepulverte Holzkohle, Schießpulver oder zuweilen der färbende Saft einer Pflanze eingerieben, wodurch ein beständiger Fleck hervorgebracht wird.

Die gewöhnlichste weibliche Tracht ist die bei den Comanche-Weibern übliche, wovon ich bereits gesprochen habe. In Hinsicht auf Kleidung und anderen Schmuck ist jedoch der Gebrauch der gesitteten Welt bei den Indianern umgekehrt. Das schöne Geschlecht bemalt sich weniger als der Mann, braucht im Ganzen weniger Schmuck und trägt besonders keine Ohrgehänge. Während eine wilde Schöne auf ihr Aeußeres nur wenig Aufmerksamkeit wendet, braucht ein Tapferer eben so viel Zeit, als eine schöne Französin, zu seinem Anzuge, zu seiner Bemalung, zu der Anordnung seiner Zierathen, seiner Glaskügelchen und zu anderem Tand. Ein Spiegel ist sein Abgott; kein Krieger ist vollständig ausgerüstet, ohne dieses unumgänglich nöthige Zubehör, das er sehr oft zu Rathe zieht. Gewöhnlich nimmt er den Spiegel aus der ursprünglichen Einfassung und fügt ihn in einen großen, seltsam geschnitzten hölzernen Rahmen, den er stets bei sich trägt. Auch ist er selten ohne ein Zängelchen, entweder von Blech oder gehärtetem Holz oder schneckenförmig gewundenem Draht, womit er nicht nur seinen Bart, seine Wimpern und Brauen sorgfältig ausrottet, sondern auch jedes Haar auf seinem Leibe, sobald es sich zeigt, da man jede Behaarung dieser Art eines

Kriegers unwürdig hält. Darin liegt der Grund, daß man die Indianer oft als von Natur bartlos beschrieben hat.

Alle Indianer haben einen leidenschaftlichen Hang zu Glaskügelchen, Schmuck und Tand aller Art. Die Männer schlitzen zuweilen den Rand der Ohren furchtbar auf, um ihre Gehänge von Glaskügelchen, Muscheln und dergleichen anzubringen, und zuweilen werden selbst Bleistreifen um den abgeschnittenen Rand gewunden, durch deren Gewicht der abgetrennte Theil des Ohres oft einige Zoll tief herabgezogen wird. Nicht selten sieht man Glaskügelchen und Kleinode bis zu einem Gewicht von einem halben Pfunde an jedem Ohre baumeln und unter einigen Stämmen auch schwere Gehänge an der Nase. Auch das Haar wird auf ähnliche Art verziert und der Hals mit Schnüren von Glaskügelchen und Bärenklauen umwunden, während die Arme mit Bändern von Draht oder Metallplättchen reichlich verziert sind. Die Tapferen sind gewöhnlich mit dem buntesten Tand geschmückt und ein Fremder könnte sie leicht für die Häuptlinge eines Haufens halten, die dagegen oft ganz einfach gekleidet sind.

Die Weiber sind in jedem Sinne die Sclavinnen der Männer. Sie müssen jeden schweren Dienst verrichten, das Wild abhäuten und die Speisen bereiten, die Pferde ihrer Gebieter hüten, herbeiholen, satteln und absatteln, die Hütten aufschlagen und abtragen, das Gepäck aufladen und auf der Wanderung oft schwere Lasten tragen, kurz fast Alles thun, außer Fechten und Jagen, was der Indianer für seinen eigenthümlichen, ja einzigen Beruf hält.

Die unbedeutenden Manufacturen, die es unter den Indianern giebt, werden gleichfalls von den Weibern besorgt; sie machen die verschiedenen Kleidungsstücke. In der Verzierung der Moccasins und ihrer ledernen Unterröcke zeigen sie, besonders unter den nördlichen Stämmen, ihre größte Geschicklichkeit. Ihre bedeutendste Manufacturarbeit aber sind die Büffelkittel, die sie nicht nur zu ihrem eigenen Gebrauche verfertigen, sondern

die auch der ansehnlichste Gegenstand ihres Verkehrs mit den Händlern sind, welche mit den Indianern in Verbindung stehen. Diese Kittel werden ausschließend von den Weibern gemacht. Bei der Zurichtung der Büffelhaut werden zuerst alle fleischigen Theile von der inneren Oberfläche abgeschabt. Dieß geschieht gewöhnlich mit einem knöchernen Werkzeuge, das zuweilen die Gestalt eines kleinen Deißels hat, mit einer gezähnten Schneide. Die Haut wird zu diesem Zwecke zuweilen in einen Rahmen gespannt und an einen Baumzweig oder an eine Gabel vor der Hütte gehängt, gewöhnlich aber streckt man sie mit Pflöcken auf dem glatten Boden aus, mit der Fleischseite nach oben. Ist sie abgetrocknet, so wird die schwammige Oberfläche mit einem anderen Deißel oder einem flachen Eisen, das in einer hölzernen Handhabe steckt und wie das Gerberwerkzeug geschärft ist, sauber gereinigt. Die Oberfläche wird dann mit Gehirn beschmiert, was die Canadier „mettre à la cervelle" nennen, und mit der Fleischseite nach innen aufgerollt. In diesem Zustande bleibt sie zwei bis drei Tage liegen; gewöhnlich wird dazu das Gehirn desselben Thieres gebraucht und das Gehirn eines Büffels ist mehr als genug, seine Haut zuzurichten. Sind die Poren der Haut von der Gehirnmasse völlig durchdrungen, so wird sie wieder angefeuchtet und durch beständiges Drücken und Reiben erweicht, bis sie trocknet. Zur Erleichterung dieser Arbeit wird sie zuweilen in einen Rahmen gespannt und vor einem Feuer aufgehängt, während man die innere Oberfläche mit dem Deißel schabt und zuletzt mit Bimsstein fleißig abreibt, aber in Ermangelung des Bimssteins wird die Haut strichweise über einem ausgespannten Seile rasch hin und her gezogen. Die Büffelkittel haben zuweilen einen Saum in der Mitte. Dieß ist der Fall, wenn man die Haut in zwei Theile zerschnitten hat, theils der bequemeren Zurichtung wegen, theils um die Höhlung wegzuschaffen, die durch den Höcker, besonders bei den Stieren, verursacht wird. Der Höcker der Kuh ist kleiner, und daher wird ihre Haut gewöhnlich zugerichtet, ohne zerschnitten zu wer-

den. Die Haut wird jedoch beim Abhäuten des Thieres zerschnitten, weil die Indianer damit lieber auf dem Rücken anfangen.

Die Büffelhaut wird oft ohne die Wolle zugerichtet. Zu diesem Zwecke wird sie in Wasser eingeweicht, bis das Haar sich gelöst hat, worauf man sie auf die angegebene Weise zurichtet, mit Gehirn beschmiert und erweicht. Von diesen gegerbten Büffelhäuten, bei den Mejicanern „anta blanca" genannt, werden viele Kleidungstücke der Indianer für beide Geschlechter gemacht, selbst die Unterröcke der Weiber, wiewohl diese die Bockhaut vorziehen, wenn man sie sich verschaffen kann.

Die Hauptnahrung der Indianer ist Fleisch, obgleich sie sich in dessen Ermangelung oft Wochen lang von Wurzeln, Kräutern und Früchten nähren. Die Büffel sind die gewöhnlichen Heerden dieser Wilden und geben ihnen Nahrung, Bekleidung und Obdach. Wie es scheint, fand man in alten Zeiten zuweilen Kanibalen-Stämme *) in jenen Gegenden; doch giebt es, wie ich glaube, keine Spur von Kanibalimus mehr, ausgenommen wenn man dieses unmenschliche Gelüste einigen der wilderen Krieger zuschreiben kann, welche, wie ich gehört habe, im Wahnsinn des Kriegsjubels die Herzen ihrer tapferen Opfer verzehrt haben, sowohl um ihren blutdürstigen Hang zu befriedigen, als auch, wie sie meinen, die Tapferkeit des erschlagenen Feindes sich anzueignen. Sie bedienen sich jedoch fast aller Thiere in ihrem Lande zur Nahrung und essen oft Insecten, und selbst das schmuzigste Ungeziefer. Unter einigen Stämmen werden Grashüpfer, Heuschrecken und ähnliche Thiere gesammelt und zu künftigem Gebrauche getrocknet. Hundefleisch **) gilt fast unter allen Stämmen

*) Ein kleiner Stamm an der Gränze von Tejas, genannt Tonkewas, genoß noch in diesem Jahrhunderte Menschenfleisch und vielleicht noch in den letzten Jahren, wiewohl ich nichts davon gehört habe.

**) Hunde scheinen immer eine Lieblingspeise unter den Ureinwohnern in den verschiedenen Gegenden Amerikas gewesen zu sein. Mar-

für den größten Leckerbissen, und wird ein geliebter Gast zum Essen erwartet, so werden sicherlich die leckersten Stücke eines der vielen fetten Hunde, die man in jeder Hütte findet, ihm aufgetischt. Reisende sind auf diese Weise oft genöthigt gewesen, ein indianisches Hundegericht zu essen, und abgesehen vom Vorurtheil, ist es keineswegs unschmackhaft. Das Fleisch des Wolfes aber und selbst des amerikanischen Hundes soll unschmackhaft und zuweilen unerträglich sein. Der Iltiß ist gleichfalls eine Lieblingsnahrung der Indianer, und obgleich Irving in seiner Reise durch die Prairieen sich damit zu rühmen scheint, daß er einen geschlachteten Iltiß in's Wasser geworfen und einen Osage-Indianer dadurch abgehalten habe, sein Feuer durch das Kochen desselben zu entehren, so behaupten doch alle Reisende, die das Fleisch dieses Thieres gekostet haben, daß es zart und ungemein schmackhaft sei. „Das Fleisch des Stinkthieres — sagt James in seinem Bericht von Long's Reise — wurde uns zuweilen vorgesetzt, und wir fanden es ungemein nahrhaft und angenehm."

Diese wilden Indianer haben außer etwa einem Kessel kein anderes Küchengeräth. Zuweilen kochen sie ihr Fleisch, oft aber essen sie es roh. Der Wilde ißt das warme Fleisch des Büffels, indem er sich Bissen von dem Schwanzstück, der Leber und anderen Theilen auswählt, und nicht selten braucht er die Galle als Brühe. Essen ist einer der Lieblingsgenüsse der Indianer, obgleich sie bis zu einem fast unglaublichen Grade Hunger ertragen können. Sie fasten zuweilen eine Woche lang, ohne an Kräften zu verlieren; können sie sich dann aber wieder Nahrung verschaffen, so scheinen sie unersättlich zu sein.

Die Indianer in den Prairieen sind mit den Heilkräften vieler ihrer einheimischen Pflanzen bekannt geworden, welche oft in

---

quette bemerkt in seiner Reise auf dem Mississippi (1673) von einem Indianerschmause: „Das dritte Gericht war ein großer Hund, den man absichtlich für diese Mahlzeit getödtet hatte."

Verbindung mit Schwitzbädern und kalten Bädern gebraucht werden. Nach einem reichlichen Schweiß, der durch Abkochungen von schweißtreibenden Kräutern befördert wird, während sie in einer dicht verschlossenen Hütte liegen, die der Dampf des auf heiße Steine gegossenen Wassers anfüllt, springen sie noch triefend in einen kalten Wasserpfuhl und wickeln sich dann in einen Büffelkittel. Dieses Mittel ist in einigen Krankheiten von Erfolg gewesen, und es sind dadurch außerordentliche Heilungen bewirkt worden, in anderen Fällen aber, und besonders bei den Blattern, hat es die furchtbarsten Folgen gehabt. Oft lassen sie in Krankheiten Blut, was gewöhnlich mit der scharfen Ecke eines Feuersteines geschieht, und obgleich sie zuweilen eine Ader öffnen, so machen sie doch gewöhnlich an irgend einem Theile des Körpers Einschnitte. Sie haben großes Vertrauen zu ihren Aerzten oder Arznei-Männern, welche den Kranken durch Beschwörungen und Zauber zu heilen vorgeben. Die Comanches und viele andere Stämme singen oft ermüdend und eintönig über dem Kranken, um den bösen Geist wegzuscheuchen, der nach ihrer Meinung ihn quält, und dieß mag durch die Wirkung auf die Einbildung die Heilung oft beschleunigen.

Diese Indianer haben keine Hausthiere, außer Pferden, Maulthieren und Hunden. Mit Hunden ist jede Hütte reichlich versehen, doch sind sie, wie bereits erwähnt, ein nützlicheres Zubehör als die lästigen Rudel, die so oft die einzelnen Hütten und selbst die Dörfer in den Vereinigten Staaten quälen. Pferde sind jedoch der Hauptreichthum der Prairie-Indianer und reizen sie zu ihren meisten Raubzügen. Die nördlichen Stämme, wie auch die weißen Trappers, füttern ihre Pferde im Winter oft mit der zarten Rinde des süßen Baumwollenbaumes (populus angulata) im Mississippi-Thale.

Die westlichen Wilden wissen nichts vom Werthe des Geldes. Ihre Wampum-Kügelchen dienen unter einigen Stämmen als eine Art von Umlaufmittel, denn da sie allgemein geschätzt werden, so erhalten sie einen Werth im Verhältniß ihrer Größe

und gehen beim Austausche von Bedürfnissen zuweilen von Hand zu Hand. Der eigentliche Wampum aber besteht nur aus Muscheln und war eine Arbeit der Ureinwohner. Er ist aus langen Röhrchen mit einer eiförmigen Oberfläche und zuweilen auch aus bloßen Cylindern zusammengesetzt und hübsch geglättet, aber Nachahmungen von Porzellan und Glas scheinen jetzt die gebräuchlichsten zu sein. Die Farbe ist gewöhnlich weiß, aber zuweilen auch blau oder gestreift.

Diese Indianer wissen nichts von der Eintheilung der Zeit, außer durch handgreifliche Unterschiede, wie Tage, Monate und Jahre. Gewöhnlich werden die Jahre als eben so viele Frühlinge oder Herbste berechnet; oft aber rechnen sie auch nach Wintern, d. h. nach Frösten und Schneefällen. Entfernungen werden nach Tagereisen gemessen, die man aber öfter nach Nachtlagern oder Schlafzeiten berechnet. Spricht man von einer Tagereise in allgemeinen Ausdrücken, so meint man die regelmäßige Tagewanderung eines Haufens, die selten über zwanzig Meilen weit geht.

Funfzehnter Abschnitt.

Prairie-Indianer. — Mittlere Stämme. — Ihre Wigwams und Jagdzüge. — Anzug und Haarschnitt. — Die Pawnees. — Die Osages. — Ihre Spitzbüberei. — Pferde als Brautwerber. — Wehklagen. — Aberglaube. — Bemalte Pawnees. — Wilde Stämme. — Die Comanches. — Ihr Streifgebiet. — Ihre Nüchternheit. — Ihre Häuptlinge u. s. w. — Weibliche Keuschheit. — Ehegebräuche. — Sitten. — Reitkunst. — Kriegführung. — Raubzüge. — Kriegsfeierlichkeiten. — Behandlung der Gefangenen. — Begräbnißgebräuche. — Glaubensansichten.

Die Stämme in der Nähe der Gränzindianer unterscheiden sich von jenen, welche die entfernteren westlichen Prairieen durchstreifen, in verschiedenen allgemeinen Charakterzügen. Sie haben ordentliche Dörfer, treiben meist Jagd und Ackerbau, und bilden eine Art Mittelvolk zwischen den Gränzanwohnern und den wilden Stämmen, indem sie beiden im Allgemeinen ähnlich sind. Ich will hier nur einige der Eigenthümlichkeiten erwähnen, wodurch die bedeutendsten dieser Stämme sich unterscheiden. Ihre Dorf-Wigwams sind von vesterer Beschaffenheit als die Wohnungen der wilden Stämme und statt mit Häuten, mit Gras und Erde bedeckt. Die Indianer bleiben gewöhnlich während der rauhen Winterzeit in ihren Dörfern; die meisten aber verwenden den Anfang des Frühlings und so viel vom Sommer und Herbst, als der Anbau und die Ernte ihrer Feldfrüchte ihnen übrig läßt, auf Büffeljagden in den Prairieen.

In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich nur wenig von den wilden Stämmen, ausgenommen daß ihr häufigerer Verkehr mit den Weißen sie veranlaßt, einen größeren Gebrauch von amerikanischen Erzeugnissen — Decken, groben Zeuchen, Kaliko und dergleichen — zu machen. Ihre auffallendste Eigenthümlichkeit liegt in dem Schnitte ihres Haares. Statt wie die Indianer in den Ebenen es lang zu tragen, stutzen und ordnen es die meisten auf die wunderlichste Weise, und in der Sorgfalt, welche sie auf diesen Theil ihres Aufputzes wenden, kann ihnen selbst der feinste Stutzer der civilisirten Welt nicht gleichkommen. Sie scheeren einen großen Theil des Kopfes und lassen, als Schädelhautbüschel — ein unerlaßliches Siegeszeichen des Feindes — nur auf dem Wirbel eine phantastische Locke stehen, die gewöhnlich mit bunten Federn und allerlei Tand prächtig geschmückt ist.

Die Pawnees, deren Hauptdorf am Platte-River liegt, sind vielleicht die berühmtesten dieser Stämme. Kleine Banden ihrer Krieger durchstreifen zu Fuß alle Gegenden der Prairieen, oft bis an die mejicanische Gränze, obgleich sie gewöhnlich darauf ausgehen, wohlberitten zurückzukehren. Auf solchen Ausflügen können sie recht gut für die Ismaeliten der Prairieen gelten — sie sind gegen Jedermann und Jedermann ist gegen sie. Mehre Tage lang können sie unbemerkt in der Nähe einer Beute von Maulthieren oder Pferden lauern, bis die günstige Gelegenheit sich darbietet, darüber herzufallen.

Dieses Volk zerfällt in vier Hauptthaufen, die großen Pawnees, oder „grand Pans“, wie die Canadier sie nennen, die Republikaner, die Mahas oder Wölfe und die Tapage oder „lärmenden Pawnees“. Ihre Verwandten, die Rickaras, werden jetzt als ein besonderer Stamm betrachtet.

Die Osages sind jetzt nach den Sioux-Indianern der bedeutendste westliche Zweig des Dahcotah-Stammes. Sie zerfallen in zwei Haufen, in die großen und kleinen Osages.

Obgleich die Pawnees als Plünderer der Prairieen eine sehr bedeutende Rolle spielen, so sind doch die Osages in gewöhnlichen Spitzbübereien unübertroffen. Gewandtheit im Stehlen scheint in der That einen Theil ihres Glaubens und einen besonders wichtigen Zweig ihrer Erziehung zu bilden, in welchem man Grade nach wahrhaft akademischer Sitte ertheilt; denn man hat mir versichert, daß man in ihren Rathsversammlungen die Ansprüche der Bewerber um die Ehren der Spitzbüberei gewissenhaft prüfe und dem Geübtesten das Recht zuerkenne, eine Feder, quer durch den Schädelhaut-Büschel gesteckt, als eine Art Ehrenzeichen tragen zn dürfen.

Die Gebräuche der Osages scheinen keine wesentlichen Veränderungen erlitten zu haben, trotz den Bemühungen der Regierung und der Missionare, sie zur Gesittung und zum Christenthum zu bekehren. Einige ihrer Heirathgebräuche sind höchst sonderbar und eigenthümlich. Die älteste Tochter scheint nicht nur muthmaßliche Erbin zu sein, sondern wird, sobald sie verheirathet ist, auch unbeschränkte Eigenthümerin des ganzen Besitzthums und Haushalts ihrer Aeltern und Herrin über Familie und Alles. So lange sie jedoch ledig bleibt, hat sie keine Macht und wird als verkäufliche Waare betrachtet, die wie im gesitteten Leben nach ihren Reizen und dem Werthe des Erbes geschätzt wird. Sie wird daher von ihren Aeltern unter der strengsten Aufsicht gehalten, damit sie nicht durch unziemliche Aufführung an Werth verliere.

Hat ein Krieger ein Auge auf die Erbin geworfen, und wünscht er sie mit ihrem Eigenthum an Schwestern, Hunden, Decken und Hausgeräthschaften zu besitzen, so nimmt er seine beßten Pferde — ist sie schön, so würde er nichts ausrichten, wenn er nicht die edelsten darbrächte — und nachdem er sie an die Thüre ihrer Wohnung gebunden, geht er davon, ohne ein Wort zu sagen, und überläßt es den Thieren, schweigend seine Absicht zu befördern. Sobald der Bewerber sich entfernt hat, werden

die Kostbarkeiten von der Hausfrau und ihrem Eheherrn untersucht, während die sittsame Jungfrau nur durch eine Spalte des Wigwams zu lauschen wagt. Findet man, daß die Geschenke unwürdig sind, so sendet man die Pferde eben so schweigsam, als sie gebracht wurden, an ihren Eigenthümer zurück, obgleich dann und wann vielleicht eine Entschuldigung hinzugefügt wird, wenn er ein Krieger ist, den man nicht beleidigen darf; werden sie aber angenommen, so bindet der Vater einige seiner eigenen Pferde als ein Zeichen der Einwilligung an die Thüre des Bewerbers. In Ermangelung von Pferden müssen andere Kostbarkeiten ihre Stelle vertreten. Hierauf feiert man die Hochzeit mit einem fröhlichen Feste und den althergebrachten Feierlichkeiten. Doch nun erhält der Schwiegersohn für seine schweren Ausgaben zur Erlangung der Braut seine reichliche Entschädigung; denn er wird auf einmal Besitzer des ganzen Reichthums seines Schwiegervaters, Herr der Familienwohnung und des ganzen Haushalts, und wenn es noch ein Dutzend jüngere Töchter giebt, so sind sie alle sein Zubehör, seine Weiber oder Sclavinnen, für was man sie halten will, ja selbst die „Erbin" scheint in gleicher Lage zu sein, und diejenige der Frauen, welche die Neigung des Ehemannes zu gewinnen versteht, wird gewöhnlich die Herrin des „Harems".*) Aus diesem Ueberschuß der Schönen

*) Der Gebrauch, alle Schwestern der Familie zu nehmen, soll auch bei den Kansas, Omahas und anderen verwandten Stämmen üblich sein, ja er scheint seit den frühesten Zeiten unter dem ganzen Dahcotah-Stamm, wie auch unter vielen Algonquins und den meisten anderen Stämmen an den großen Seen geherrscht zu haben. La Salle bemerkt in seinem Ausfluge von jenen Seen nach dem Mississippi (1763) über die Wilden dieser Gegenden: „Sie heirathen mehre Weiber und gewöhnlich alle Schwestern, wenn es möglich ist, weil sie glauben, daß diese besser in der Familie sich zurecht finden." Hennepin, Charlevoix und Andere sprechen von demselben Gebrauche. Auch Murray erwähnt eines Ge-

wählen die ärmeren Krieger und geringeren Indianer, die nicht eine Erbin erkaufen können, sich ihre Frauen unter wohlfeileren Bedingungen.

Die Osages begraben ihre Todten nach dem gewöhnlichen Gebrauche der Indianer, und obgleich es unter den wildesten Völkern stets Sitte gewesen zu sein scheint, nach dem Ableben eines Verwandten auf lange Zeit einen Chor scheußlichen Geschreies und Geheules zu unterhalten, so sind doch die Osages die vollkommensten Trauersänger dieser Art. Ich war einst in der Nähe eines ihrer Haufen gelagert und wurde bei Tagesanbruche durch ein höchst klägliches, herzzerreißendes Geheul und Gejammer geweckt. Der scheinbar unglückliche Leidträger schrie, bis er völlig außer Athem war. Auf einige Augenblicke schien er in den letzten Zügen zu liegen, und dann erholte er sich wieder unter erstickendem, gorlenden Athem. Er setzte dieß einige Minuten lang fort, indem er die scheußlichsten und furchtbarsten Töne ausstieß. Ich sah mich um und bemerkte den Klagenden, der das Gesicht dem matten Schimmer entgegenkehrte, welcher von der noch immer verdunkelten Sonne kam. Dieß war vielleicht sein Abgott und er stand in jener Stellung, weil sein verstorbener Verwandter in jener Richtung liegen mochte. Ein Chor dieser Klagenden, den immer das Geheul und das Kläffen von Myriaden Hunden begleitet, macht ein Lager in der Wildniß wahrhaft furchtbar.

Es wird unter diesen, wie unter anderen heulenden Stämmen, als ein wahres Verdienst betrachtet, ein gefälliger Wehklager zu sein, und es wird ein nützlicher Beruf für diejenigen, deren Augen und Lungen für solche Dinge die meiste Fähigkeit

---

brauches dieser Art unter den Pawnees, der nach Forbes auch in Californien herrschen soll. Ich weiß aber nicht, ob der Gatte in diesen Fällen nur ein thatsachliches oder ein wirkliches Recht auf die jüngeren Schwestern hatte, wie bei den Osages.

haben. Sagt man einem Osage, man habe einen Verwandten oder einen Freund verloren, und wünscht, daß er ihn betrauern möge, so wird er den Dienst für eine geringe Belohnung übernehmen und dem Geiste des Verstorbenen mehr Ehre machen als der beste tragische Schauspieler. Er wird jedes äußere Zeichen der Bekümmerniß und der innigsten Trauer nachahmen, bis die Thränen in Strömen über seine Wangen fließen.

Die Osages scheinen einen guten und einen bösen Geist zu verehren und an das gewöhnliche Paradies der Indianer zu glauben. Kein Volk kann so sehr an Zauberei und an Aberglauben aller Art hangen, wie z. B. Verkehr mit verstorbenen Freunden oder Verwandten, Bestimmung der Todeszeit, u. s. w. Man erzählt Beispiele, daß sie sich eingebildet haben, in die Welt der Geister berufen zu sein, wodurch ein so mächtiger Eindruck auf ihr Gemüth gemacht wurde, daß sie dahinwelkten und zuweilen an dem bestimmten Tage starben.

Ohne Zweifel ist das mühevolle Leben der Weiber aller Stämme die Ursache, daß sie weit mehr als die Männer zur Wohlbeleibtheit sich hinneigen. Sie sind meist dickköpfig und ungestalt, während die Männer meist hoch gewachsen, gerade, gut gebaut und gewandt sind. Die Osages sind jedoch ihrer geraden Haltung wegen berühmter als alle anderen Prairie-Indianer.

Die Wacos, Witchitas und andere verwandte Stämme am Red River sind meist sehr dürftig. Sie zeichnen sich besonders durch reichliche Tätowirung aus, weßhalb man sie zuweilen auch „bemalte Pawnees" genannt hat. Die Weiber machen aus Unterkinn, Brust und Armen wahre Kattunmuster, und ihre Brüste sind seltsam mit Ringen und Streifen verziert. Die Tätowirung scheint in der That der Hauptschmuck der Weiber zu sein, denn ihre einzige Bekleidung besteht aus einem Stücke Tuch von ungefähr vier Fuß oder einem kleinen gegerbten Felle, das von dem Gürtel herabhängt. Der obere Theil des

Leibes bleibt unbedeckt, ausgenommen, daß sie eine Decke oder ein kleines Fell über die Schultern werfen. Die Männer haben oft keine andere Bekleidung als eine Art von Schurz und zuweilen einen Büffelkittel oder eine Decke.

Die übrigen mittleren Stämme in jener Gegend haben wenig ausgezeichnete Eigenschaften, und wir wollen daher zu den wilden Stämmen in den großen westlichen Prairieen übergehen. *) Sie bauen weder den Boden, noch leben sie in vesten Wohnsitzen, sondern schweifen umher, um zu plündern und zu jagen, und nehmen nie jene vesten Gewohnheiten an, die immer einem Fortschritte zur Gesittung vorhergehen müssen. Die Comanches sind der einzige Stamm unter diesen Beduinen in den Prairieen, welche sich durch eigenthümliche Züge und einen hervorstechenden Charakter auszeichnen, und auf sie beziehen sich fast ausschließend nachstehende Bemerkungen.

*) Die Menschenzahl der mittleren Stämme ist nach dem Berichte des Commissars für die indianischen Angelegenheiten vom Jahre 1842 folgender Weise geschätzt: Die Pawnees 12,500 Seelen (obgleich einige erfahrene Händler sie nur auf 5000 angeben), die Rickaras 1200, die Chippewas, Potawatomies und Ottowas 2298, die Sack- und Fuchs-Indianer (Sacs und Foxes) 2348, die Winnebagos 2183, die Jowas 470, die Poncas 800, die Omahas 1600, die Otos und Missouris 931, die Kansas 1588, die Osages 4102; Caddos und Inys gegen 500; Wacos, Witchitas, Towockanos, Towyashes und Keechys, die sich größtentheils im nördlichen Texas behaupten, 1000. Die wilden Stämme der Prairieen bestehen aus den Comanches, gegen 10,000 Seelen, den Kiawas 2000, den Apaches 100, den Arrapahos 2000, den Chayennes 2000, und vielen anderen Stämmen nach Nord und West, die selten in die Gegenden herabkommen, von welchen dieses Buch berichtet. Da diese Stämme ohne Zweifel im Durchschnitt wenigstens drei Fünftel Weiber enthalten, so würde kaum ein Fünftel auf ihre Krieger zu rechnen sein, und dieß ist doch die gewöhnliche Regel, nach welcher sie von Leuten, welche die Indianer kennen, geschätzt werden.

Die Verwandtschaft der Comanches mit den Snakes oder Shoshonies zeigt, daß sie aus den nördlichen Gegenden stammen, und in der That war noch vor funfzig Jahren das Gebiet ihrer Streifereien nördlich vom Arkansas. Heutiges Tages aber ist dieser Strom ihre äußerste Thule. Aber auch jetzt wollen sie keine Gränze anerkennen, sondern nennen sich die Gebieter der gesammten Prairieen und betrachten alle übrigen Stämme gleichsam nur als Pachter. Sie führen ein Wanderleben und ziehen in jede Gegend, wohin die Jahreszeiten oder die Büffel, der Hauptgegenstand ihrer Jagd, sie führen mögen. Im Sommer findet man sie zwar nicht selten nördlich bis zum Arkansas, den Winter bringen sie aber gewöhnlich in den Quellengebieten des Brazos und des Colarado in Texas zu.

In ihren häuslichen Gewohnheiten gleichen diese Indianer meist den übrigen wilden Stämmen, in einigen Punkten aber weichen sie wesentlich ab. Eine der bemerkenswerthesten Abweichungen ist ihre Abneigung gegen Branntwein. Nur Wenige von ihnen lassen sich verleiten, auch nur einen Tropfen von berauschenden Getränken zu kosten, und wie ich glaube, bilden sie eine Ausnahme von dem ganzen Stamme der rothen Männer, die einen angeborenen Hang zu starken Getränken zu haben scheinen. Die Gränz-Indianer sowohl als die Stämme in den Prairieen, die Indianer in Mexico sowohl als in den Gebirgen, alle sind Sclaven dieser Gewohnheit.

Die Comanches zerfallen in zahlreiche kleinere Abtheilungen, deren jede ihren eigenen Häuptling hat. Wird ein Häuptling alt und hinfällig, so behält er bloß die bürgerliche Gewalt in seinem Stamme, während sein Sohn, wenn er für würdig gehalten wird, oder sonst ein ausgezeichneter Tapferer, durch gemeinschaftliche Einwilligung den Anführer im Kriege macht. Wie es bei allen barbarischen Stämmen der Fall ist, haben die Häuptlinge die ganze richterliche und vollziehende Gewalt. Klagen werden vor ihnen angebracht und das Urtheil wird kurz ge-

fällt und fast eben so kurz vollzogen. Hält der Häuptling seine Gewalt für hinlänglich bevestigt, so bestraft er die meisten Vergehen ohne Schonung mit Hieben. Selten aber wagt er dieß gegen ausgezeichnete Krieger, deren Einfluß und Groll er zu fürchten Ursache hat. Die Bestrafung des Mordes fällt unter diesen, wie unter den meisten wilden Völkern, den Verwandten des Ermordeten zu, die den Thäter verfolgen und züchtigen können nach ihrem Belieben, und selten schonen sie sein Leben. Ist aber der beleidigte Theil zu einem Vergleiche geneigt, so hat er das Vorrecht, eine Verwandlung der Strafe anzunehmen und den Mörder zu befreien.

Der Hausvater scheint eine unbeschränkte Gewalt über das Schicksal seiner Frauen und seiner Kinder zu haben. Die Strafe für Ehebruch ist gewöhnlich Abschneiden der Nase oder der Ohren oder beider zugleich, und er kann selbst ungestraft seine Frau tödten *). Eine Frau, die wegen einer solchen Ursache eine Verstümmelung erlitten hat, ist eben dadurch geschieden und kann, wie man sagt, nie wieder heirathen. Die Folge ist, daß sie eine erklärte Hure wird. Dieser Strenge in den Gewohnheiten des Stammes ist es ohne Zweifel zum Theil zuzuschreiben, daß die Weiber der Comanches immer ihrer Keuschheit wegen geachtet worden sind. Dieß mag zum Theil auch in dem Umstande gegründet sein, daß die Gatten, Väter und Brüder selten oder nie ihre Weiber, Töchter und Schwestern zum Gegenstande jenes entehrenden Handels machen, der unter so vielen nördlichen Stämmen üblich ist.

Wie die anderen wilden Stämme, dulden die Comanches die Vielweiberei, und ihre Häuptlinge und Krieger nehmen zuweilen

---

*) Dieser Gebrauch war vor Zeiten vielleicht sehr verbreitet, er herrscht noch heute unter den Creeks und wurde früher von anderen südlichen Stämmen geübt. „Unter den Miamis", erzählt Charlevoix, „hat der Gatte das Recht seinem Weibe die Nase abzuschneiden, wenn sie ihm entläuft."

acht bis zehn Weiber auf einmal. Drei Weiber ist jedoch die gewöhnliche Zahl für Unterthanen oder gemeine Krieger, und neun für die Häuptlinge. Ihre Heirathgebräuche sind nicht gleich in den verschiedenen Abtheilungen des Stammes, doch giebt es einige, die gewöhnlich bei Allen vorkommen. Abweichend von den meisten anderen Stämmen, halten sie die Einwilligung des Mädchens für nothwendig. Hat der Bewerber diese erlangt, so wendet er sich aus anscheinendem Zartgefühle nicht an den Vater der Braut, sondern eröffnet nach einer bei den meisten Stämmen eingeführten Gewohnheit, seinen Wunsch einem Oheim oder einem anderen ältlichen Verwandten, welcher über die Ehebedingungen unterhandelt. Beide Theile werden jedoch noch nicht für völlig verlobt gehalten, sondern um die Unterwürfigkeit der Braut unter den Willen ihres künftigen Gebieters zu prüfen, bindet dieser sein Reitpferd an die Hüttenthüre der Braut; bindet sie das Pferd los, so hat sie dadurch erklärt, daß sie den Bewerber abweist, führt sie aber das Pferd in den Stall, so gilt dieß für eine unzweideutige Einwilligung, daß sie für seine Pferde und sein übriges Eigenthum sorgen will, und die Ehe wird alsbald geschlossen. Der Oheim eröffnet dann die Verlobung dem Häuptlinge, der das Aufgebot ergehen läßt, damit kein anderer Bewerber sich einmischen könne. Da das Pferd bei diesen Indianern jedes wichtige Interesse bildlich bezeichnet, so tödtet der Bräutigam das schlechteste, das er besitzt, nimmt das Herz heraus und hängt es an die Thüre seiner Verlobten, die es dann herabnimmt und brät, worauf es in zwei Theile zerschnitten wird, die sie mit einander essen. Die Ehe ist dann geschlossen. Das Herz eines Büffels oder eines anderen Thieres kann die Stelle vertreten, wenn der Bräutigam an Pferden nicht Ueberfluß hat. Erlauben es die Umstände der Verlobten, so wird die Hochzeit gewöhnlich mit Schmaus und Tanz gefeiert, wiewohl die Comanches sonst weniger tanzlustig sind als die meisten übrigen Indianer.

Die Tracht der Comanches besteht in der gewöhnlichen Beinbekleidung, den Moccasins, dem Schurz, der Decke oder dem Kittel. Viele tragen dabei eine enge lederne Jacke, die vorn geschlossen ist. Ihre Moccasins unterscheiden sich dadurch von der Fußbekleidung anderer Stämme, daß sie lange lederne Troddeln haben, die an das Hintertheil geheftet sind und auf der Erde nachschleppen. Zuweilen nehmen sie, statt dieser Troddeln, den Schwanz eines Iltisses oder eines anderen Thieres. Der junge Krieger trägt gewöhnlich, wenn er dazu kommen kann, einen Mantel und eine Beinbekleidung von grobem Tuche, und beide müssen nach der neuesten Mode halb roth und halb blau sein. Der zweifarbige Mantel, wie die Decken oder der Büffelkittel, wird nachlässig über die Schultern geworfen und muß so lang sein, daß er auf der Erde nachschleppt, denn diese Indianer scheinen eine instinctartige Neigung zu der königlichen Großartigkeit eines Schleppkleides zu haben. Alle Indianer im fernen Westlande tragen zwar lange Haare, der Comanche aber scheint besonders stolz auf mächtige Flechten und einen langen Zopf zu sein, der zuweilen durch die Haare von Büffeln oder anderen Thieren noch verlängert wird, bis die Spitze auf den Boden reicht; er wird mit Gummi, Fett und Farben bestrichen und mit Glaskügelchen und anderem Tand verziert. Man glaube ja nicht, daß Ziererei und Geckenhaftigkeit dem gesitteten Leben ausschließend eigen seien. Ich habe gewiß nie ein eitleres Geschöpf gesehen als einen Comanche-Krieger in vollem Putze, mit seinem Tand und Farbenschmuck. Er geht einher, als ob er den Boden verschmähe, den er betritt.

Die Kleidung der Comanche-Weiber besteht gewöhnlich wenn sie es sich verschaffen können, aus einem weiten Gewande von Leder oder Kattun, das von den Schultern herabhängt und um den Leib mit einem Gürtel gebunden ist. Sie tragen Moccasins, an welche kurze Beinkleider geheftet sind. Es ist ihnen nicht erlaubt, lange Haare zu tragen, da man glaubt, daß dieses

männliche Vorrecht dadurch entweiht werde. Die Haare werden daher so kurz verschnitten, daß sie kaum bis auf die Schultern reichen. Die Weiber der meisten wandernden Stämme kleiden sich auf ähnliche Weise, die Weiber der nördlichen Stämme aber verzieren gewöhnlich ihre ledernen Röcke mit gefärbten Stachelschweinspitzen und Glaskügelchen und besetzen die Ränder mit klappernden Muscheln, Senkelstiften und ähnlichen Dingen. Diejenigen, die so glücklich sind, einen Trapper aus Canada oder aus Amerika zu heirathen, sind gewöhnlich am buntesten gekleidet.

Die Indianer in den Prairieen sind ein Reitervolk, aber die Comanches haben in Reiterkünsten einen entschiedenen Vorzug und können nur mit den Nord-Mejicanern und vielleicht mit den Arabern verglichen werden. Wie die Araber, sind sie verliebt in ihre Pferde, und man könnte es eben so gut versuchen, einem Comanche sein Kind als sein Lieblingspferd abzukaufen. Sie bezeichnen ihre Pferde auf eine eigene Weise, und man kann jedes Pferd, das ihnen gehört hat, an einem Schlitz in beiden Ohren erkennen, eine Gewohnheit, die ihrem ganzen Stamme eigen zu sein scheint.

Auf ihren Kriegszügen benutzen sie ihre Reitergeschicklichkeit mit wunderbarem Erfolge. Immer zu Pferde fechtend, verlassen sie sich hauptsächlich auf den Angriff, wobei sie ihre Pfeile und Wurfspieße mit außerordentlicher Kraft gebrauchen *). Bei solchen Gelegenheiten wirft sich der Comanche oft auf die entgegengesetzte Seite seines Pferdes, so daß er gegen die Geschosse des Feindes gesichert ist, und in dieser Stellung schießt er seine Pfeile mit außerordentlicher Gewandtheit unter dem Halse seines Pferdes ab. Sie greifen nicht während der Nacht oder in be-

*) Die Comanches führen gewöhnlich kurze Wurfspieße oder Lanzen und behaupten, wie die spartanische Mutter, daß nur Memmen lange Waffen brauchen.

holzten, unebenen Gegenden an, wie die herumschweifenden Stämme, da sie auf solchen Geländen ihre Streitrosse nicht so vortheilhaft bewegen können. Sie verdienen zwar nicht den Namen muthiger Indianer, werden jedoch von den Mexicanern als die tapfersten Gränznachbarn betrachtet; kommen sie aber mit Amerikanern oder einem der Gränzstämme in Berührung, so zeigen sie sich meist furchtsam und feig. Ihre Raubzüge sind daher meist westwärts gerichtet. Sie machen beständige Angriffe auf die ganze östliche Gränze Mexicos, von Chihuahua bis an die Küste, treiben unermeßliche Schaaren von Pferden und Maulthieren weg und tödten die Mexicaner, die ihnen begegnen, oder machen sie zu Gefangenen, besonders Weiber und Knaben. Die Knaben werden zu Sclaven gemacht und müssen die Dienste verrichten, die den Weibern gewöhnlich obliegen, vorzüglich die Heerden hüten. Vielleicht hat diese Erleichterung ihrer Arbeit durch Sclaven dazu beigetragen, die Weiber der Comanches über die Indianerinnen unter den meisten nördlichen Stämmen zu erheben. Oft heirathen sie ihre Gefangenen, ein Schicksal, das einige in Texas geraubte Weiber betroffen hat. So sonderbar es scheinen mag, ihre Gefangenen fassen oft eine innige Zuneigung zu ihren Gebietern und zu dem wilden Leben und lassen sich nicht leicht bewegen, sie zu verlassen, wenn sie einige Jahre in der Gefangenschaft zugebracht haben. Diese Gefangenen werden, wie man sagt, mit der Zeit oft die furchtbarsten Wilden. Sie vereinigen die Schlauheit der Mexicaner mit der Grausamkeit der Indianer. Sie dienen zuweilen zu Wegweisern bei Einfällen in ihre Heimat und reizen zu schrecklichen Gewaltthaten. Das Departement Chihuahua hat am meisten durch diese Einfälle gelitten. Die Comanches sind zwar in beständigem Kriege mit den südlichen Theilen der Republik, leben aber seit vielen Jahren mit den Neu-Mexicanern in Frieden, nicht nur weil dieses arme Land zu wenig zu Angriffen reizt, sondern auch weil sie, wie die Stämme im Inneren Mexicos, einige freundschaft-

liche Beziehungen zu unterhalten wünschen, um einen friedlichen Verkehr und Handel zu führen. Es sind daher zu diesem Zwecke Abtheilungen der Comanches in die Ansiedelungen Neu-Mejicos gekommen, während zu jeder Jahreszeit zahlreiche Schaaren von Neu-Mejicanern, die unter dem Namen Comancheros bekannt sind, mit Waffen, Schießbedarf, Putzsachen, Vorräthen und anderen Bedürfnissen in die Prairieen kommen, um Maulthiere und andere auf dem Rückzuge nach dem Südlande gewonnene Beute von den Indianern einzutauschen.

Dieses mächtige Volk hat in Verbindung mit den kleineren südlichen Stämmen fast unablässig Krieg mit Tejas geführt, seit dieses Land seine Unabhängigkeit errungen hat. Kriegerhaufen drangen oft in das Innere der Ansiedelungen, verübten die grausamsten Gewaltthaten und führten viele Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Sie drangen an hellem Tage in die Stadt Austin, zu jener Zeit der Sitz der Regierung, und gingen später bis an die Seeküste hinab, wo sie furchtbare Räubereien verübten. „Am 8. August 1840“ — schreibt mir ein Freund aus Linneville an der Matagorda-Bai — „kamen mehre hundert Comanches von den Bergen herab und griffen uns unvermuthet an. Sie verbrannten nnd verheerten das Dorf und die ganze Umgegend.“

Außer ihren beständigen Feindseligkeiten gegen Mejico und Tejas bekriegen die Comanches die meisten Indianer im Inneren Mejicos und die Stämme in den nördlichen Prairieen, besonders die Arrapahos und Chayennes, mit welchen sie viele blutige Kämpfe gehabt haben. Aber gewöhnlich bleiben sie in freundschaftlichem Verkehr mit den kleinen südlichen Stämmen, die sie für ihre Vasallen zu halten scheinen.

Da diese Indianer immer zu Pferde in den Krieg ziehen, so werden oft mehre Tage vor der Eröffnung eines Feldzuges Reiterübungen gemacht und Gebräuche vollzogen, welche die Stelle des Kriegstanzes anderer Stämme zu vertreten scheinen, wiewohl

auch sie zuweilen vorher Tänze halten. Wenn ein Feldzug bevorsteht, pflegen Schaaren von ungefähr zwanzig Mädchen drei Nächte hinter einander die Siege ihrer Väter, den Muth ihrer Brüder und Zeitgenossen und die Tapferkeit der jungen Krieger zu besingen, die nach ihrer Meinung an dem bevorstehenden Kampfe Theil nehmen sollen, und Alle, die von den Sängerinnen genannt werden, hält man für verpflichtet, in's Feld zu ziehen. Durch das Lob und die Anreizungen der Sängerinnen angefeuert, eilen sie alsbald zu den Fahnen eines geehrten Häuptlings, und die Festlichkeit wird mit einem Kriegstanze beschlossen.

Nach der Rückkehr aus einem glücklichen Feldzuge macht der kriegsmüde Haufen Halt auf einer Erhöhung in einiger Entfernung von dem Dorfe, und es wird ein Herold abgesendet, die Ankunft der Sieger zu verkünden. Eine der achtbarsten und ältesten Frauen eilt dann hinaus, sie zu empfangen, und trägt eine sehr lange Lanze, die bloß zu diesem Zwecke dient. An die Spitze dieser Lanze heften die siegreichen Indianer alle gewonnenen Schädelhäute, die so geordnet sind, daß jede sichtbar ist. Die alte Frau nähert sich dann den Hütten, hebt die Lanze mit den Schädelhäuten empor und singt eine beliebte Kriegersage. Alsbald kommen andere Weiber und Mädchen hinzu, die umher tanzen, während der Zug sich durch das Dorf bewegt. Nach einem sehr glänzenden Siege wird oft mehre Tage getanzt und geschmaust, und Alles mischt sich in den allgemeinen Jubel. Bringen die Sieger Gefangene mit, so müssen diese die Geißelhiebe und Beleidigungen der Weiber und Kinder ertragen. Jede scheint sich für berechtigt zu halten, die unglücklichen Gefangenen zu schlagen, zu treten, zu kneipen und zu beißen oder sie sonst zu züchtigen. Ist dieß geschehen, so werden sie den Siegern als Sclaven übergeben und sind allen Dienstleistungen und Plackereien im Lager ausgesetzt. Wie es scheint, werden die Gefangenen gleich nach ihrer Ankunft selten sehr grausam behandelt, obgleich mir einige mejicanische Gefangene ein Beispiel einer sehr grau-

samen Metzelei erzählten, wovon sie während ihrer Gefangenschaft Zeugen waren. Zwei weiße Männer, die man für Texaner hielt, wurden an einen Pfahl gebunden, während mehre Schützen in einiger Entfernung auf die nackten Leiber ihrer Opfer feuerten und diesen grausamen Zeitvertreib fortsetzten, bis einige tödtliche Kugeln den Leiden der Unglücklichen ein Ende machten. Wahrscheinlich war die Gefangennehmung dieser Weißen mit einigen erschwerenden Umständen verbunden gewesen, welche die Wilden reizten, so grausam ihre Rache zu befriedigen.

Nach einem unglücklichen Feldzuge trennen sich die Krieger und schleichen, einer nach dem anderen, in das Dorf. Man hört mehre Tage lang nichts als das Wehklagen und Geheul der trauernden Verwandten und Freunde. Sie ritzen ihre Arme und Beine und fügen sich andere schwere Kasteiungen zu. Bei solchen Gelegenheiten werden ihre früheren Gefangenen, besonders diejenigen, die zu dem Stamme ihrer siegreichen Feinde gehören, hart behandelt und zuweilen von den wüthenden Verwandten der Erschlagenen getödtet.

Nach dem Tode eines Comanche findet eine ähnliche Trauer statt. Gewöhnlich hüllt man ihn in sein beßtes Gewand und begräbt ihn mit seinen meisten Kleinoden und anderen geschätzten Dingen, und wie man sagt, wird gewöhnlich eine Ahle und etwas Leder zu Moccasins hinzugefügt, das wahrscheinlich als Vorrath für die lange Reise in das glückliche Jagdgebiet jenseit des Grabes dienen soll. Auch werden die beliebtesten Pferde des Gestorbenen getödtet und oft neben ihm begraben, ohne Zweifel in gleicher Absicht.

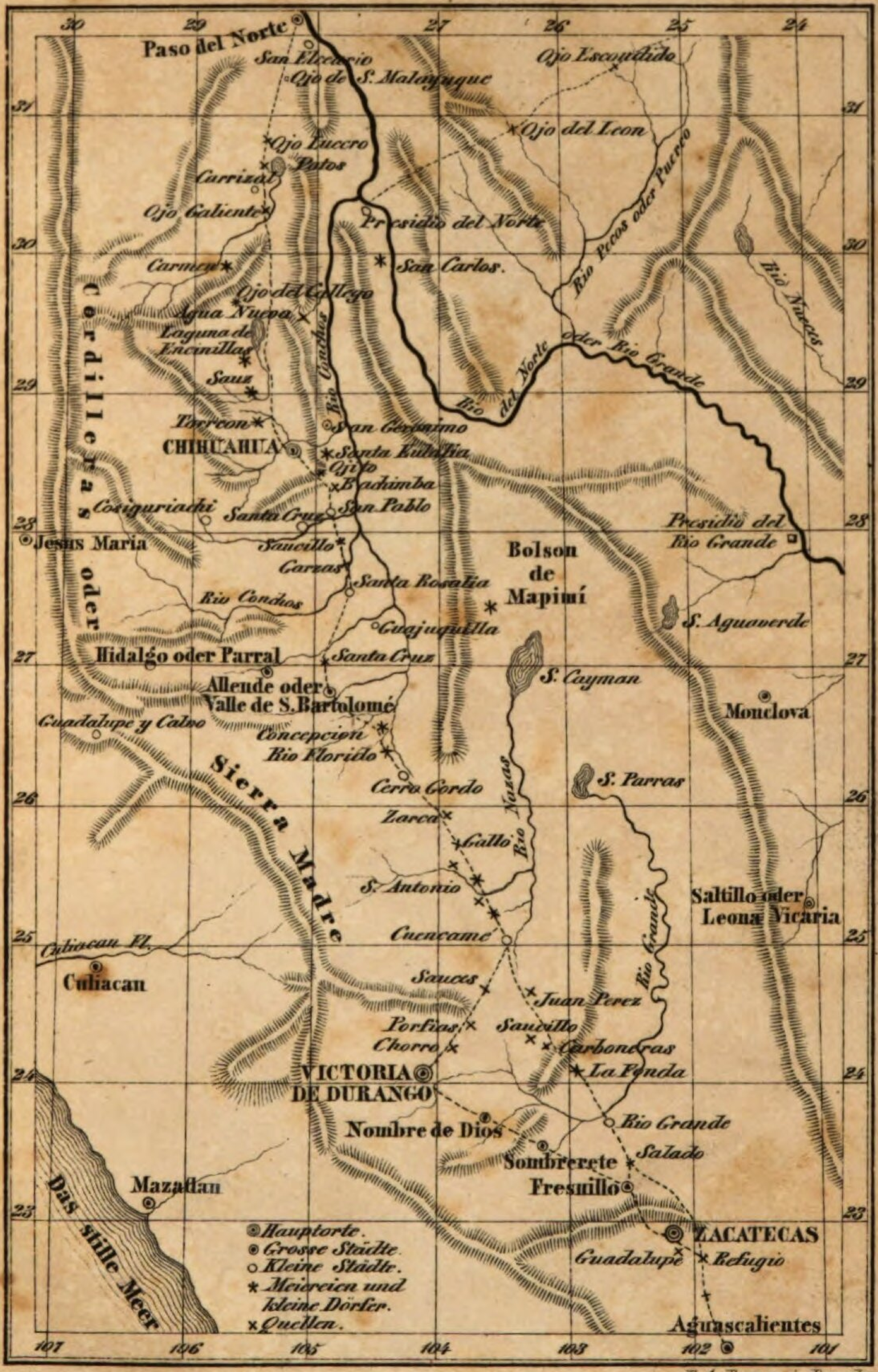
In ihren Glaubensansichten scheinen die Comanches den übrigen Stämmen in den Prairieen zu gleichen, wiewohl man zuweilen einige Eigenheiten bemerkt. Wie man behauptet, ist die getrocknete Haut oder der Schädel eines Büffels ihr Abgott, und allerdings halten sie diese Ueberreste in großer Verehrung und bedienen sich derselben bei vielen ihrer mystischen Gebräuche.

Auch die Pawnees verehren diese Büffelköpfe, womit die Ebenen bestreut sind, und gewöhnlich werden mehre Stunden in der Runde diese Schädel den Dörfern gegenüber aufgehäuft, weil man glaubt, daß die Büffelheerden dadurch in ihre Nachbarschaft gelockt werden. Die Comanches halten ohne Zweifel die Sonne für ihre Hauptgottheit. Bei den Vorbereitungen zu einem Feldzuge sollen sie nie ermangeln, ihre Waffen jeden Morgen auf die Ostseite ihrer Hütten zu stellen, damit der Segen der Lichtquelle gleich bei Sonnenaufgang auf sie falle. Bei vielen Stämmen der Ureinwohner Amerikas scheint dieß die gewöhnliche Zeit ihrer Andachtübungen zu sein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. C. Meinhold und Söhnen in Dresden

DAS INNERE NORD-MEJICOS.



F. A. Renner in Dresden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gregg, Josiah

Karawanenzüge durch die westlichen Prairieen und Wanderungen in Nord-Mejico

Bd.: 2

Dresden, Leipzig 1848

It.sing. 1456 i-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469490-3